<36603727860015

<36603727860015

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Geſchichte

der

Politik, Cultur und Aufklärung

des

achtzehnten Jahrhunderts.

Von

Bruno Bauer.

Erſter Band:

Deutſchland während der erſten vierzig Jahre des achtzehnten Jahrhunderts.

Charlottenburg, 1843.

Verlag von Egbert Bauer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite.

Eingang . . . . V—VIII.

§ 1. Das deutſche Reich während des nordiſchen und des ſpaniſchen Erbfolgekrieges . . . . . 1.

§ 2. Der Verfall des Reichs . . . . 31.

§ 3. Die theologiſche und polizeiliche Bewachung des Lebens . . . . 57.

§ 4. Die Jeſuiten im ſüdlichen Deutſchland . . . . . . 84.

§ 5 Die Landſtände und der Adel . . . . 94.

§ 6. Die kleinen und die mittleren Höfe . . . . 105.

§ 7. Der Verfall Sachſens . . . . 120.

§ 8. Friedrich Wilhelm I. von Preußen . . . . 135.

§ 9. Mit dem Pietismus gleichzeitige und zuſammenhängende freiere Beſtrebungen . . . . . 151.

§ 10. Die Engherzigkeit und Heuchelei des Pietismus . . 168.

§ 11. Dippel . . . . 176.

§ 12. Zinzendorf und die Herrnhuther . . . . 183.

§ 13. Edelmann . . . . 204.

§ 14. Wolf 237

§ 15. Spalding und Jeruſalem . . . . 254.

§ 16. Die Hofpoeten . . . . 263.

Seite.
§ 17. Liskov . . . . 274.
§ 18. Gottſched und die Oper . . . . 284.
§ 19. Brockes, Haller, Hagedorn . . . . 296.
§ 20. Gottſched und die Schweizer . . . . 309.
§ 21. Bach und Händel . . . . 313 – 320.

Eingang.

Es giebt eine griechiſche, eine römiſche Geſchichte, eine Geſchichte der chriſtlichen Welt; — die Geſchichte der Menſchheit, die Geſchichte, welche den Gedanken der Menſchheit erzeugt und die Stiftung einer menſchlichen Geſellſchaft ſich zur Aufgabe geſetzt hat, beginnt erſt mit dem achtzehnten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung.

Das achtzehnte Jahrhnndert hat den Verſuch gemacht, den neuen Gedanken auf dem Boden und innerhalb der Schranken der hergebrachten Ueberlieferungen und Vorſtellungen zur Anerkennung zu bringen — ein Verſuch, der nothwendig ſcheitern mußte und deſſen Ausgang da, wo ein reiner Wille und eine bisher der Menſchheit fremd geweſene Begeiſtrung das Experiment leitete, tragiſch, wo ein altes Vorrecht mit der beſſern Ueberzeugung ſich heuchleriſch abzufinden ſuchte, widerlich und wo das neue Princip, um ſich durchzuſetzen — man denke an Struenſee und Aranda! — den Blödſinn und die Selbſtſucht des Alten überliſten mußte, ein erfolgloſer Theatercoup war.

Die Inconſequenz ließ alle dieſe Verſuche ſcheitern. Wenn ein Joſeph alle Vorrechte, über welche ihn nach ſeiner Ueberzeugung ſowohl ſein Vorrecht als auch ſeine Begeiſtrung für die Menſchlichkeit erhob, durch kaiſerliche Edicte beſchränken und aufheben wollte, warum fing er nicht mit dem oberſten, dem Urprivilegium an? Hatte er ein Recht, das unbedeutendſte Vorrecht, das Privilegium des geringſten Gerichtsſchreibers in Brabant zu verkürzen oder aufzuheben, wenn er ſein Vorrecht eiferſüchtig bewahrte und gerade kraft ſeines Vorrechts über die andern Herr zu ſeyn meinten? Iſt ſein Vorrecht etwas Anderes als der ſummariſche Ausdruck aller andern Vorrechte? Sind dieſe nicht in ihrem Weſen erhalten, wenn er ſeines beibehielt? Iſt es nicht ſeine Pflicht und ſein Vorrecht, alle andern zu beſchützen? Und wenn er in der That auch das ſeinige zum Theil beſchränkte und verletzte, indem er die andern ſtürzte, wer gab ihm das Recht, über ein Gut zu verfügen, deſſen Herr er in keinem Falle ſeyn konnte? Sein Vorrecht hat er ſich nicht gegeben und geſchaffen, er hat es geerbt und ſeine heiligſte Pflicht iſt es, daſſelbe den Nachkommen unverkürzt und ungekränkt zur ewigen Erhaltung zu hinterlaſſen. Er geht unter, weil er das Fideicommiß ſeiner Familie angegriffen hat, er leidet, weil er fremde Rechte, die er mit ſeinem Vorrechte beſchirmen ſollte, verletzt hat und er büßt für die unbewußte Heuchelei, daß er ſein Vorrecht in dem von ihm ſelbſt herbeigeführten Schiffbruch aller andern hatte bergen wollen.

In demſelben Augenblick, als die Reformations-Verſuche, die von oben her unternommen waren, ſcheiterten

oder die Privilegirten vor den Folgen ihrer Experimente erſchraken und in der Eile ſo viel wie möglich von dem verſchleuderten Gut zuſammenrafften, verſuchte die Geſchichte — in Frankreich — den entgegengeſetzten Weg einzuſchlagen. Die rechtsloſe Maſſe, die kein angeborenes und ererbtes Vorrecht zu bewahren und zu ſchonen hatte, unternahm den Kampf gegen alle Vorrechte ohne Ausnahme und verwandelte ſich mit Einem Schlage in ein Volk, welches durch ſeine heroiſche Anſtrengung Kraft, Muth und Fähigkeit erhielt, alle Vorrechte auch draußen, überhaupt die Privilegien der Nationalitäten zu ſtürzen.

Vergebliche Conſequenz! Sie war nach ihren eigenen Vorausſetzungen eine Inconſequenz, die ſich ſelbſt ihre Strafe ſchuf. Die Maſſe ſollte kein Vorrecht mehr über ſich erkennen und ſie hatte doch noch nicht die Bildung und die Freiheit von jenen Vorausſetzungen gewonnen, in welchen alle Vorrechte begründet ſind. Die Theorie war noch nicht vollendet. Ferner! die Franzoſen wollten die privilegirten Nationalitäten ſtürzen, überhaupt die Völker um ihre Volksthümlichkeit bringen — im Eifer für die Menſchenrechte glaubten ſie ſich dazu berechtigt — und doch ſiegten ſie als Nation, wollten ſie als Nation gelten, als die große Nation, als das einzige, ausſchließliche Volk herrſchen.

Welcher Widerſpruch! der Fortſchritt, die Humanität erſchienen als Privilegium und Egoismus, welchem nun der reine Egoismus, der Egoismus des Beſtehenden und Herkommens in England durch ihn ſelbſt berechtigt und hervorgerufen gegenübertrat.

England brachte den reinen Egoismus der Nationalität und des Vorrechts zum Sieg und es folgt nun die Reaction gegen die Ideen, die das achtzehnte Jahrhundert in Unruhe verſetzt hatten, eine Reaction, die nur dazu diente, dieſe Ideen zur vollendeten Reinheit bringen.

Deutſchland, welches dadurch einzig iſt, daß es ein Land ohne Volk und Geſellſchaft iſt, darf ſich rühmen, zur vollendeten Theorie in unſern Tagen den Grund gelegt zu haben. Iſt es dazu beſtimmt, das auszuführen, was die andern Völker unvollendet gelaſſen haben? Wie auch die bevorſtehende Geſchichte die Beantwortung dieſer Frage — eine Beantwortung, die nur glücklich und heilbringend ſeyn wird, wenn ſie von keinem Egoismus mehr befleckt iſt — ſich allein vorbehalten ſollte, ſo hat der Geſchichtsſchreiber die Frage zu beantworten, wie durch die Kämpfe des achtzehnten Jahrhunderts und durch die folgende Reaction jene Reinheit der Theorie möglich wurde.

Wir fangen mit Deutſchland an: durch die ſumpfige Niederung müſſen wir uns durcharbeiten, um zu der Höhe zu bringen, die das Schlachtfeld der Gegenwart und nächſten Zukunft beherrſcht.

§. 1.

Das deutſche Reich während des nordiſchen und des ſpaniſchen Erbfolgekrieges.

Die Kriege, in welchen ſich die europäiſchen Völker über die Gränzen ſtritten, deren ſie ſpäter zur Löſung ihrer politiſchen Aufgabe bedurften, und die Leidenſchaft der Zerſtörung, die Kühnheit der Forderungen und die Rückſichtsloſigkeit der kriegeriſchen Räuberei die Völker kenntlich machte, die ſpäterhin für politiſche Ideen zu kämpfen fähig waren, dieſe Kriege fanden bei ihrem Ausbruche Deutſchland in einer Verfaſſung vor, die ihm nicht einmal die Erhaltung ſeiner Gränzen, geſchweige denn eine politiſche Zukunft in den Völkerkämpfen der bevorſtehenden anderthalb Jahrhunderte verſprechen konnte.

Schon während des vorigen Krieges mit Frankreich hatte die Belehnung des Lüneburgiſchen Hauſes mit der Churwürde das Reich auf dem Reichstage zu Regensburg mehr beſchäftigt als der ganze Reichskrieg. Eine nicht

unbedeutende Anzahl von Fürſten — Salzburg, Münſter, Bamberg, Würzburg, Paderborn, Eichſtädt, Gotha, Altenburg, Wolfenbüttel, Mecklenburg-Güſtrow, Heſſen-Caſſel, Holſtein-Glückſtadt d. h. Dänemark — proteſtirten gegen dieſe Errichtung einer neunten Cur, nicht nur deshalb, weil das Wachsthum des Hannöverſchen Hauſes ihren Neid erregte oder der Austritt einer ſo mächtigen Familie aus dem Fürſtenſtande dieſem Abbruch thun würde, ſondern vorzüglich auch deshalb, weil der Kaiſer die Sache nur an die Churfürſten gebracht habe, während ſie doch als eine allgemeine Reichsangelegenheit auch dem Fürſtenſtande zur Berathung hätte vorgelegt werden ſollen. Als der Kaiſer am Schluß deſſelben Jahres, in welchem dieſe Angelegenheit zur Sprache gebracht war — 19. Dec. 1692 — die Inveſtitur durchgeſetzt hatte, ſchließen die Fürſten ſogleich ein Bündniß dagegen, und ſie verpflichten ſich zu demſelben als correſpondirende Fürſten auf dem Reichstage zu Nürnberg — 1700 — noch feſter, als Georg Ludwig der Nachfolger Ernſt Auguſt's — 1698 — ſich um die Belehnung mit der Churwürde bewarb und dieſelbe wirklich erhielt. Die in Nürnberg verſammelten fürſtlichen Geſandten hatten ſich ſogar nach Regensburg an den franzöſiſchen Bevollmächtigten gewandt und Frankreich als Garanten des weſtphäliſchen Friedens zum Schutz ihres Rechts aufgerufen — einem Schutze, den Ludwig ſehr gern zunächſt wenigſtens verſprach.

Während das Bündniß der correſpondirenden Fürſten alle Reichsgeſchäfte ins Stocken brachte und Frankreich

Mittel dazu gab, der vorgeblichen Einheit und Selbſtſtändigkeit des Reichskörpers zu ſpotten, während Bayern und Cöln mit Ludwig völlig einverſtanden waren, war eine einige und entſchiedene Politik und die richtige Würdigung der Verhältniſſe an zwei der bedeutendſten Höfe faſt von Grund aus unmöglich gemacht. Friedrich, Churfürſt von Brandenburg hatte ſich — im Anfange des Jahres 1701 — die Königs-Krone von Preußen aufs Haupt geſetzt und ſah ſich nun gezwungen, ſeinem Hausintereſſe jede andere Rückſicht zu opfern, wenn er nicht, da er auf allen Seiten um die Anerkennung der neuen Würde anhielt, in dem Fall war, daß er ſich zur Neutralität entſchließen mußte, um es mit keiner Seite zu verderben. Auch der ſächſiſche Hof hatte, ſeitdem der Churfürſt — 1697 — die polniſche Krone trug, ein neues Haus-Intereſſe erhalten. Friedrich August II. ſuchte nämlich die polniſche Königswürde in ſeinem Hauſe erblich zu machen und trachtete deshalb nach einem feſten Beſitz an den Gränzen der Republik, die auf ihre Selbſtſtändigkeit ſo eiferſüchtig war, daß ſie dem Könige die Unterhaltung einer bedeutenden ſächſiſchen Armee auf ihrem Gebiete nicht geſtattet haben würde. Wenn aber Preußen durch ſein neues Intereſſe auf eine Vorſicht, die in Timidität überging, ſich angewieſen glaubte und durch ſeine neutrale Stellung die wichtigſten und oft ſehr nöthigen Combinationen vereitelte, ſo ließ ſich Friedrich Auguſt durch den größeren Spielraum, der ſeiner falſchen Zuverſichtlichkeit geboten war, zu kühneren Unternehmungen hinreißen, zu deren Leitung und feſter

Durchführung aber ſeine Kräfte nicht hinreichten. Er täuſchte ſich ſchon von vornherein, wenn er meinte, daß er im Entwurf dieſer Combinationen, die dem europäiſchen Staatenſyſtem eine neue Geſtalt geben mußten, eine thätige und entſcheidende Rolle ſpiele: das Verhängniß, welches die aufſtrebende Macht Rußlands vorwärts trieb und mit Schweden in einen tödtlichen Kampf verſetzte, zog ihn in dieſen Kampf mit hinein, ſein Leichtſinn machte ihn gegen dies Verhängniß folgſam und ſeine Indolenz bewirkte, daß alle ſeine Unternehmungen ſcheiterten, ſeinen Erblanden unheilbare Schläge zuzogen und durch ihren elenden Ausgang zur Verwirrung der deutſchen Reichsangelegenheiten beitrugen.

Die deutſchen Stände alſo uneins und der Reichstag durch ihren Zwieſpalt in Unthätigkeit verſetzt! Ein Theil von ihnen mit Frankreich in Einverſtändniß, ein anderer Theil in Unterhandlungen mit dem „Erbfeind,“ die tüchtigſten nur mit ihren Hausintereſſen beſchäftigt und Einer endlich bei ſeinen weitreichenden politiſchen Beziehungen wie dazu geſchaffen, um für neue Verwirrungen zu ſorgen! — das war Deutſchland, als Jedermann einen europäiſchen Krieg erwartete, der Tod des Königs von Spanien, alſo auch der Streit über die ſpaniſche Nachfolge nahe bevorſtand und der nordiſche Krieg ausbrach!

Im Altonaiſchen Frieden zwiſchen Dänemark und Holſtein (1689) war die Lehnsunabhängigkeit des Herzogs, was ſeinen Antheil an Schleswig betrifft, aber auch die gemeinſchaftliche königliche und herzogliche Regierung

über die beiden Herzogthümer beſtätigt worden. Die letztere Bedingung war dem jungen Herzog Friedrich, der 1694 ſeinem Vater in der Regierung gefolgt war, läſtig, er ſtrebte nach völliger Aufhebung der Communion in den Herzogthümern, nach Freiheit des jus armandi und errichtete, um Dänemark zu reizen und zu verſuchen, 1695 die Holmer und Huſumer Schanzen, die aber Chriſtian V., da er als Mitregent zur Errichtung dieſer Werke ſeine Einſtimmung nicht gegeben, raſirte. Nach der Verheirathung mit der ſchwediſchen Prinzeſſin Hedwig Sophie, Schweſter Carl XII., mit welchem ihn Freundſchaft, Uebereinſtimmung des Charakters und gleicher Haß gegen Dänemark verband, — 1698. 1699 — ließ Friedrich im Vertrauen auf Carl und auf das erneuerte Bündniß mit Hannover und Celle den Schanzen-Bau wieder aufnehmen. Das lüneburgiſche Haus war dem Gottorpſchen und Schwediſchen Bunde beigetreten, um den König von Dänemark von der Ligue der correſpondirenden Fürſten abzubringen, und ſowohl die Freundſchaft, welche König Wilhelm von England mit dem alten Herzog von Celle, Georg Wilhelm, verband, als auch der Eifer, mit welchem der unermüdliche König für die Zukunft ſorgte und alle Kräfte für den Erbfolgekrieg ſammeln wollte, beides bewog den König, ſich Holſteins anzunehmen. In der Anſicht, daß Frankreich, wenn es auch nicht die wahre Seele des Fürſtenvereines bildete, ſich deſſelben zu ſeinen Zwecken leicht bedienen könne, bewirkte er eine Zuſammenkunft von engliſchen, holländiſchen und ſchwediſchen Geſandten zu Göhrde — 1699 —

die mit dem Herzog von Celle und Churfürſten von Hannover ein Inſtrument zur Garantie des Altonaer Vertrages zu Gunſten Holſteins und zur Sicherung der Gottorpiſchen Schanzen gegen Dänemark unterzeichneten. Chur-Brandenburg hatte zwar aus Neigung für den Herzog von Gottorp die Vermittelung übernommen gehabt, da es aber zugleich die wachſende Macht Hannovers mit Argwohn betrachtete, ſo ließ es ſich durch den däniſchen Graf Reventlow zur Neutralität für dieſe Händel beſtimmen; es erneuerte ſogar, um dem Hauſe Lüneburg entgegentreten zu können, die Defenſiv-Alliance mit Dänemark vom Jahre 1692, wonach ſich beide Seiten verpflichtet hatten, einander wider jeden Angriff in ihren eigenen Ländern zu Hilfe zu kommen. Däniſcher Seits vertraute man auf das Bündniß mit dem Czaar Peter und Friedrich Auguſt von Polen gegen Schweden, auf die Ligue der correſpondirenden Fürſten und auf Frankreich, deſſen der Fürſtenbund für den Nothfall, wenn ihm die Befriedigung ſeiner Prätenſionen nicht gewährt würde, gewiß zu ſeyn glaubte. Allein der König von Dänemark bedachte nicht, daß die deutſchen Fürſten für Alles Andere nur nicht zu Feldzügen Geld hatten, ihre Miliz, wenn es nicht Subſidien zu verdienen gab, nicht in dienſtbarem Stande hielten und im entſcheidenden Augenblick, wenn es auf etwas mehr als auf Reclamationen beim Reichstage ankam, zurückſchraken. Frankreich war damals noch unſchlüſſig, hielt den Zeitpunkt noch nicht für die richtige Gelegenheit, da es des Teſtaments in Spanien noch nicht ſicher war, und die Unternehmungen

der Verbündeten gegen Schweden ſcheiterten ſämmtlich der Reihe nach.

Die Vereinigung Dänemarks mit dem Czaar und Friedrich Auguſt war ſchon unter Chriſtian V., dem Vorgänger Friedrich IV., eingeleitet. Mit Friedrich Auguſt, der Liefland für ſein Haus gewinnen wollte, ſchloß Friedrich IV. einen Monat nach ſeiner Thronbeſteigung — den 25. Sept. 1699 — endlich eine vollkommene Offenſiv- und Defenſiv-Alliance, welcher der Czaar am 11. November deſſelben Jahres beitrat.

Die Sächſiſche Armee zog aber, weil die polniſche Republik täglich eiferſüchtiger auf ihre Wegſchaffung drang, gegen Riga, ehe der richtige Zeitpunkt gekommen war, den der Czaar für die Unternehmungen der Alliirten ausbedungen hatte, nämlich der Friede mit den Türken. Im Februar 1700 machte Flemming den Verſuch auf Riga, der wie alle Anſchläge Friedrich Auguſts in dieſem zwanzigjährigen Kriege völlig mißlang.

Eben ſo mußte Friedrich von Dänemark, da er die Vollendung der gottorpiſchen Schanzen nicht dulden wollte und nach ſeinen öfter wiederholten Erklärungen nicht glaubte dulden zu dürfen, zu früh losbrechen. Die mit ihm verbündeten deutſchen Fürſten waren noch nicht gerüſtet, als er plötzlich nach der gemilderten Kälte die Schanzen angriff und raſirte, zum Theil wußten ſie auch nicht, was ſie von dieſem plötzlichen Ausbruch der Feindſeligkeiten halten ſollten, und einige von ihnen würden ſich vielleicht, wenn ſie nur die herkömmliche deutſche Friſt von Einem

oder einem halben Jahre erhalten hätten, wenigſtens zum Schein in eine Art von kriegeriſcher Poſitur geſetzt haben*). Nach der Raſirung der Holſteiniſchen Schanzen trauten die Dänen ihren Kräften mehr zu, als ſie leiſten konnten, und gaben durch ihre erfolgloſe Belagerung von Tönningen den Verbündeten des Gottorpiſchen Hauſes Zeit über die Elbe zu gehen. Der ſchwediſche Gouverneur von Bremen und Georg Wilhelm von Zelle rücken nach Altona vor, wo auch der Churfürſt von Hannover mit ſeinen Leuten und 2000 Holländern zu ihnen ſtieß. Die Dänen müſſen ſich zurückziehen und benehmen ſich in allen Stücken unentſchloſſen, ſchwach und feige, als eine engliſche und holländiſche Flotte, die König Wilhelm dem Herzog von Holſtein zur Hilfe in den Sund geſchickt hatte, die Landung Carl XII. auf Seeland gedeckt hatte. Die correſpondirenden deutſchen Fürſten ſaßen indeſſen ſtille und waren für die Mahnungen Dänemarks taub, Würzburg ausgenommen, welches ein Regiment marſchfertig hatte. Der ſächſiſche Succurs kam zu ſpät, beſtand aus elendem undisciplinirtem Geſindel und wurde von der lüneburgiſchen Landmiliz und einigen regulären Haufen leicht zerſtreut. Preußen errichtete nur langſam, ſpät und des Scheins halber bei Lentzen ein Lager. So war Dänemark zum Vergleich mit Holſtein gezwungen, der am 18. Auguſt 1700 zu Travendahl geſchloſſen wurde, nachdem

*) Siehe über dies Alles und das Folgende Hojer's Chronik: König Friedrich des Vierten glorwürdigſtes Leben. Tondern 1829. (Hojer war 1690 geboren).

es ſich vorher, um nicht zu ſchwere Bedingungen zu erhalten, insgeheim mit dem Lüneburgiſchen Hauſe geſetzt und ſich verpflichtet hatte, die neunte Cur anzuerkennen, ſobald die correſpondirenden Fürſten zufrieden geſtellt ſeyen.

Zwölf Tage nach Abſchluß dieſes Tractats erklärt Peter den Schweden den Krieg und belagert Narva, wo er durch Carl XII. jene Niederlage erlitt.

Indeſſen war nach dem Tode Carl II. — den 1. Nov. 1700 — das Teſtament zum Vorſchein gekommen, welches den zweiten Enkel Ludwigs, Philipp von Anjou zum Herrn der ſpaniſchen Monarchie machte und die europäiſchen Mächte zu außerordentlichen Anſtrengungen aufrief. So erbärmlich das Reich war und obwohl den tiefer ſehenden die elende Verfaſſung deſſelben kein Geheimniß hatte bleiben können, waren ſeine Kräfte und Zuſammenhänge, wenn der Kaiſer darüber gebot, doch von entſcheidender Bedeutung und kam es vor Allem darauf an, ob es ſo viel Selbſtſtändigkeit hatte, daß es zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer eine mittlere Parthei bilden konnte, die durch ihre neutrale Stellung und durch ein Eingreifen im rechten Augenblick die Rolle des Schiedsrichters hätte einnehmen müſſen. An Abneigung und Widerwilligkeit gegen einen Krieg, den Viele nur als einen Hauskrieg des Kaiſers betrachteten, auch an Beſorgniſſen vor einer zu großen Vermehrung der kaiſerlichen Gewalt fehlte es zwar nicht, im Lauf des Jahres 1701 vereinigten ſich ſogar der fränkiſche und der ſchwäbiſche Kreis zur Behauptung einer neutralen Stellung und die beiden rheiniſchen Kreiſe traten

dieſer Vereinigung bei; die Ligue der correſpondirenden Fürſten bildete einen bequemen Mittelpunkt für die Errichtung einer dritten Parthei, die Frankreich aus allen Kräften betrieb, und Dänemark konnte einen paſſenden Rückhalt für dieſelbe hergeben. Allein Selbſtgefühl, ein beſtimmtes Princip und Entſchiedenheit fehlten noch dem Reiche ſeinem Kaiſer gegenüber, wenn auch das Band zwiſchen Beiden ſchon bedeutend gelockert war. England und Holland gewinnen Dänemark für eine Defenſiv-Allianz, Friedrich überläßt ihnen gegen Subſidien 12000 Mann und macht ſich anheiſchig, ſich der Errichtung einer dritten Parthei im römiſchen Reich ſowohl als im Norden zu widerſetzen. Kurz vor dem Abſchluß dieſes Bündniſſes hatte Dänemark mit dem Kaiſer — den 26. März 1701 — eine Defenſiv-Allianz geſchloſſen, ihm gleichfalls für Subſidien 8000 Mann überlaſſen und durch eine grobe Liſt — indem er ſeinen Geſandten geradezu desavouirte, ſobald einmal die däniſchen Truppen nach Italien und Holland abgezogen waren — hatte der Churfürſt von Hannover von Dänemark eine genügende Erklärung über die neunte Chur zu erhalten gewußt und ſo viel bewirkt, daß die Union der correſpondirenden Fürſten auseinanderging, Münſter und Würzburg nach dem Beiſpiel Dänemarks ſich mit dem churfürſtlichen Hofe ausſöhnten und die franzöſiſchen Bemühungen, eine dritte Parthei zu errichten, für dießmal ſcheiterten. Jetzt erſt — den 7. Sept. 1701 — wurde die entſcheidende Allianz zwiſchen dem Kaiſer und den Seemächten gegen das Bourboniſche Haus möglich und nach

einem langen und trägen Widerſtande ließ ſich auch das Reich — im September des folgenden Jahres — in den Krieg mit hineinſchleppen.

Den Krieg in Polen ſahen die Seemächte und der Kaiſer gern, weil er die immer noch gefürchtete Errichtung einer dritten Parthei verhinderte und was das Reich betrifft, deſſen mechaniſche Verwicklung in den weſtlichen Krieg unterhielt. Alle Verſuche, den Partheien im Norden eine neue Stellung zu geben, ihrem Krieg ein Ende zu machen und ihnen auf die kriegführenden Partheien im Weſten Einfluß zu verſchaffen, ſcheiterten an der Schwäche, Unentſchiedenheit oder Planloſigkeit der Mächte, die hier im Norden ihr Weſen trieben.

Aus Intereſſe gegen Schweden nahm ſich Dänemark Friedrich Auguſts insgeheim an und ſchickte nach Polen einen Geſandten, welcher die Sache dieſes Königs führen ſollte, als derſelbe — 1704 — von Carl entthront war. Der däniſche Geſandte unterhandelte, nachdem Carl den Stanislaus Leſcinsky auf den Thron gebracht hatte, mit der Conföderation von Sandomir, die mit dieſer Wahl unzufrieden ſich für Auguſt erklärt hatte, und eine Aenderung in den Verhältniſſen würde vielleicht möglich geweſen ſeyn, wenn der König für verſtändige Vorſtellungen zugänglich, einer planmäßigen Handlungsweiſe fähig und von ſeinen Favoriten abzubringen geweſen wäre. Da es alſo zu gefährlich war, ſich mit einem ſolchen Fürſten zu verbinden, ſo wollte Friedrich IV. nicht einmal in ein Defenſiv-Verhältniß mit ihm treten.

Preußen, welches insgeheim mit Auguſt, dem Czaar und Carl XII. faſt immer zu gleicher Zeit unterhandelte und ſo lange den polniſchen Unruhen ohne ſich für eine Parthei zu entſcheiden zuſehen wollte, bis es ſeinen Gewinn daraus ziehen konnte, glaubte zu derſelben Zeit, als Dänemark mit Polen unterhandelte und nach der Schlacht bei Hochſtädt die franzöſiſche und bayriſche Macht nicht mehr zu fürchten war, daß ſeine Zeit gekommen ſey. Es hatte Luſt, das polniſche Preußen oder wenigſtens das Stift Ermeland ſich zu verdienen und zu dem Ende ſich mit Polen zu vergleichen. Allein Auguſts unglücklicher Rückzug aus Polen vereitelte die preußiſchen Pläne und im November — 1704 — kam Marlborough ſelbſt nach Berlin, brachte den König zur Ruhe und bedeutete ihm, er ſolle den Krieg in Polen nur immerhin gehen laſſen, da den Seemächten damit am beſten gedient ſey. Im folgenden Jahre vereinigten ſich dann die Seemächte von neuem, Schweden gegen alle neue Feinde beizuſtehen, aber auch Dänemark und Preußen wider einen ſchwediſchen Angriff zu decken d. h. Carl XII. in ſeiner blinden und unbeſonnenen Wuth nicht ſtören zu laſſen.

Wurde einmal die gefürchtete Gefahr wirklich drohend, ſo geſchah es, als Carl — 1707 — in Sachſen ſtand und, wenn er dazu fähig geweſen wäre, ſtatt mit der Leidenſchaft eines kühnen Spielers fortzuraſen, eine politiſche Rolle hätte übernehmen können. Wirklich ſuchte er eine dritte Parthei zu errichten. Mit Wolfenbüttel wird die Defenſiv-Alliance auf 5 Jahre erneuert, von dem Czaar

hatte er durch den franzöſiſchen Geſandten eine Charte blanche zum Frieden in Händen, zwiſchen Preußen und Carl und Stanislaus wird gleichfalls eine Defenſiv-Alliance geſchloſſen, die correſpondirenden Fürſten erheben wieder ihr Haupt und bewerben ſich um ein Bündniß mit Schweden, die Bayern ergriffen gegen den Kaiſer die Waffen, Schleſien war wegen Religions-Beſchwerden unruhig und ſchien leicht in Bewegung zu ſetzen zu ſeyn, Villars dringt in Schwaben ein, um den allgemeinen Aufſtand zum Sturz der kaiſerlichen Autorität zu unterſtützen: es kam nur noch darauf an, daß die Dänen ſich mit der franzöſiſchen Flotte vereinigten, die in die Oſtſee kommen und den Rücken und beſonders die Communication mit Schweden in Verein mit der ſchwediſchen Flotte gegen die holländiſche und engliſche Seemacht frei erhalten ſollte. Dänemark widerſteht und Marlborough gewinnt durch bedeutende Geldſummen den Grafen Piper, daß er ſeinem Herrn vielmehr die Fortſetzung des ruſſiſchen Krieges anrathen ſolle; die Alliirten ſtellen außerdem das Vertrauen zwiſchen Auguſt und dem Czaar wieder her und Carl ſtürmt nach Rußland ſeinem Untergange entgegen.

Es war nun zwar weder einer Parthei im Reiche gelungen, den illuſoriſchen Reichszuſammenhang aufzuheben und eine neue Gliederung des Ganzen zu bewirken, noch war Frankreich im Stande geweſen, die Illuſion zu vernichten — die Reichstruppen zogen noch, wenn auch nur

mechaniſch und ſchläfrig in das Feld, um ſich wegen der Frage, wer von den beiden im Grunde gleich blödſinnigen Menſchen, ob Philipp oder der öſterreichiſche Carl in Spanien herrſchen ſolle, faſt unaufhörlich ſchlagen zu laſſen — dafür wurde nun das Reich, nachdem Carl XII. von ſeinem Glück verlaſſen war, der Spielball einer Macht, die ſich jetzt aus der Barbarei herauszuarbeiten begann, und eines diplomatiſchen Kopfes, der ein Genie genannt zu werden verdiente, wenn zum Genie nicht die Einheit eines gediegenen Gedankens gehörte. Beide, der roh und rückſichtslos zugreifende Barbar und die Feinheit des Diplomaten ſcheiterten aber zuletzt auch wieder an der Macht der Gewohnheit, die das Beſtehende beſchützte, und an dem Reſpect, den der bloße Schein des Reichszuſammenhanges — denn mehr als Schein und die bloße Gewohnheit war nicht mehr übrig — noch einflößte.

Der Schauplatz iſt wieder der Norden und der Knoten der Intrigue wird in Holſtein geſchürzt*). Herzog Friedrich — das iſt zuvor zu bemerken — war ſeinem Schwager nach Polen gefolgt und bei Cliſſow gefallen, als ſein Sohn Carl Friedrich kaum drei Jahre alt war. Der Bruder des Verſtorbenen Chriſtian Auguſt und die

---

*) Vergl. Hojer, ferner: Geſchichte des holſtein-gottorpiſchen Hofes unter Regierung Herzogs Friedrich IV. und deſſen Sohnes Herzogs Carl Friedrich. Hamburg 1774; und: Eclaircissemens sur plusieurs faits rélatifs au règne de Pierre le Grand extraits des papiers du feu comte de Bassewitz, in Büſchings Magazin für neue Hiſtorie und Geographie; Band 9.

Wittwe Hedwig Sophie hatten die Vormundſchaft, Chriſtian Auguſt die Adminiſtration der Herzogthümer übernommen.

Das Unglück der Schweden brachte die nordiſchen Alliirten wieder näher zuſammen; der Czaar und Friedrich Auguſt machen Dänemark in einem Augenblick, wo ſein Beitritt zur Alliance noch werthvoll war, Anträge, Friedrich IV. glaubte aber, die Ereigniſſe würden warten, bis er ſeine Luſtreiſe nach Italien — er unternahm ſie beſonders um des venetianiſchen Carneval willen — angetreten und vollendet hätte, und ſchloß erſt nach ſeiner Rückkehr den 28. Juni 1709 eine Defenſiv- und Offenſiv-Alliance mit Friedrich Auguſt. Obwohl ſich nun der Czaar, der indeſſen bei Pultava die ſchwediſche Armee im ſüdlichen Rußland vernichtete, nach dieſem Siege nicht mehr zu bedeutenden Leiſtungen verſtehen wollte, ſo entſchloß ſich Dänemark dennoch zum Bruch und unternahm eine Expedition nach Schweden, die völlig ſcheiterte. Dieſer unglückliche Feldzug nutzte Niemandem als dem Czaar: während die däniſche Flotte und Armee den ſchwediſchen Succurs abhielt und gleichſam die Netze hütete, nahm Peter Riga, die Dünamünder Schanze, Reval, Wiburg, Aboe und Oeſel weg. Dänemark erhielt zum Dank außer 6000 Ruſſen weiter nichts als ein armſeliges Geſchenk von Schiffsmaterialien und 300000 Rubeln, die aber nicht einmal eher als im folgenden Jahre — 1711 — ausgezahlt wurden und zwar erſt nachdem Menzikoff durch Ueberſendung des Elephantenordens wohl geſtimmt war.

In dem Tractat zwiſchen Dänemark mit Friedrich Auguſt war dem Herzog von Holſtein-Gottorp und den ſchwediſch-deutſchen Provinzen eine völlige Neutralität geſichert, weshalb auch Preußen nur zu einer Defenſiv-Alliance zu bewegen war, da es in einem Kriege nichts zu gewinnen hatte. Carl XII. verwarf aber die Neutralität ſeiner deutſchen Beſitzungen und die Alliirten benutzten dieſen Starrſinn, durch die Eroberung der ſchwediſch-deutſchen Provinzen Dänemark und Polen frei zu machen. Der Feldzug Friedrich's und Auguſt II. gegen Stralſund und Rügen hat aber wiederum einen kläglichen Ausgang, die däniſche Flotte und Armee kehren nach Hauſe zurück und es blieben nur 3000 Pferde in Pommern, die mit den Sachſen vereinigt Stralſund von ferne beobachteten, bis das ruſſiſche Hilfscorps eintraf. Außerdem aber, daß die Ruſſen das Land auszehrten und Stralſund nebſt Stettin eingeſchloſſen hielten, richteten ſie auch Nichts aus und ſie ſollten Nichts ausrichten. Im May des folgenden Jahres (1712) rückt endlich Menzikoff mit 40000 Ruſſen in Pommern ein, — um mit den Andern über die Eroberung von Stralſund und Rügen zu „deliberiren."

Der Umſtand, daß der ſchwediſche General Steenbock aus Mangel an Lebensmitteln — gegen hundert Transportſchiffe mit Ammunition und Proviant waren von den Dänen Ausgang Septembers vor Rügen ruinirt und verbrannt — zu einem Winterfeldzug ſich gezwungen ſah, ſein Sieg über die Dänen, die er bei Gadebuſch am 26. December überraſchte und ſchlug, ehe die Ruſſen und

Sachſen zu ihnen ſtoßen konnten, der Fehler, den er beging, als er ſich, ſtatt ſich nach Polen durchzuſchlagen, nach dem Holſteiniſchen wandte — Alles das trug dazu bei, die Verwirrung des Nordens zu vollenden, und gab dem gottorpiſchen Miniſter Görz die Gelegenheit, die Großartigkeit ſeines diplomatiſchen Genies zu beweiſen.

Sogleich nach der Schlacht bei Gadebuſch — den 2. Januar 1713 — wartete der Baron dem Könige von Dänemark in Flensburg auf und gab ihm die feierliche Verſicherung, daß der Herzog eine vollkommene Neutralität beobachten werde. Tags darauf aber mußte der Adminiſtrator dem Grafen Steenbock einen Glückwunſch ſchreiben und ausdrücklich bemerken, daß ihm ſeine unverbrüchliche Ergebenheit gegen Schweden nicht erlaubt hätte, damit bis nach erhaltener Notification vom Sieger zu warten. Er ſchickte an den General außerdem den Geheimerath Bannier, um über die ſchon vorher verabredete Einräumung der Feſtung Tönningen nähere Rückſprache zu pflegen. Da man beſorgte, daß der Commandant Wolf dem Befehl des unmündigen Herzogs nicht gehorchen würde, ſo wurde verabredet, daß Bannier und Reventlow nach Tönningen reiſen und Wolfen im Namen des Adminiſtrators die Uebergabe der Feſtung mündlich befehlen ſollten, zu welchem Ende der Adminiſtrator ihm den 10. Januar eine Ordre zuſchickte, daß er Allem, was die beiden Geheimeräthe ihm befehlen würden, genau nachzuleben habe. Den 21. Januar wurde hierüber zwiſchen dem herzoglichen Hauſe und Steenbock ein förmlicher Tractat aufgeſetzt, nachdem der Herzog den 13. deſſelben

Monats einen Botſchafter nach Copenhagen geſchickt hatte, der mit den heiligſten Eiden die Beobachtung der Neutralität gelobte. Eine Ordre deſſelben Inhalts wurde — des Scheins wegen — vom Adminiſtrator dem Commandanten von Tönningen zugeſchickt, ein gleiches fürſtliches Schreiben an den Grafen Steenbock den 28. Januar abgeſandt und mit Fleiß den Dänen in die Hände geſpielt. Ja, zum Ueberfluß fand ſich der Graf Reventlow auf ſeiner Reiſe nach Tönningen, — auf der Reiſe, die er unternahm, um dem Commandanten den Willen des Adminiſtrators bekannt zu machen — bei dem König zu Huſum ein und verſicherte nochmals ſchriftlich die genaueſte Neutralität. Sofort, nachdem der Tractat mit Steenbock — den 23. Januar — abgeſchloſſen war, begab ſich der Adminiſtrator nach Hamburg, um dem Erfolg der Intrigue von Ferne zuzuſehen.

Görz, dem Baſſewitz in ſeinem ſonſt ausgezeichneten Memoire ſehr Unrecht thut, wenn er von ihm ſagt, daß ſeine einzige Parthei das Glück war und daß er mit demſelben die Partheien wechſelte, Görz, der vielmehr, wenn die Angelegenheiten die ſchlimmſten Wendungen genommen hatten, ſich in ſeinem Elemente fand, verzweifelte nicht und hoffte den Sturm, der jetzt unaufhaltbar ſcheinen mußte, noch zu beſchwören. Die Häupter der Verbündeten waren in Huſum verſammelt, um mit Steenbock in Tönningen zu unterhandeln; Görz, der ſich als Vermittler und Zwiſchenhändler einzuführen gewußt hatte, fliegt zwiſchen Huſum und Tönningen hin und her; man ſchöpft aber Argwohn, die holſteiniſche Vermittlung wird zurückgewieſen und da die

Duplicität, die man gottorpiſcher Seits in Bezug auf Tönningen bewieſen hat, endlich bekannt wird, ſo läßt der König von Dänemark die herzoglichen Länder und Aemter durch ſeine Truppen ſequeſtriren.

Von Huſum zurückgewieſen begab ſich Görz zum Czaar, der ſich damals in Hannover für einige Tage aufhielt. Görz rühmt gegen ihn die Wichtigkeit der Einverſtändniſſe, die er im Schwediſchen Reichsrath unterhielte, ſetzt ihm auseinander, wie leicht es ſey, Carl zu ſtürzen und den jungen Carl Friedrich, deſſen Neffen, auf den ſchwediſchen Thron zu erheben, und verſpricht ihm, da er ſein Verlangen nach einem Beſitz im deutſchen Reiche kannte, falls er den Herzog unterſtützen wollte, einen Theil der holſteiniſchen Staaten. Der Czaar glaubte aber, die Umſtände ſeyen noch nicht ſo beſchaffen, daß er ſich mit Görz ſtellen könne, und ſetzte die Reiſe nach Rußland fort, ohne ſich mit ihm in Auseinanderſetzungen einzulaſſen.

Menzikoff, deſſen Entſchließungen von zwei Geſichtspunkten beſtimmt wurden und der es am liebſten ſah, wenn er zu gleicher Zeit beiden folgen, d. h. die Macht ſeines Herrn vergrößern und ſich ſelbſt bereichern konnte, war vom Czaar in Deutſchland zurückgelaſſen. Görz wandte ſich nun an ihn, legte ihm den Plan eines Canals durch Schleswig vor, der die Ruſſen der Fahrt durchs Categat überhöbe, und lockte ihn durch die Ausſicht, daß er den Bau ſelbſt übernehmen und mit dem ungeheuren Ertrag des Canals ſein Vermögen vergrößern könne. Der Fürſt wird gewonnen, läßt Görzen zu den Verhandlungen in Huſum

zurückrufen und faßt dagegen den Plan, den jungen Herzog von Holſtein mit Anna, der älteſten Tochter des Czaaren zu vermählen.

Von der Anſicht ausgehend, daß man ihm keine Eroberung in Deutſchland zugeſtehen würde und Dänemark und Sachſen hinreichten, um ſich ihrer zu Schwedens Ruin zu bedienen, hatte der Czaar für jetzt auf einen Beſitz im deutſchen Reich Verzicht geleiſtet und ſah er es gern, daß der König von Dänemark, der nach der Capitulation Steenbocks — am 16. May — die Belagerung Tönningens fortſetzte, ſich in Holſtein mit Geld und neuer Mannſchaft bereicherte, weil er dadurch gegen Schweden um ſo ſtärker würde. Menzikoff dagegen ſtatt nach dem Befehle ſeines Herrn die ruſſiſche Armee zurückzuführen, ging in die entgegenſetzten Pläne Görzens ein.

Dieſer will die Neutralität der herzoglichen Länder ſchlechterdings noch durchſetzen, will zugleich in den Augen der Schweden das Verdienſt haben, daß er ihre Provinzen über dem Meere gerettet habe, muß ſie alſo zuvor in Gefahr ſetzen, treibt die Generale der Verbündeten dazu an, in dieſelben einzufallen, verhandelt in Hamburg mit dem Grafen Welling, dem ſchwediſchen General-Gouverneur von Bremen, Verden und Pommern, und gewinnt ihn für die Anſicht, daß dieſe Provinzen nur gerettet werden könnten, wenn ſie neutralen Fürſten übergeben würden. Welling übergab Bremen und Verden wirklich an Hannover und giebt ſeine Zuſtimmung dazu, daß Wismar und Stettin holſteiniſchen Truppen anvertraut werden ſollen. Da aber

dieſelben noch im Sold der Generalſtaaten waren und zur Beſetzung dieſer Feſtungen ohnehin nicht ausreichten, ſo ſollte dem Adminiſtrator die Wahl des Fürſten, der die Beſatzung zur Hälfte zu übernehmen habe, überlaſſen werden.

Anfänglich hatte Görz durch Baſſewitz, ſeinen Botſchafter, den neuen König von Preußen gewonnen: — der Vertrag mit Friedrich Wilhelm I. wurde am 22. Juni abgeſchloſſen. Da aber Meyerfeld, Commandant von Stettin, ſich nicht auf die Ordres des General Welling freiwillig ergeben will, Gewalt alſo nothwendig war, trat Preußen zurück, mit der Entſchuldigung, daß es lediglich zur Ruhe und Sicherheit des deutſchen Reiches das Sequeſtrum zu übernehmen ſich habe bereden laſſen. Für Görz war es nun leicht, mit Flemming ſogleich — den 20. Auguſt — einen neuen Vertrag zu ſchließen, wonach die Vortheile, die Preußen verſprochen waren, auf Sachſen übertragen wurden. Aus Furcht, daß ihm Stettin, welches es im Gedanken ſchon zu beſitzen meinte, entgehe, ſetzt ſich Preußen bald darauf mit den Alliirten wieder in Einverſtändniß und will es ſich dazu verſtehen, daß die Feſtung von einer halb ruſſiſchen und halb preußiſchen Mannſchaft beſetzt werde. Das Intereſſe von Holſtein verlangte aber, daß Stettin nur den Preußen übergeben würde: doch Alles ſchien ſich dagegen verſchwören zu wollen. Flemming trachtet nach den Vortheilen, die ihm Görz verſprochen; Menzikoff will ſich für ſeinen Ungehorſam gegen die Befehle des Czaaren eine Entſchuldigung gewinnen und beweiſen, daß es nützlich und von ihm Recht war, die Armee in Deutſchland zurück-

zubehalten: der verwegene Barbar beginnt ſogar ſchon das Bombardement der Feſtung. Baſſewitz, dem Görz während einer diplomatiſchen Reiſe nach Hannover die Leitung der Geſchäfte überlaſſen hatte, ſieht, daß er das Gewitter auf der Stelle beſchwören müſſe, geht zu Menzikoff, unterredet ſich mit ihm und gewinnt ihn durch die Summe von 400000 Thlr., daß er Stettin den Preußen läßt. Baſſewitz weiß nun auch den Commandanten der Feſtung zur Ueberzeugung zu bringen, daß Widerſtand unmöglich ſey, Meyerfeld erhält freien Abzug und Preußen — nachdem Flemming durch jene Gründe, welche bei den Diplomaten dieſer Art am meiſten gelten, beſchwichtigt war — beſetzt Stettin.

Preußen handelte ſchon nach ſeinem Verſprechen und verwandte ſich für das Haus Gottorp in Hannover, im Haag und in London, Anna und Georg neigten ſich ſchon zu dem Bündniſſe, da aber ſeine eigene Macht noch nicht hinlänglich geſichert und die Armee kurz nach der Thronbeſteigung des jungen Fürſten noch nicht im beſten Zuſtande war, konnte es nicht mit der reißenden Schnelligkeit handeln, die Görz im Intereſſe ſeiner Pläne fordern mußte. Dazu kam, daß der Czaar durchaus darauf beſteht, Dänemark gegen Holſtein zu unterſtützen; — alle Pläne Görzens ſcheitern und im Anfange des folgenden Jahres mußte dieſer die letzte Stütze der holſteiniſchen Macht — durch die Uebergabe Tönningens an die Dänen (den 7. Februar 1714) — fallen ſehen.

Görz verzweifelte noch nicht. Menzikoff, der im Oc-

tober des vorigen Jahres mit einem böſen Gewiſſen aus Pommern aufbrach, hatte mit ihm die Abrede genommen, daß er Baſſewitz als Unterhändler zum Czaar ſchicken ſolle. Während Görz zu gleicher Zeit dem Herzog Leopold von Mecklenburg, der mit ſeinen Landſtänden in Streit lebte, die Idee beibrachte, daß er ſich um die Protection des Czaaren bewerben ſolle, und jene Verbindung einleitete, die bald nachher durch die Vermählung des Herzogs mit der Prinzeſſin Katharine, Nichte des Czaaren, befeſtigt wurde, ſchickte er mit Inſtructionen, die er wegen der Gefährlichkeit dieſes Handels mit Fleiß ziemlich unbeſtimmt gehalten hatte, Baſſewitz nach Rußland ab. War die Zweideutigkeit dieſer Botſchaft dem durchdringenden Blick des Czaaren an ſich ſchon klar genug, ſo wurde die Stellung Baſſewitzens noch viel gefährlicher, als indeſſen Tönningen von den Dänen erobert war, die Documente, welche das Benehmen Görzens in der Steenbockiſchen Angelegenheit bewieſen, den Eroberern in die Hände fielen und der Czaar von ihnen die Copieen erhielt. Baſſewitz mußte nun die Anträge beſtimmter formuliren — der Czaar garantirt dem Herzog die Erhaltung der Feſtungswerke von Tönningen und die Rückgabe der beiden Herzogthümer, verpflichtet ſich, dem Herzog nach dem Tode Carls zur Beſteigung des ſchwediſchen Throns behülflich zu ſeyn, und ſoll dafür aus den eroberten ſchwediſchen Provinzen nach Belieben wählen dürfen, wenn der Herzog auf den ſchwediſchen Thron gelangt wäre — Peter hielt es aber noch für abentheuerlich, auf die Anträge

des einzeln ſtehenden Görz einzugehen und ließ ſeinem Abgeſandten die Päſſe geben.

Görz hatte indeſſen, während Baſſewitz in Petersburg auf eigene Gefahr und um der Gefahr der ſibiriſchen Gefangenſchaft zu entgehen, mit beſtimmteren Anträgen hervorgetreten war, ſeine Stellung völlig geändert. Die Einnahme Tönningens, die Auffindung der gefährlichen Documente und die Befreiung des alten Geheimeraths-Präſidenten Wedderkopp, der auf ſein Betreiben in der Feſtung ſeit mehreren Jahren gefangen ſaß und nun ſeine Intriguen in Copenhagen enthüllte, hatte ihn allerwärts um ſeinen Credit gebracht. Nur Eine Zuflucht blieb ihm noch — Carl XII., deſſen Ankunft aus der Türkei nahe bevorſtand. So pflanzte er nun wirklich die Fahne dieſes Fürſten auf und brach offen und rückſichtslos mit allen Höfen, die er bisher ſo lange Zeit hindurch geſchont hatte. Die holſteiniſchen Truppen waren indeſſen aus Brabant in Pommern angekommen; er nahm ſie augenblicklich in Schwedens Sold und ließ ſie dieſer Krone den Eid ſchwören. Baſſewitz, auf deſſen Untergang er gewiß rechnen zu dürfen glaubte, ſobald die Nachricht von dieſer neuen Wendung der Dinge nach Petersburg gekommen ſeyn würde, war zu ſeinem Glück ſchon auf der Rückreiſe begriffen und nicht mehr weit von der ruſſiſchen Gränze entfernt, als der Czaar die neue Botſchaft erhielt; Görz half ſich nun damit, ihn zu desavouiren, um den Folgen ſeiner Kühnheit, daß er durch dieſen Botſchafter über die Nachfolge in Schweden mit dem Czaar unterhandelt hatte, zu entgehen.

Als nun Carl — Ende Novembers 1714 — in Stralſund ankam, war Görz Allen zuvorgekommen; Baſſewitz klagt, Wedderkopp klagt, (dieſen ſchätzte Carl, für jenen ſprach ſein Verwandter, der General Baſſewitz), Carl las die Memoiren beider aufmerkſam durch, erwidert aber kein Wort, — der Gedanke, daß er der Politik Görzens nöthig habe, daß nur Görz ſein Mann ſey, ſchien ihm alle Bedenken und Rechtsgründe zu überwiegen.

Nach der Eroberung Stralſunds und ſeiner Vertreibung aus Deutſchland behielt Carl XII. die Spannkraft ſeines Geiſtes, nur ſcheint das Scharfe und Blitzähnliche ſeines früheren Haſſes einer mehr düſteren Hartnäckigkeit Platz gemacht zu haben. Görz ſtand ihm treulich zur Seite und rieth ihm, ſich mit dem mächtigſten der verbündeten Gegner zu vereinigen — dem Czaar, der gerade jetzt in ſeiner Gereiztheit gegen die Dänen, die ſeine Schritte mit Argwohn betrachteten, und gegen die Engländer, die ſeiner Abſicht, einen Hafen an der Oſtſee zu gewinnen, entgegen waren, ganz dazu geſtimmt ſey, auf den Plan einer völligen Veränderung der Politik einzugehen. Auf Menzikoff war ſicher zu rechnen.

Zuletzt noch war der Czaar darüber erbittert, daß ihm Wismar, auf welchen Hafen er ein Auge gehabt hatte, entgangen war. Als die Dänen, Preußen und hannöverſchen Truppen die ſchwediſche Beſatzung dieſes Ortes — im April 1716 — zur Uebergabe gezwungen hatten und

die Stadt beſetzten, näherten ſich auch die drei ruſſiſchen Regimenter, die unter dem Fürſten Repnin in Mecklenburg zum Schutz des Herzogs lagen, und verlangten wenigſtens die Mitbeſetzung der Feſtung. Obwohl es ihnen abgeſchlagen wurde, wollten ſie dennoch mit den andern Völkern eindringen und wichen erſt, als die Hannoveraner auf ſie Feuer zu geben drohten. Da ihm auf dieſe Weiſe die Stadt entgangen war, ſo bot nun der Czaar, im Namen des Herzogs von Mecklenburg — der an demſelben Tage, an welchem Wismar überging, ſich mit der ruſſiſchen Prinzeſſin zu Danzig vermählte — große Summen für die Ueberlaſſung dieſer Feſtung, fand aber weder bei König Friedrich noch bei Hannover Gehör. Der Czaar hatte ſogar den kühnen Gedanken gehegt, Mecklenburg für ſich zu gewinnen, er glaubte ſich der Erreichung ſeines Lieblingswunſches — in Deutſchland feſten Fuß zu faſſen — bereits zu nähern, als er auf Anſuchen des Herzogs 20000 Ruſſen nach Mecklenburg ſchickte, die dem Vorgeben nach den Dänen bei ihrem Vorhaben auf Schonen zum Succurs dienen ſollten, in der That aber nur es ſich in Mecklenburg wohl ſeyn ließen — allein England und Dänemark wollten ihn nicht zum Nachbarn haben, ſo wenig wie der Kaiſer — bei dem er ſchon vor drei Jahren um die Anerkennung als Reichsſtand wegen Lieflands vergeblich angehalten hatte — nach der Ehre geizte, ihn zu ſeinen Reichsfürſten zu zählen. Die Verſtimmung unter den Alliirten erreichte endlich den höchſten Grad, als der Czaar — in der Mitte des Jahres 1716 — mit 40000 Ruſſen, um Dänemark bei dem

Angriff auf Schonen den verſprochenen Beiſtand zu leiſten, das däniſche Gebiet betrat, aber die Landung auf Schonen vielmehr vereitelte und ſich ſo aufdringlich benahm, daß ſeine Abſicht, Copenhagen zu überrumpeln, kein Geheimniß blieb. Die Vorſichtigkeit der Dänen bewog ihn, ſeine Armee und Flotte wieder abzuführen.

Die Zeit für Görzens Plan war nun gekommen. Carl und der Czaar — dieß war der gigantiſche Plan — ſollten ſich vergleichen, der letztere alle Eroberungen bis auf Finnland behalten und Carl ſich auf Koſten Dänemarks und Hannovers entſchädigen; England ſollte unſchädlich, Georg geſtürzt und der Prätendent auf den Thron gehoben werden. Görz reiſte nach Paris, leitete die Verbindung mit den Anhängern der Stuarts ein und ſetzte ſich ſogar mit dem gleich kühnen Alberoni in Madrid in Einverſtändniß. Die Verſchwörung wurde zwar entdeckt, Carl und Peter desavouirten den Abentheurer des Scheines wegen, gaben aber den Plan nicht auf und ſannen nur darauf, ihm eine ſolide Baſis zu geben. Der Czaar begab ſich ſelbſt nach Paris, um den Regenten für das Project zu gewinnen, unterredete ſich darauf, da ſeine Schritte in Frankreich vergeblich waren, in Holland mit Görzen und legt mit ihm den Grund zu einem Particular-Frieden zwiſchen Schweden und Rußland — einem Frieden, über den zuletzt noch auf Ahland verhandelt wurde. Allein der Tod Carls XII., welchem die ſchmähliche Hinrichtung Görzens folgte, machte den Verhandlungen ein Ende.

Von der Thronfolge in Schweden ausgeſchloſſen und von Allen verlaſſen, warf ſich Carl Friedrich von Holſtein Baſſewitz in die Arme. Der alte Wedderkopp wurde anfänglich auch in den Rath gezogen, aber ſeine peinlichen Berechnungen ſchienen dem Hofe, der ſich in Hamburg niedergelaſſen hatte, nicht mehr zeitgemäß zu ſeyn. Man ſtellte dem Herzog vor: „Wedderkopp paſſe nicht zum Geheimenrath, noch zu deſſen Präſidenten. Er wolle alles zehnmal überlegen, mit der Feder nochmals ausführen und durch Rechtsſchlüſſe behaupten, was jetzt ohne dieſe Weitläufigkeiten zu gewinnen ſey; ein hurtiger Begriff von Mutterwitz unterſtützt regiere jetzt die Welt, durch Geld, gute Freunde, beim Spiel und einem Glaſe Wein würden jetzt die Staatsſachen viel leichter abgemacht als ſonſt durch juriſtiſche Deductionen. Der Herr von Baſſewitz wolle durch ſeine Staatsklugheit den Unterſchied in den Handlungen der alten und neuen Welt zeigen und einen ſo verdrießlichen Lehrmeiſter — (Wedderkopp hatte nämlich auch über die Lebensart des Hofes ſein Mißfallen geäußert) — überflüſſig machen. Man müſſe jetzt handeln und Baſſewitz getraue ſich in drei Monaten eine unglaubliche Veränderung in den holſteiniſchen Angelegenheiten zu Wege zu bringen.“

Der Hof tritt — 1720 — ſeine Reiſe an, die ihm um ſo leichter ſeyn mußte, da er ohne Land war. In Hannover wird er ſchnöde zurückgewieſen, in Berlin findet er Höflichkeit und Bewirthung im Tabacks-Collegium, ſonſt Nichts, in Dresden, wo man ſich ſelbſt nicht zu rathen wußte, konnte er Nichts erreichen, in Wien, wo er ſich

darauf hinwandte, erhält man von dem Kaiſer, daß Däne-mark Holſtein frei geben muß, in Bezug auf Schleswig, welches nicht zum Reich gehörte, war aber Nichts zu erlan-gen; im Winterquartier, welches in Breslau aufgeſchlagen wird, entwirft Baſſewitz den Plan, den Czaar zu gewinnen und die Schweden, die Carl Friedrich verworfen hatten, mit dieſem zu ſchrecken; Baſſewitz ſchreibt nun demgemäß nach Rußland, bettelt für ſeinen Hof um Reiſegeld und ſchickt endlich, als der Czaar dieß Geſuch abgeſchlagen, ſonſt aber die größten Dinge für den Herzog verſprochen hatte, ſein Ultimatum an den kaiſerlichen Hof nach Wien. Die Antwort ließ lange auf ſich warten und lautete, als ſie eintraf, dahin, daß Seine Kaiſerliche Majeſtät nach reifli-cher Ueberlegung des eingereichten Memoire's es durch-aus nicht mißbilligen könne, daß Seine Königliche Hoheit — ein Titel, den der Herzog auf Anrathen ſeiner Umge-bung angenommen hatte — nach Rußland ginge, um ſich um die Protection eines ſo mächtigen und großmüthigen Monarchen wie des Czaars zu bewerben.

So wurde der deutſche Reichsfürſt — 1721 — nach Rußland geſtoßen, wo er für ſeine Intereſſen zu ſpät, aber gerade noch früh genug ankam, um denen des Czaars zu dienen. Dieſer verſprach ihm zwar, nachdem Schweden in den Friedensunterhandlungen der Jahre 1719 und 1720 an Hannover Bremen und Verden, an Preußen Stettin und alle jenſeits der Peene liegenden pommerſchen Lande ab-getreten und Dänemark den ewigen Beſitz von Schleswig zu garantiren verſprochen hatte, mit dem Feinde keinen

Frieden zu ſchließen, ſo lange ihm nicht die Thronfolge in Schweden geſichert wäre, aber vergaß ihn in dem Frieden, den er — zu Nyſtadt den 30. Auguſt 1721 — zum Theil durch die Drohung mit dem Thronbewerber erreichte und der ihm und ſeinen Nachfolgern Polen, Dänemark und Schweden preisgab.

Peter ſagte einmal zu Baſſewitz während deſſen erſtem Aufenthalt zu Petersburg: „euer Hof, durch die ungeheuren Pläne Görzens geleitet, erſcheint mir wie ein kleines Boot, welches den Maſt eines Kriegsſchiffes trägt und von dem kleinſten Winde in die Seite gefaßt, untergehen muß.“ Das deutſche Reich war dagegen ein ungeheures formloſes Wrack, dem jede Bewegung ſchwer fiel und deſſen Mannſchaft ſich über elende Kleinigkeiten ſtritt, während das Ungeheuer von Schiff ſchon eine Beute und der Spott der Feinde geworden war.

§. 2.

Der Verfall des Reichs.

Nach dem Nymweger Frieden beſtellte Ludwig die Reunions-Kammern, die unterſuchen ſollten, was vordem zu Toul, Metz und Verdün, der Landgrafſchaft Elſaß und der Franche Comté gehört habe, und zwang die Reichsſtände, die ihm durch den Spruch dieſer Kammern zufielen, ihm zu huldigen. In denſelben Ländern führte er zu Gunſten der katholiſchen Religion viele Neuerungen ein, welche der Norm des im weſtphäliſchen Frieden feſtgeſetzten Entſcheidungsjahres zuwider waren.

Indeſſen erhielt er eine andere Gelegenheit mit dem Reiche ſeinen harten Spott zu treiben. Der Churfürſt von der Pfalz war ohne Erben geſtorben und die Schweſter deſſelben, die Herzogin von Orleans, machte auf ſeine Allodial-Verlaſſenſchaft Anſprüche, — Ludwig ließ ſie dieſe Anſprüche erweitern und erklärte, daß er dieſelben unterſtützen werde. Es kommt endlich zum Kriege, da die Franzoſen — die Deutſchen hätten ſonſt dem Spotte Ludwigs

bis ins Endloſe ihre juriſtiſchen Proteſtationen entgegengeſtellt — 1688 ins Reich einfallen.

Der Kaiſer verlangte nun, daß das Reich den Krieg erkläre; Chur-Brandenburg verlangte dagegen auf dem Reichstage*), der Kaiſer und alle Reichsſtände ohne Unterſchied der Religion ſollten erklären, daß ſie dazu helfen würden, die evangeliſche Religion in den Stand des Entſcheidungsjahres zurückzubringen. Allgemein zugeſtanden! Als Kriegsurſache wurde die widerrechtliche Reformation in den Kirchenſachen angegeben, als Zweck des Kriegs die Zurückführung des alten Zuſtandes auch in den geiſtlichen Dingen und als Joſeph I. 1691 zum römiſchen Kaiſer gewählt wurde, verpflichtete man ihn in der Wahlcapitulation auf einen Artikel, der eben dahin lautete.

Was aber alle Erklärungen und Verpflichtungen im deutſchen Reiche bedeuteten, zeigte ſich noch während des Krieges, da die katholiſche Geiſtlichkeit die feindliche Invaſion benutzte, um unter dem Schutz derſelben evangeliſche Kirchen ſich anzueignen, und zeigte ſich noch häßlicher im Anfange der Friedensunterhandlungen zu Ryßwick, wo der kaiſerliche Geſandte den Evangeliſchen erklärte, die geiſtlichen Angelegenheiten gehörten nicht in die Verhandlungen mit einer auswärtigen Macht und ſeyen als eine rein einheimiſche Sache allein zwiſchen dem Kaiſer und dem Reich zu vergleichen.

---

*) Ueber dieſe und die folgenden Verhandlungen, ſiehe: J. J. Moſer, deutſches Staatsrecht. Buch I. Cap. 21. 22. 23.

Die Unterſchrift des Friedens-Inſtruments ſtand noch bevor und die angeſehenſten evangeliſchen Geſandten hatten ſich nach dem Haag begeben, um durch ihre „Explicationen, Proteſtationen, Reſervationen" und dergleichen eine günſtigere Redaction der unbeſtimmten Verſprechen des Inſtruments zu bewirken, als der franzöſiſche Geſandte den 19ten October 1797 in der Nacht halb zwölf Uhr verlangte, daß dem vierten Artikel, welcher die Reſtitution der eroberten Landſchaften verſprach, die Clauſel beigefügt würde: „ſo jedoch, daß die römiſche Religion in den Orten, die reſtituirt würden, in ihrem gegenwärtigen Stande bleibe."

In dieſer Geſtalt wurde der Friedenstractat von dem Kaiſer und den katholiſchen Ständen unterzeichnet und die Evangeliſchen müſſen ihn auch ratificiren, da ſie ſich von ihrem Oberhaupt verrathen ſehen. Sie leiteten nun zwar auf dem Reichstage Verhandlungen über dieſe Angelegenheit ein, da ſie aber ſahen, daß die katholiſchen Stände die franzöſiſche Clauſel durchaus zu ihrem Vortheil zu benutzen entſchloſſen ſeyen, ſo brachen ſie die Verhandlungen im Sommer 1699 als unnütz ab. Ohnehin geriethen die Geſchäfte des Reichstages um dieſe Zeit ſogar völlig ins Stocken, da die Ligue der correſpondirenden Fürſten auf Betrieb Dänemarks auf dem Fürſtentage zu Goslar beſchloß, vor erhaltener Genugthuung wegen der eigenmächtigen Errichtung der neunten Chur keinen Reichs-Deliberationen beizuwohnen.

Nur mit Mühe brachte es der Kaiſer, nachdem er wegen der ſpaniſchen Erbfolge an Frankreich den Krieg

erklärt hatte, dahin, daß die Reichsverhandlungen wieder in Gang kamen. Als er die Stände durch ein Commiſſions-Decret auffordern ließ, den Krieg gegen Frankreich zu einem Reichskrieg zu machen, erklärten die Evangeliſchen dem Principal-Commiſſär, ſie wären bereit, ſich in Deliberationen einzulaſſen, müßten aber auch erwarten, daß ſie zuvor von der kaiſerlichen Commiſſion und von den katholiſchen Ständen die Verſicherung erhielten, daß alle Religionsirrungen beſeitigt würden und der Ausgang des bevorſtehenden Krieges nicht zum Nachtheil ihrer Religions-Freiheit ausſchlagen ſolle. In der That erhielten ſie von Seiten des kaiſerlichen Commiſſärs ſowohl als der katholiſchen Stände die ſchriftliche Verſicherung, daß die Religionsbeſchwerden ſogleich in Angriff genommen und mit den jetzt vorliegenden Reichs-Geſchäften in gleichem Schritt behandelt werden ſollten. Als nun das kaiſerliche Commiſſions-Decret in Sachen des Reichs-Krieges wirklich in Ueberlegung genommen werden ſollte, gab Magdeburg ſein Votum beſtimmter dahin ab, daß Alles, was Frankreich von ſeinen letzten Eroberungen wieder abgenommen und zum Reich gebracht werden würde, ſowohl in geiſtlichen als in weltlichen Dingen wieder in den Stand gebracht werden ſollte, in dem es ſich vor der franzöſiſchen Occupation befand und wie es ſich nach dem weſtphäliſchen Frieden gebühre. Die katholiſchen Stände wandten Nichts dagegen ein und ließen es bei ihrer vorigen Erklärung bewenden; da aber die Evangeliſchen ſahen, daß ſie in ihrem Votum auf die beſtimmtere Forderung Magde-

burgs nicht eingingen, ſo beſtanden ſie darauf und erreichten es auch, daß in das Reichsgutachten vom 30. September 1702 jene nähere Beſtimmung über die etwaigen Rückeroberungen aufgenommen wurde.

Sobald aber einmal von Seiten des Reichs der Krieg erklärt war, ſahen die Evangeliſchen, als ſie auf Erörterung der Religionsbeſchwerden drangen, daß es den katholiſchen Ständen niemals Ernſt geweſen, denſelben abzuhelfen oder ſich auch nur in eine Erörterung einzulaſſen. Sie erklären daher, daß ſie an keiner Reichs-Deliberation Theil nehmen könnten, bevor nicht die Religions-Angelegenheiten auf dem Reichstage verhandelt würden. Die Katholiſchen weichen aus, machen Winkelzüge und illuſoriſche Vorſchläge — (im Anfange des Jahres 1703) —. Der Reichstag fällt dadurch während des ganzen Jahres 1703 in Unthätigkeit; alle Geſchäfte ſind gehemmt; in anderthalb Jahren kam es nicht einmal zur Conferenz.

Auf weiteres Andringen der Evangeliſchen erklärten endlich die Katholiſchen im Lauf des Jahres 1704, daß ſie gar nicht geſonnen oder im Stande wären, den weſtphäliſchen Frieden als Regel für die Entſcheidung der Religionsbeſchwerden anzuerkennen.

Dieß veranlaßte den König von Preußen, unter dem 6ten December 1704 an die Regierungen ſeiner Landſchaften, wo ſich Katholiken befanden, den Befehl zu erlaſſen, ſie ſollten ihren Untergebenen, beſonders aber der Geiſtlichkeit und den Klöſtern bekannt machen, er werde ſie eben ſo behandeln, wie die katholiſchen Regierungen die

Evangeliſchen behandelten, wenn die regensburgiſchen Religionsverhandlungen nicht den erwarteten Erfolg hätten: ſie möchten ſich daher nur bei Zeiten an die katholiſchen Obrigkeiten wenden und die Abhülfe der Beſchwerden veranlaſſen. Im Juli 1705 ordnete Preußen wirklich eine Adminiſtrations-Commiſſion ein und richtete ſo viel aus, daß Pfalz wegen ſeiner evangeliſchen Unterthanen mit ihm einen Vergleich ſchloß.

Zu Regensburg aber erfolgte Nichts dergleichen, ja die katholiſchen Stände traten endlich offen mit der Behauptung auf, wenn der weſtphäliſche Frieden als Richtſchnur angenommen würde, ſo müßte mit dem ryßwicker Frieden daſſelbe geſchehen. Nach vergeblicher Auswechslung von Repliken und Dupliken gaben die Evangeliſchen die Hoffnung auf und beſchloſſen, nicht mehr mit den Katholiſchen zu unterhandeln.

Nachdem die Sache bis zum Jahr 1709 liegen geblieben war, lebte ſie bei den beginnenden Friedens-Unterhandlungen wieder auf. Die Evangeliſchen hielten nämlich bei der Königin von England und bei den Generalſtaaten darum an, daß die Religions-Sachen in die Friedens-Präliminarien aufgenommen würden. Die Katholiſchen werden beſorgt und verhandeln wieder; es erfolgen aber nur unnütze Repliken, Dupliken, Tripliken, es kommt ſogar bis zu einer katholiſchen Sextuplik, worauf die Evangeliſchen von neuem den Beſchluß faſſen, ſich mit den Katholiſchen nicht weiter einzulaſſen.

Nach Abbruch der Friedensunterhandlungen machte

Frankreich den Verbündeten neue Vorſchläge — im Jahr 1710 — und geht darauf ein, daß die Clauſel des vierten ryßwicker Artikels geſtrichen werde. Die Beſorgniſſe der Katholiſchen nehmen zu und ſie wollen nun auf einmal die Religionsſache als eine rein einheimiſche betrachtet und behandelt wiſſen. Die Evangeliſchen erinnern ſie an ihre frühere Zuſage — ohne allen Erfolg.

Der unerwartete Tod Kaiſer Joſephs — 1711 — und die Erwählung Carls VI. ließ die Sache wieder zur Sprache kommen. Im vierten Artikel der Wahlcapitulation, die Carl beſchwört, heißt es: „er ſolle und wolle keinen Frieden ſchließen ohne der Churfürſten, Fürſten und Stände Zuthun und Einwilligung und inſonderheit darauf ſehen, daß das von dem Feinde im Reich Occupirte in den alten, den Reichs-Fundamental-Geſetzen und Friedensſchlüſſen gemäßen Stand reſtituirt würde.“ Die Evangeliſchen wollten unter der Rubrik dieſer Friedensſchlüſſe den ryswicker nicht mit einverſtanden wiſſen, die Katholiſchen aber dieſen Vorbehalt an ſeinem Orte ausgeſtellt ſeyn laſſen.

Durch den Wechſel des Miniſteriums in England kam es zu den Friedensunterhandlungen, deren Eröffnung der Kaiſer unterm 15ten März 1712 dem Reiche meldete. Eine Reichs-Deputation konnte aber nicht zu Stande kommen, da die Katholiſchen, als der Widerpart an die Zuſagen von 1702 erinnert, darauf beſtehen, daß die Religions-Angelegenheit als eine rein einheimiſche behandelt werde. Die Evangeliſchen und die Katholiſchen

ſchicken daher zu den Friedensverhandlungen beſondere Geſandtſchaften, jede mit entgegengeſetzten Inſtructionen.

Alle Böswilligkeit der Katholiſchen und ihre Intriguen ſchienen bereits ohne allen Nutzen geweſen zu ſeyn, da die Königin von England ihre Geſandten darauf anweiſt, auf die Annullation der vielbeſprochenen Clauſel zu dringen, als im Augenblick der höchſten Gefahr der Pabſt den Pater Le Tellier, Beichtvater Ludwigs, beſchwört, bei dem König Alles anzuwenden, daß er die Clauſel nicht caſſiren laſſe. Der bigotte König, der ohnehin den von ihm dictirten ryßwicker Frieden nicht gern aufgab, war leicht gewonnen.

Die katholiſchen Stände und der kaiſerliche Geſandte iu Utrecht benutzten dieſe neue Wendung der Angelegenheit, gaben den evangeliſchen Geſandten immer nur zur Antwort, die Hände ſeyen ihnen gebunden, und ſchoben Alles auf die Entſchließung des Königs von Frankreich.

Es erfolgt nun der Friedensſchluß zwiſchen England und Frankreich am 11ten April 1713, wonach der weſtphäliſche Friede als Norm für die Angelegenheiten in Deutſchland gelten ſoll; auf derſelben Grundlage wird an demſelben Tage der Friede zwiſchen Frankreich und Preußen abgeſchloſſen; daſſelbe iſt der Fall mit dem gleichzeitig abgeſchloſſenen Tractat zwiſchen Frankreich und den Generalſtaaten. —

Evangeliſcher Seits, da man immer behauptet hatte, daß mit dem weſtphäliſchen Frieden die ryßwicker Clauſel nicht beſtehen könne, ſetzte man nun voraus, daß die letztere außer Kraft geſetzt ſey; der Kaiſer aber, der mit Frankreich

noch kriegte, ließ ſich dazu gebrauchen, die entgegengeſetzte Auslegung rechtskräftig zu machen. Im raſtatter Frieden wurde zwiſchen ihm und Frankreich feſtgeſetzt, daß der weſtphäliſche, nymwegiſche und ryßwicker Frieden in weltlichen und geiſtlichen Dingen pünktlich vollzogen und heilig geachtet werden ſollten.

Die Evangeliſchen klagten nun bei aller Welt, beim Kaiſer ſelbſt, bei England, Preußen, den Generalſtaaten; der Kaiſer geht aber auf Nichts ein und verhöhnt und verſpottet endlich die Querulanten in einer Weiſe, die ihm zwar keine Ehre macht, aber in Bezug auf die Stände auch nicht ungerecht genannt werden kann. Die Aufhebung der Clauſel, erwidert er ihnen, ſtehe weder in ſeiner Macht, noch im Willen Frankreichs. Wie der Krieg geführt, ſo ſey der Frieden. Er, der Kaiſer, würde ſich zum Abſchluß deſſelben wahrlich nicht genöthigt geſehen haben, wenn man die von ihm zum öftern zeitig genug geforderten Anſtalten im Reich mit geſammter Hand getroffen hätte, ſeinen reichsväterlichen Ermahnungen rechtſchaffen gefolgt wäre und mit und neben ihm gleich andern guten Patrioten ein Jeder dem Vaterlande ſeine Liebe und Schuldigkeit bewieſen hätte.

Als endlich der Kaiſer in Baden — den 7ten September 1714 — den Frieden für das Reich ſchloß, beſtand das ganze Friedenswerk darin, daß das bloße Formular des raſtatter Friedens umgeändert und auf das Reich angepaßt wurde. Die Evangeliſchen proteſtiren wieder, aber der Kaiſer kehrt ſich nicht daran und weiſt das Reichs=

kammergericht dahin an, den Badner Frieden in allen Stücken zu beobachten.

Die nächſten Friedensjahre benutzten die Evangeliſchen zur Fortſetzung ihrer Querelen, bis die Zeit und Ermattung auch dieſen ein Ende machte.

Sie mußten es daher ordentlich als ein Glück betrachten, daß Frankreich, als es wegen der neuen polniſchen Königswahl 1733 dem Kaiſer den Krieg angekündigt hatte, Kehl wegnahm und der Kaiſer das Reich daran zu erinnern hatte, daß es Frankreich gleichfalls den Krieg zu erklären habe. Erhielten ſie doch nun wieder Gelegenheit, ſtatt zu handeln, vielmehr zu deliberiren!

Wirklich bezeichnen ſie dem Kaiſer, als die Deliberationen wieder in Gang gekommen waren, den 2. Dec. 1733, als die erſte Bedingung der Mithülfe zur Bekämpfung des Reichsfeindes die unbedingte Anerkennung des weſtphäliſchen Friedens; die Weigerung des Kaiſers, dieſe Anerkennung zu verbürgen und zu gewähren, gibt wieder die erwünſchte Gelegenheit zu Beſchwerden, zu Repliken, Dupliken, Tripliken und zu einer Quadruplik; endlich vereinigte man ſich zu dem Reichsgutachten vom 16. Februar 1734, daß Alles, was ſowohl in den Landen, die man unter göttlichem Beiſtande wieder zu erobern hoffe, oder auch ſonſten auf Anlaß der vorigen Kriege mit Frankreich in geiſtlichen und weltlichen Dingen geändert ſey, in den alten den Reichs-Fundamental-Geſetzen gemäßen Stand wieder hergeſtellt werde.

So kam es nun zu jenen zwei elenden Campagnen,

die für Kaiſer und Reich ſo höchſt unglücklich ausfielen und die Schande beider vor der Welt vollendeten. In aller Stille ſchloß der Kaiſer am 3. October 1735 die Wiener Friedens-Präliminarien, in denen er Bar und Lothringen an Frankreich aufopferte. Der Religions-Beſchwerden und der ryßwicker Clauſel ward im Friedens-Schluß nicht einmal gedacht.

Es erfolgten zwar Proteſtationen von Seiten Schwedens, Schweden bewegt die Generalſtaaten, auch zu proteſtiren, desgleichen die evangeliſchen Stände in Regensburg überreichen der kaiſerlichen Commiſſion ein Promemoria, auch Dänemark übergibt in Paris eine Proteſtation; Frankreich weiſt aber die Höfe mit ihren Beſchwerden ſehr kurz ab, der Kaiſer hält nicht einmal eine Antwort für nöthig, als die Geſandten der evangeliſchen Mächte in Wien ein Memoire einreichten, und die evangeliſchen Stände in Regensburg ſehen ſich endlich darauf beſchränkt, an die Könige von England, Schweden, Dänemark und Preußen und an die General-Staaten für ihren guten Willen ein Dankſagungsſchreiben zu erlaſſen.

Dieſe Schlaffheit und Miſerabilität könnte vielleicht auffallend ſcheinen, wenn man daran denkt, daß einige der bedeutendſten gemeinſamen Reichsinſtitute, z. B. die beſtändige Reichsverſammlung, erſt in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts zu Stande gekommen waren. Wie war aber auch der Urſprung dieſer beſtändigen Tagſatzung

beſchaffen! Nur deshalb konnten die Geſandten der Stände endlich nicht mehr auseinandergehen, weil die Gegenſtände, die von den weſtphäliſchen Friedensunterhandlungen auf einen ſpätern Reichstag verwieſen waren, auf demſelben (1652—54) nicht erledigt werden konnten und die Verhandlungen auf dem nach Regensburg berufenen Reichstag vom Jahre 1663 ſich in eine endloſe Länge zogen, bis die Reichskriege mit Frankreich eine beſtändige Deliberation erforderten.

Die Kriegsverfaſſung war eben ſo jungen Urſprunges. Das Reichsheer, welches nach der Matrikel von 1521 aus 24000 Mann beſtand, ward im Jahre 1681 auf 40000 Mann gebracht und 1702 ward endlich durch einen Reichsſchluß beſtimmt, daß davon beſtändig das Duplum, in Kriegszeiten das Triplum unterhalten werden ſolle. Was halfen aber dieſe Beſtimmungen und die Berechnung des einzelnen Kriegsmannes, die eines halben Mannes oder des dritten Theiles eines Fußgängers oder Reiters bis auf Heller und Pfennig, wenn jeder der kleinen und großen Stände in dem Anſchlage, der ſeine Leiſtungen beſtimmte, zu hoch abgeſchätzt zu ſeyn meinte! Was konnte ein Volk ausrichten, wenn ſeine Angehörigen mitten im Kriege um Pfennige feilſchten und ſtritten! So ließ die Stadt Frankfurt 1705 bei Kaiſer und Reich eine Schrift einreichen, in welcher ſie über die Höhe ihres Anſchlages klagte — er betrug 800 Gulden —; ſie will 500 Gulden abgeſchrieben haben, meint aber es ſey nicht zu viel, wenn zwei Drittel, nämlich 533 Gulden 20 Kreuzer ihr abgeſchrieben würden!

Wäre es möglich, daß man Nichts verliert, wenn man Nichts wagt, dann hätten die Franzoſen dem deutſchen Reiche die beſten Gränzprovinzen nicht abgewinnen können. Der Verluſt dieſer Provinzen kann nur ein nothwendiger genannt werden; die Extremitäten ſtarben bei dem herannahenden Tode zuerſt ab und ein Glück war es für dieſe Gränzpoſten, daß ſie durch die Aufnahme in ein feurigeres Volksleben vor der Fäulniß noch bewahrt wurden.

Man deliberirte und entzweite ſich auf dem Reichstage über die Einrichtungen, die man in den — „unter göttlichem Schutze" — wiederzuerobernden Landſchaften treffen wolle, und wenn die Reichsarmee mit genauer Noth auf die wiederholten Mahnungen und Vorwürfe Marlboroughs und der Generalſtaaten geſtellt wurde, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß immer nur kaum der fünfte Theil des vorgeſchriebenen Contingents im Felde eintraf; ſie kam früh zuſammen, wenn es im Juni geſchah, und während ſie mißliebig und mürriſch marſchirte, klagten in ihrem Rücken die Kreiſe, daß ihr Anſchlag viel zu hoch berechnet ſey.

Wenn das Elend, wie z. B. in dem Augenblicke des Erbfolgekrieges, als der Churfürſt von Hannover an die Spitze der Reichsarmee zu treten ſich bewegen ließ, zu offenbar wurde, kamen wohl Reformations-Vorſchläge zur Sprache, die in jedem andern Reich als heilſam und nothwendig angenommen und befolgt worden wären; aber nur in Deutſchland dürfte man das nicht erwarten. „Allerwärts anders nur im deutſchen Reiche nicht wäre dergleichen möglich geweſen"; „allerwärts anders hätte man eine Aende-

rung und einen durchgreifenden Entſchluß erwarten können, nur in Deutſchland nicht" — das iſt das Thema, deſſen Durchführung durch alle mögliche Variationen ſich das Reich während des ſpaniſchen Erbfolgekrieges einzig und allein angelegen ſeyn ließ.

Während die Kreiſe im Südweſten über die Höhe ihres Reichs-Matricular-Anſchlags lamentirten oder wie der ſchwäbiſche und fränkiſche nach Entſchädigung für ihre mißliebigen Bewilligungen und nach einem Antheil an den bayeriſchen Landen ſchrieen, die der Kaiſer wie erobertes Gut behandelte und zum Theil für ſein Haus in Beſchlag nahm, zum Theil an ſeine Günſtlinge verſchenkte, kam der niederſächſiſche Kreistag während des ſpaniſchen Erbfolgekrieges nicht einmal zu Stande. Die kaiſerlichen Miniſter querulirten immerfort — noch im Jahr 1709 — obwohl Dänemark in Folge der Defenſiv - Alliance für Subſidien Hülfsvölker ſchickte, daß König Friedrich ſein niederſächſiſches Reichscontingent für Holſtein weder an die Reichsoperationscaſſe noch zur Reichsarmee ſchickte. Friedrich erklärte ſich beſtändig, auch noch 1709, dazu bereit und willig, ſobald das Kreis-Directorium in dieſer Sache einen Kreistag würde halten laſſen; dazu war aber die ſchwediſch-bremiſche Regierung nicht zu bewegen, weil ſie fürchtete, daß widrige Vorſchläge vorgebracht werden würden, beſonders daß man auf Ueberlaſſung des Directoriums an Magdeburg und auf eine Kreisoberſtenwahl bringen würde, die gewiß nicht auf Schweden gefallen wäre. Erſt zu Ende des Jahres 1709 willigte Schweden in einen Kreistag, allein zu der Zeit hatten ſich

die Verhältniſſe geändert und begannen die Unruhen, welche den Norden Deutſchlands in ſeinen eigenen Privat-Intereſſen beſchäftigten.

Wie die kaiſerliche Autorität nur noch zu mißliebigen Intriguen Macht beſaß, zu wirklichen Schöpfungen aber weder ausreichte noch Luſt hatte, wie an der Reichsarmee nur das bewundernswerth iſt, daß ſie nicht immer ſchon, ehe ſie vor den Feind geſchleppt wurde, vor Ekel gegen ſich ſelbſt auseinanderlief, ſo diente das eine der beiden höchſten Reichsgerichte nur dazu, den Kaiſer mit Proceß-Anekdoten und mit dem leeren Schimmer ſeiner oberſtrichterlichen Macht zu unterhalten, und an dem Beiſpiel des andern bemühte man ſich, den Beweis zu führen, wie lange ſich die elendeſten Zuſtände in Deutſchland hinſchleppen können.

Der weſtphäliſche Friede gab dem Reichshofrath die früher beſtrittene concurrirende Gerichtsbarkeit; aber alle von ihm vorgeſchriebene Beſchränkungen: Erhaltung der Religionsgleichheit bei Beſetzung der Stellen, Geltung der Kammergerichts-Ordnung, daß Reviſion der Acten gefordert werden könne und geſchehen ſolle durch Räthe einer gleichen Zahl von beiden Religionen und zwar ſolche, die an der Abfaſſung des Urtheils keinen Theil gehabt oder nicht Referenten in derſelben Sache geweſen waren, daß Chur-Maynz die Viſitation zu jeder Zeit frei ſtehen ſolle, Alles unterblieb. Die Räthe waren vom Kaiſer abhängig,

von ihm allein ernannt und beſoldet und die Proceß-Ordnung von ihm vorgeſchrieben.

Das Beiſpiel von dem Verfahren des Reichshofraths, welches wir anführen werden, wird hinreichen, um daſſelbe überhaupt zu charakteriſiren: ein Gerichtshof, der eines ſolchen Benehmens fähig war, mochte in tauſend andern Fällen gegen dieſen Einen dem Buchſtaben des deutſchen Staatsrechts nachkommen und Genüge leiſten — ſein legales Verfahren, darauf iſt zu rechnen, wird doch in den meiſten dieſer tauſend Fälle eine Chicane und unverſtändige Verletzung der wirklichen Verhältniſſe geweſen ſeyn.

Gottorp und Dänemark ſtritten ſich über die Lübeckiſche Coadjutor-Wahl; die gottorpiſche Parthei wählt den Prinzen Chriſtian Auguſt, die däniſche den Prinzen Carl und beide Partheien ſchickten nach Wien Abgeſandte, um ihre Wahl beſtätigen zu laſſen (im Jahr 1701). Görz, der gottorpiſche Abgeſandte, fängt ſein Geſchäft damit an, daß er mit dem Reichshofrath zuerſt über die gleichfalls ſtreitige Dom-Dechanten-Wahl in Verhandlung tritt, und bald konnte er ſeinem Hofe melden, er habe mit den Reichshofräthen ſo genau gehandelt, daß er nicht mehr als Eine Stimme über die Hälfte erkauft habe*).

Durch dieſen Erfolg ermuthigt, bringt Görz die Coadjutor-Wahl zur Sprache und gewinnt den Referenten mit 6000 Gulden, der Präſident des Hofraths ſetzt aber dieſem Referenten einen unbeſtochenen Coreferenten zur Seite und die

*) Hojer, I. 57.

Sache wird zu Gunſten des däniſchen Prinzen entſchieden. Allein Schweden und die lüneburgiſchen Häuſer hatten dem gottorpiſchen Prinzen das Stift Lübeck zu garantiren verſprochen: Hannover und Gottorp reclamiren, Carl XII. — der ſchon dieſſeits der Weichſel ſteht — droht, der Kaiſer wird bedenklich und zum Glück für ihn war der alte Reichs-Vice-Canzler, Graf Kaunitz, durch Erweiſe der hannöverſchen und gottorpiſchen Erkenntlichkeit, beſonders durch die ſeit 3 Jahren von Gottorp erhaltenen 40000 Gulden ſo gefeſſelt, daß er die förmliche Ausfertigung des Reichshofraths-Votum in eine bloße Relation verwandeln ließ. Der Kaiſer ließ ſich ſodann von dem Grafen mit leichter Mühe dazu bereden, die Sache bis auf gelegnere Zeit liegen laſſen. —

Für das Reichskammergericht zu Wetzlar hatte der weſtphäliſche Friede die Zahl der Beiſitzer auf 50 beſtimmt, aber es blieb auch nur bei dieſer Beſtimmung: — die Stände, deren Beitrag durch die Kammergerichts-Matrikel feſtgeſetzt war, gaben nicht einmal ſo viel her, daß die Hälfte jener Anzahl angeſtellt werden konnte. Die Käuflichkeit der Beiſitzer ging ſo weit, daß um das Jahr 1687 zwei frankfurter Juden ſich rühmen konnten, das Gericht zu beherrſchen und ſeine Entſcheidungen nach ihrem Wohlgefallen zu beſtimmen. Eine Viſitation, mit welcher der Kaiſer Maynz und Trier beauftragte, unterblieb, weil Sachſen und Brandenburg über Verletzung der Religions-Gleichheit klagten. Mißhelligkeiten, die ſpäter, nach dem Anfang des neuen Jahrhunderts zwiſchen den beiden Präſidenten

des Gerichts ausbrachen, trieben die Unordnung zu einer ſolchen Höhe, daß das Reich zum ernſtlichſten Einſchreiten ſich gezwungen ſah.

Nachdem man am Reichstage ein halbes Jahr über die Sache wirklich deliberirt hatte, kam den 15ten October 1704 das Reichsgutachten heraus, welches eine Viſitation verordnete. Man beſchloß, die Angelegenheit dießmal ſehr eilig zu betreiben: — in zwei Monaten ſollte die Deputation an Ort und Stelle ſein. Man hatte ſich aber verrechnet, denn die kaiſerliche Ratification des Gutachtens ließ bis zum 4ten April 1705 auf ſich warten. Nachher erforderten die in jedem Falle nothwendigen Streitigkeiten zwiſchen den Katholiſchen und Evangeliſchen über die Zuſammenſetzung der Deputation auch ihre gehörige Zeit; obwohl man wiſſen konnte, daß das Viſitations-Geſchäft unendlich lange währen würde, ſtritt man ſich außerdem noch über die Frage, ob das Gericht ſchon vor der Viſitation wieder eröffnet werden ſollte, und der kaiſerliche Hof benutzte dieſe Saumſeligkeit und Uneinigkeit der Stände, um indeſſen die Macht des Reichshofraths zu vermehren. Es erfolgt ein neuer Beſchluß der Reichsverſammlung (vom 23ſten Juli 1706), daß die Viſitations-Deputation binnen zwei Monaten — vom Tage der kaiſerlichen Beſtätigung des Reichsgutachtens an gerechnet — in Wetzlar ſeyn ſolle. Die Beſtätigung wurde wirklich bereits unterm 22ſten Februar 1707 ausgefertigt, aber die Angelegenheit wäre immer noch viel zu ſchnell in Gang gekommen, wenn die Deputation jetzt ſogleich abgereiſt wäre und die Reichsverſammlung

nicht mehrere Umſtände entdeckt hätte, die noch eine längere Ueberlegung forderten. Endlich wurde der 20ſte Juni als der unveränderliche Termin für den Anfang des Viſitations-Geſchäfts anberaumt. Neue Hinderniſſe! Neuer Aufenthalt! Der Abt von Kempten, der zum kaiſerlichen Commiſſär ernannt war, der Markgraf von Baden und Würtemberg lehnten wegen der Verwirrung, die der Einfall der Franzoſen im Südweſten Deutſchlands angerichtet hatte, ihre Aufträge ab und Kaiſer und Reich mußten einen neuen Commiſſär und neue Subdelegirte wählen. Am 20. October erfolgte nun der Anfang der Viſitation, am 28. Januar 1711 ward das Gericht wieder geöffnet und im December 1713 die Viſitation beendigt — erfolglos wie alle Reichsverhandlungen. Die Stände zahlten nachher ſo wenig wie vorher, die Anzahl der Beiſitzer erreichte nicht einmal das Minimum — fünf und zwanzig, welches 1719 feſtgeſetzt war. Die Geſchäfte geriethen wieder ins Stocken und wurden zuletzt nur noch durch die Intriguen der Juden, Jeſuiten und Frauen aller Stände und Religionen, die ſich der Leitung der Reichs-Juſtiz wieder bemächtigten, im Gang erhalten.

Das Elend des öffentlichen Zuſtandes wurde noch durch eine ſyſtematiſch durchgeführte Eiferſucht der Stände gegen einander geſteigert. Die Reichsritterſchaft und die Städte lagen in Zwiſt mit den Fürſten, die Fürſten wollten die Vorrechte der Churfürſten nicht anerkennen und dieſe ſuch-

ten die Gewalt des Kaiſers zu beſchränken, der wiederum das allgemeine Mißtrauen unterhielt, um ſeine, d. h. ſeines Hauſes Autorität — denn an Deutſchlands Anſehn dachte er ſo wenig wie die Reichsſtände — zu befeſtigen.

Der Kaiſer nahm ſich der Reichsritterſchaft an, um die Fürſten zu ſchwächen, dieſe ſuchten dagegen dem Adel ſeine Privilegien zu rauben und die Art von Abhängigkeit, der er ſich doch nicht entziehen konnte, zu einer geſetzlichen zu machen. Der Haß zwiſchen beiden Partheien ging ſo weit, daß der Hofprediger eines Fürſten das Lied: „o heiliger Geiſt, kehr bei uns ein" nicht mehr durfte ſingen laſſen, wegen der verdächtigen Verſe: „laß uns dein edle Salbungskraft empfinden und zur Ritterſchaft dadurch geſtärket werden."

Seit der Wahl Carl V. übten die Churfürſten das Recht aus, die Kaiſer vor der Krönung durch eine Wahlcapitulation zur Beobachtung gewiſſer Punkte zu verpflichten — ein Recht, welches durch den weſtphäliſchen Frieden förmlich anerkannt wurde. Die Fürſten hatten ſchon vorher darüber geklagt, daß die Churfürſten in der Entwerfung der Wahlcapitulation einſeitig verführen, und verlangten nun, daß ihnen ein beſtimmter Antheil an dieſem Geſchäft gewährt würde. Sie fanden zwar mit ihrem Geſuch Unterſtützung, allein auf dem Friedens-Congreß wurde noch Nichts darüber entſchieden und die Entwerfung einer beſtändigen Wahlcapitulation mit Zuziehung aller Stände auf den folgenden Reichstag verſchoben. Auf dieſem wurde aber natürlich Nichts ausgemacht und eine Einigung war,

wie man nicht anders erwarten kann, immer noch unmöglich, als die Arbeit an dem Entwurf 1663 auf dem Reichstage zu Regensburg wieder aufgenommen wurde.

Nach dem Tode Josephs und vor der Wahl Carl VI. drang ein großer Theil der Reichsſtände von neuem auf die Vollendung des Entwurfs einer beſtändigen Wahlcapitulation und die Fürſten namentlich, die ihre Kränkung durch die vermeintlich eigenmächtige Errichtung der hannöverſchen Chur noch nicht vergeſſen hatten, wollten es als ein pragmatiſches Geſetz in die Capitulation eingerückt wiſſen, daß künftig keine neue Churwürde ohne Einwilligung aller Reichsſtände errichtet werden ſolle.

Welchen Erfolg aber konnten ſie ſich verſprechen — ſelbſt da noch, als ſie vor der Wahl die Sache durch ihre Geſandten in Frankfurt beſonders betreiben ließen — oder war es zu verwundern, daß die Churfürſten nach dem von ihnen eingereichten Plan einer Capitulation ſich nicht vollſtändig richteten, wenn ſie ſelbſt ſich hartnäckig widerſetzten, als auch die Reichsſtädte verlangten, daß man ſie gleichfalls bei der Einführung neuer Fürſten in den Fürſtenrath befragen ſolle?

Wenn endlich die Churfürſten während der Capitulations-Arbeiten vom Jahre 1711, um der gefürchteten Umwandlung des deutſchen Wahlreichs in eine Erbmonarchie ſo wie dem weiteren Uebergreifen der kaiſerlichen Macht entgegen zu arbeiten und „die Hoheit des geſammten Reiches“ zu ſichern, Beſtimmungen darüber trafen, wann zur Wahl eines römiſchen Königs zu ſchreiten ſey, ſich ſelbſt

aber mit Ausſchluß der andern Stände die Entſcheidung über die Nothwendigkeit einer ſolchen Wahl vorbehielten: — was bedeutete und half da ihr Gerede von der Sicherung ihrer und der reichsſtändiſchen „Vorrechte, Befugniſſe, Gerechtſame, Privilegien und Freiheiten"? Es blieb die Zerſtückelung und Entzweiung der Vorrechte und der Argwohn, mit dem ſie einander quälten und beobachteten, gab dem Anſehen der kaiſerlichen Majeſtät die einzige Art von Bedeutung, die es jetzt noch haben konnte.

Die gegenſeitige Eiferſucht war zuletzt faſt allein noch das, was man die Seele des Reichs nennen könnte. Der reinſte Ausdruck für ihre kleinlichen Berechnungen und ihr angemeſſenſter Nahrungsſtoff war die Etikette, die zugleich die wahre Reichsreligion genannt werden kann — und die verſchiedenen Bekenner dieſer Religion ließen es auch nicht an Kriegen fehlen, die ſie um ihretwillen führten.

Der Prinzipal-Commiſſär am Reichstage*) beehrte keinen reichsſtändiſchen Geſandten, auch die churfürſtlichen nicht ausgenommen, mit einer Gegenviſite oder mit dem Titel Excellenz. Gab er einem churfürſtlichen Geſandten eine Audienz, ſo ſtand ſein Stuhl unter einem Baldachin, der ſich als Himmel über dem Bilde des Kaiſers wölbte, und auf dem Teppich, mit welchem ein Theil des Fußbodens vor dem Allerheiligſten belegt war, durften nur die vorder-

---

*) Siehe Keyßler's Reiſe, II., 1249 ff.

ſten Füße des Stuhls ruhen, der für den churfürſtlichen Geſandten beſtimmt war. Der Stuhl hingegen, den die kaiſerliche Majeſtät einem fürſtlichen Geſandten bei der Audienz noch gönnte, mußte auf dem bloßen Boden des Zimmers ſtehen — Grund genug zu ewigen Zwiſtigkeiten zwiſchen den fürſtlichen und churfürſtlichen Geſandten. Die erſteren proteſtirten regelmäßig gegen das oberſte Reichsgeſetz — gegen das Geſetz der Etikette — wenn ein neuer kaiſerlicher Geſandte nach Regensburg kam: — ihre Proteſtationen wurden aber eben ſo regelmäßig in Wien ruhig zu den Acten gelegt. Sie kamen faſt nie zu Hofe, um ihre Würde ſich nicht zu vergeben; endlich erreichten ſie mit ihren Lamentationen ſo viel, daß die vorderſten Füße ihres Stuhls wenigſtens noch auf die Franzen jenes Teppichs fortgerückt wurden.

In die Unruhen wegen Errichtung der neunten Chur wurde auch die Angelegenheit des Reichsceremoniells hineingezogen. Der Kaiſer wollte nämlich an Hannover auch ein Erzamt verleihen, man ſann hin und her und fiel endlich auf das Erzpanieramt. Ein Proteſt durfte aber auch nicht fehlen: — Würtemberg trat für die beleidigten Fürſten ein und berief ſich darauf, daß es ſeit dem vierzehnten Jahrhundert eine Reichsſturmfahne als Reichslehen beſitze. Es entſtand nun die große Frage, ob dieſe Fahne bloß ſchwäbiſche Provinzialfahne oder wirklich eine allgemeine Reichsſturmfahne ſey. Leibnitz — im Intereſſe des hannöverſchen Hofes — behauptete das Erſtere, der würtembergiſche Profeſſor und Geheimerath Kulpis das Letztere.

Aber weder die Gelehrten noch ihre Höfe konnten ſich einigen und die Sache mußte zuletzt dahin ausgeglichen werden, daß Hannover auf ein Erzreichsamt d. h. auf eine beſondere Charaktermaske für die frankfurter Maskerade Verzicht leiſtete.

Wenn es einer Reichsceremoniellfrage galt, ſo konnten ſich ein Leibnitz und ein Faßmann für dieſelbe mit gleicher Lebhaftigkeit intereſſiren. Jener verfaßte Aufſätze und Bedenken im Intereſſe der Fürſten, dieſer gab als Geſchichtſchreiber, was das Volk von ihm erfahren wollte. Für ihn iſt es z. B. gleich wichtig, wie ſich ſein Held Friedrich Auguſt II. im Feldzug gegen die Türken benahm und wie er am kaiſerlichen Hofe behandelt wurde, als er durch Wien reiſte, um den Oberbefehl über die Armee des Kaiſers zu übernehmen. Friedrich Auguſt war ſo eben zum erſtenmale als Churfürſt an der kaiſerlichen Tafel geweſen und die Geſellſchaft hatte ſich bereits in die Retirade begeben. Als nun der große Augenblick kam, daß der Churfürſt ſich hinwegbegab, „begleitete ihn der Kaiſer faſt bis an die Thür der Retirade, der römiſche König aber einen Schritt weiter und doch nicht völlig bis an die Thür; alle aber blieben in der Retirade ſtehen, ſo daß der Churfürſt ganz allein herausging *).“ „Weil aber dem Churfürſten auf gewiſſe Manier war hinterbracht worden, daß er das erſtemal im Punkte der Ceremonie zu wenig gethan, indem er, als ihm der römiſche König zugetrunken, ſitzen geblieben, ſo hat man,

*) Leben Fr. Auguſt II., p. 49—51.

berichtet der Geſchichtſchreiber weiter, obſerviret, daß er nunmehro, als er das zweitemal an der kaiſerlichen Tafel war und der römiſche König ihm zugetrunken, ſich vom Stuhl erhoben, aber nicht ganz in die Höhe geſtanden als wie beim kaiſerlichen Trunk, ſondern ſo lange als der römiſche König trank, gebückt und niederhangend, faſt wie man ſagen möchte, auf den halben Mann gebeugt ſtunde. Als er aber des römiſchen Königs Geſundheit ſelber trank, verrichtete er es ſitzend wie das erſtemal."

Solche Dinge hielt man der Beachtung, der gründlichſten und gelehrteſten Berathung — als Friedrich Wilhelm I. 1732 durchaus den Kaiſer in Böhmen beſuchen wollte, waren der Hof zu Wien und die kaiſerlichen Miniſter in Furcht und Angſt über die unberechenbaren Folgen, die nothwendig daraus hervorgehen würden, wenn der Kaiſer bei der Zuſammenkunft dem Könige von Preußen die Hand reichen ſollte — man hielt ſie auch des bitterſten Streits für werth: ſo war der ſogenannte „Fracturſtreit" eine der bedeutendſten Epiſoden in dem Zerwürfniß zwiſchen Holſtein und Dänemark. Der Gottorpiſche Hof klagte darüber, daß in den gemeinſchaftlichen Regierungspatenten der Name des Herzogs Carl Friedrich nicht mit ebenſo großer Fracturſchrift gedruckt würde wie der des Königs, er verweigerte endlich die Mitverſiegelung des Landgerichts-Patents, welches nach dem Tode Friedrichs im Jahre 1702 erneuert werden mußte, und trug kein Bedenken, die gemeinſchaftliche Juſtiz in den Herzogthümern und die Eröffnung der Landgerichte

acht Jahre hindurch zu hindern und faſt alle europäiſche Höfe in Allarm zu ſetzen, bis er endlich, nachdem Schweden für Dänemark furchtbar zu ſeyn aufgehört hatte, 1710 im hamburgiſchen Vergleich auf die Gleichheit der Fractur Verzicht leiſtete *).

*) Hojer, I., 71. 72.

§. 3.

Die theologiſche und polizeiliche Bewachung des Lebens.

Es iſt nicht richtig, wenn man ſagt, die innere Zerſpaltung des Reichs in katholiſche und evangeliſche Stände — eine Zerſpaltung, die unter Anderm ſo weit ging, daß die letzteren bis zum Jahre 1700 lieber ſich einer falſchen Zeitrechnung bedienten und ſeit dem Jahre 1582 mit den Katholiken um zehn Tage differirten, ehe ſie ſich entſchließen konnten, den gregorianiſchen Kalender anzunehmen — habe die Entwickelung eines allgemeinen deutſchen Staatslebens ſo gut wie unmöglich gemacht. Die Sache lag vielmehr daran, daß die Deutſchen noch nicht wußten, wozu ſie überhaupt in der Welt da ſeyen, und dieſer Mangel eines allgemeinen Selbſtgefühls, ein Mangel, der die Menſchen immer ſich ſelbſt und Andern zur Laſt fallen läßt, trieb ſie dazu an, die Prätenſionen des religiöſen Bekenntniſſes über Alles zu ſetzen und eben dieſe Anſprüche als

das ſicherſte Mittel zu benutzen, ſich gegenſeitig das Leben ſauer zu machen. Die allgemeine Unfreiheit, Beſchränktheit und Entfremdung hatte im religiöſen Fanatismus ihren claſſiſchen Ausdruck und dieſer Fanatismus, ſo ſehr er ſich auch zuweilen höchſt polizeiwidrig Luft zu machen ſuchte, war wiederum der natürliche Bundesgenoſſe der Polizei, welche die Regung und Veröffentlichung freier Gedanken zu verhindern und zu unterdrücken ſuchte.

Vereinigungsverſuche dienten nur dazu, den Eifer der Confeſſionen zu beleben und den Beweis zu liefern, daß auch diejenigen, die den religiöſen Haß zu ſtillen ſuchten, von einem Friedensſchluß ohne Hilfe der Polizey noch keine Ahndung hatten. In Berlin und Hannover intereſſirte man ſich ſchon ſeit längerer Zeit für eine Vereinigung der Reformirten und Lutheraner und im Jahre 1721 wurde ſogar auf dem Reichstage zu Regensburg an einer Union gearbeitet. Allein Weimar, Eiſenach, Gotha erklären ſich dagegen, an letzterem Orte predigte der Hofprediger Cyprian gegen falſche Vermittelungsverſuche und Neumeiſter in Hamburg beweiſt in zwei Schriften, „daß das ganze Vereinigungsweſen mit den ſogenannten Reformirten dem ganzen Katechismo zuwiderlaufe“ und Nichts als ein gefährlicher Anſchlag der „calviniſchen Argliſtigkeit“ ſei. Der hamburger Pöbel unterſtützt ihn bei ſeinen Ausfällen gegen die Calviniſten und Friedrich Wilhelm I. ſammt dem corpus evangelicorum glauben dagegen der guten Sache der Union einen Dienſt zu leiſten, wenn ſie bei dem Magiſtrat zu Hamburg auf Beſtrafung des Neumeiſter dringen.

Die Menſchenfeindlichkeit, welche jede Confeſſion in ihrem Benehmen gegen die andere als ihr wahres Princip bewies, nahm um dieſe Zeit noch jede mögliche Form an: die Form der ſouveränen Willkühr — ſo vertrieb Firmian Eleutherius, Erzbiſchof von Salzburg, durch einen Machtſpruch die Schaaren der Proteſtanten aus ſeinem Bisthum — die Form der kleinlichſten Quälerei und des pöbelhaften Fauſtrechts. In Frankfurt z. B. hatten die Reformirten das Recht des öffentlichen Gottesdienſtes trotz aller Bitten und Beſchwerden vom lutheriſchen Magiſtrat nicht erhalten können: aber nicht genug, daß ſie nun in Bockenheim — im hanauiſchen Gebiete — ihren Gott verehren mußten: der Magiſtrat ſuchte es ihnen recht ſauer zu machen, ehe ſie den Ort ihrer Andacht erreichen konnten, indem er das Thor, welches nach Bockenheim führt, Sonntags erſt um neun Uhr öffnen ließ, während die andern bereits um ſechs Uhr geöffnet wurden.*)

Große Bewegung im deutſchen Reich verurſachte es, als den Reformirten in Heidelberg — 1719 — der bis dahin geſtattete Gebrauch der Kirche zum heiligen Geiſt zu Gunſten der Katholiken genommen wurde. Friedrich Wilhelm I. ſah ſich endlich, da — wie gewöhnlich — alle Vorſtellungen beim Reichstag und Kaiſer nichts halfen, zu Repreſſalien in ſeinen Landen gezwungen und ließ einige katholiſche Kirchen ſchließen.

---

*) Keyßler, neueſte Reiſen II. 1314. Blainville, Reiſebeſchreibung. Deutſche Ueberſetzung. I, 160.

Der hamburger Pöbel verſchaffte ſeiner Erbitterung gegen die Katholiken in einer roheren Weiſe Genugthuung. Der kaiſerliche Reſident in Hamburg hatte ſich nämlich — 1719 — in ſeinem Hauſe eine ordentliche katholiſche Capelle einrichten laſſen. Die Prediger hielten dieß für eine Entweihung des hamburgiſchen Zion und da der Magiſtrat ihnen zu nachſichtig ſchien, brachten ſie den Pöbel auf, der die Capelle zerſtörte und das Haus des Reſidenten plünderte. Natürlich verlangte der Kaiſer Satisfaction. Endlich muß der regierende Bürgermeiſter mit einem Rathsherrn und zwei Ober-Alten — 1721 — nach Wien gehen, dem Kaiſer im Namen der Stadt auf den Knieen Abbitte leiſten, allen Schaden vergütigen, das Haus und die Capelle des Reſidenten wieder herſtellen und außerdem dem Kaiſer 100,000 Rthlr. Strafgelder zahlen.*)

Wenn in der proteſtantiſchen Kirche ſelber Reformationen verſucht wurden, ſo mußten dieſe Verſuche bei der Dumpfheit des Volks und ſeiner geiſtlichen Führer von oben ausgehen und die Polizei war die einzige Gottheit, welche die Colliſion zwiſchen dem Reformator und der Leidenſchaft der Maſſe löſen konnte.

Das Volk und ſeine Geiſtlichen waren unfrei, die den Fortſchritt wollten, waren es nicht weniger, ſie waren nicht einmal frei genug, um es ertragen zu können, daß Andere Kleinigkeiten eine weſentliche Bedeutung beilegten und ihre Aufrechterhaltung zur Gewiſſensſache machten: na-

*) Hojer, König Friedrich IV. II, 32.

türlich, da ſie nur in andern Kleinigkeiten das Weſen ihres Lebens ſahen. Und was hieß in dieſer Zeit für den Fortſchritt kämpfen? Verlangen, daß z. B. auf dem Altar keine Lichter angezündet würden und daß der Geiſtliche den Segen, mit dem er die Gemeinde entläßt, nicht mehr ſinge. So erließ Friedrich Wilhelm I. den 25ſten Februar 1733 ein Reglement, wie es in der — nach dem Brande — neu aufgebauten Petri-Kirche in Berlin gehalten werden ſollte: er forderte Abſchaffung der an den Katholicismus erinnernden Ceremonien und der Privat-Beichte. Ein gleiches Reglement wurde für die lutheriſche Kirche im Herzogthum Magdeburg erlaſſen. Der Erlaß erregte außerordentliche Unzufriedenheit, die Gemeinden im Magdeburgiſchen kommen in Bewegung, da ſie hörten, daß der Segen vom Pfarrer nicht mehr geſungen werden ſolle, die Geiſtlichen wollen „die Religions-Freiheit" gegen die Polizei geſichert wiſſen, proteſtiren gegen den königlichen Befehl und erhalten ihre Entlaſſung, wenn ſie darauf beſtehen, aus den Ceremonieen eine Gewiſſensſache zu machen. Der König ließ ſich durch alle Proteſtationen von ſeinem Plan, den lutheriſchen Gottesdienſt einfacher zu machen und dem reformirten anzunähern, nicht abbringen.*)

Von Reformen dieſer Art, die nicht aus dem reinen Wohlgefallen an freier Menſchlichkeit, ſondern nur aus einem religiöſen und kirchlichen Intereſſe unternommen wurden, ließ ſich allerdings nicht viel für die Bildung erwar-

---

*) Faßmann, Leben Fr. Wilhelm I. II, 745—769.

ten. Die Wurzel des Uebels ließen ſie unberührt, weil ihre Urheber dieſes Uebel ſelbſt noch für das höchſte Gut hielten. Die dogmatiſche Befangenheit und der Eifer für die Rechtgläubigkeit — der Eifer, der den Ketzern und Freigeiſtern den Scheiterhaufen wünſchte, — blieben, wenn auch die Lichter nicht mehr auf dem Altar brannten.

Das Haupt-Organ für den Ausdruck und die Belebung dieſes Eifers waren die „unſchuldigen Nachrichten," ein theologiſches Journal, für welches ſich die bedeutendſten lutheriſchen Eiferer vereinigt hatten und deſſen erſter Jahrgang 1701 erſchien. „Der Herr unſer Gott weiß es, wimmern die Herren in der Vorrede zu dem erſten Jahrgange*), und aufrichtige Chriſten werden es uns leicht glauben, wie ſehr uns der jetzige jammervolle Zuſtand unſers evangeliſchen Zions zu Herzen geht, wie mancher herzinnigſter Seufzer deswegen zu unſerm himmliſchen Vater abgeſchickt wird." „O wie glückſelig waren wir vor zwanzig Jahren, da man von ſolcher Licenz in Deutſchland wenig oder Nichts wußte: wir hörten mit Grauſen von einem Spinoza, Acoſta, Hobbes und ihren Schriften reden;" jetzt aber ſey es in Deutſchland ärger geworden, als es jemals in Holland war. Nach dieſem Seufzer folgt ein anderer über Arnolds Kirchen- und Ketzerhiſtorie und Dippels Schriften, darauf ein neuer Seufzer, daß die Obrigkeit die Cenſur verabſäume, und endlich ein Proſpect der Leiſtungen, zu denen ſich die „unſchuldigen Nachrichten" verbind-

*) pag. 2.

lich machen: ſie werden unfehlbar beweiſen, daß die Religionsſpötter närriſche und mehr als zu wunderliche Köpfe geweſen, die aus reinem Eigenſinne nur die Abſicht gehabt hätten, ſich von allen andern ordentlichen Menſchen zu unterſcheiden; 2) daß ſie ſämmtlich Sceptici geweſen und mit Einem Worte gar Nichts mehr für wahr gehalten; 3) daß es die unglückſeligſten Leute geweſen, ſo in großer Melancholie gelebt und ein unglückſeliges Ende genommen haben; 4) daß ihr Abſehen auf Rebellion, Zerſtörung guter Ordnung und allgemeines Unheil, oder gefährliche große Veränderungen geſetzt war; 5) daß ſie als Betrüger von Haus aus wider ihr eigenes beſſeres Wiſſen ſchrieben und wiſſentlich ihre Schriften andere zu betrügen einrichteten; 6) daß ſie, indem ſie Gott und ſeinem Wort nicht glauben wollten, indeſſen die lächerlichſten Abſurditäten und augenſcheinliche Thorheiten aus verblendetem Herzen für wahr hielten; 7) daß ſie meiſtens von rechtſchaffener gründlicher Erudition oder Gelehrſamkeit wenig gewußt haben."*)

Wenn die ſeufzende und jammernde Gemeinheit der „unſchuldigen Nachrichten" uns an die thränenden Augen unſerer heutigen Kirchenboten und an die demüthige Haltung der evangeliſchen Kirchenzeitungen erinnert, ſo fehlte es in jener Zeit auch nicht an den Repräſentanten der Gemeinheit jener Eleganz, die ſich kein Gewiſſen daraus macht, mit ein Paar oberflächlichen Redensarten oder mit einem ekelhaften Witze Angelegenheiten zu entſcheiden, für welche ihre

*) pag. 21.

Kräfte nicht ausreichen und ihrem Geiſte ſowohl der nöthige Ernſt wie die erforderliche Heiterkeit fehlt. Was dieſe eleganten Herren für Ernſt gehalten wiſſen wollen, iſt lächerliche Oberflächlichkeit, was ſie für heitern Spott ausgeben, iſt die Ausgeburt ihrer Angſt.

Mosheim, der es werth iſt, daß er als das Muſterbild dieſer Elegants anerkannt wird, nimmt in ſeinen „heiligen Reden"*) ſehr häufig Gelegenheit, gegen „die elende Thorheit der Religions-Spötter" zu Felde zu ziehen oder ſie ſeinen andächtigen Zuhörern als lächerlich darzuſtellen. „Was heißt ſpotten?" fragt er einmal. „Dinge, iſt ſeine Antwort, mit einander vergleichen, die nicht zuſammen gehören, um eines durch das andere lächerlich zu machen; einer Sache ihr natürliches Kleid ausziehen und ſie mit fremden Farben anſtreichen, die zu andern Dingen gehören." Für den Theologen nämlich gibt es zwei Reihen von Dingen, in die eine Reihe ſtellt er diejenigen, denen er die Mönchskutte angelegt hat, in der andern befinden ſich die weltlichen Dinge, die er mit Füßen in den Staub tritt. Jene ſtellt er zur Anbetung aus, dieſe, verlangt er, ſoll Jeder verachten und verſpotten. Die Ordnung dieſer Reihen hält er für ewig und unveränderlich: „Keine Spötterei, iſt ſein Trumpf, mit dem er die Atheiſten zu Boden ſchlägt, kann machen, daß die Sachen ſich ändern oder die Natur und Beſchaffenheit derſelben verwandelt wird." Er ſieht nicht und ſieht trotz allen Spottes, trotz aller Kritik

*) Sechs Bände. 1726—1739.

nicht, daß die Mönchskutte, die er den Dingen der obern Reihe angelegt hat, nur ſein Werk iſt, daß die Dinge der untern Reihe, die er in den Staub tritt, nur für ihn zu Staub werden. Die Spötter, die Mosheim angreift, thun nichts Anderes, als daß ſie jene obern Dinge, die der Theologe verehrt, der Mönchskutte entkleiden und in ihrer Weltlichkeit bloßſtellen und die Dinge, die der Geiſtliche in den Staub zu treten meint, als das Ewige und Geiſtige in ihrer Erhabenheit über alle Angriffe der Mönche zur Anerkennung bringen. Wie gehaltvoll und welches edle Menſchenwerk iſt alſo dieſer Spott! Wie widerlich und unwürdig iſt dagegen der Spott des Kanzelredners! „Iſt was lächerlicher, ſpottet er über die Spinoziſten, als im Ernſte zu ſagen, dieſe Welt ſey Gott? Dieſer Staub, den wir mit Füßen treten, gehöre zu Gottes Weſen? Haſen, Hunde, Mücken wären Glieder Gottes? Iſt was lächerlicher?" Ja wohl! Iſt was lächerlicher als die Vorſtellung, die Welt ſey Nichts, als der Staub, den der Theologe in ſeinem Eifer aufrührt? Iſt was lächerlicher als die Vorſtellung, für welche Haſen, Hunde und Mücken die Hauptbewohner der Welt ſind? Iſt was roher?

Mit dieſen Rohheiten wurde die deutſche Jugend auf den Univerſitäten unterhalten. Die Profeſſoren ſahen es als ihren Beruf an, jede Regung eines freieren Gedankens niederzuhalten, jeden Fortſchritt zu verdammen und die Kritik der hergebrachten Uebel bei den Regierungen zu verklagen.

Ja! Die Univerſitäten haben auf unſer Volk einen außerordentlichen Einfluß gehabt, aber nur nicht den, um deſſentwillen die Unwiſſenheit und Sentimentalität ſie bisher gerühmt haben!

Man muß nur daran denken, wie die proteſtantiſchen Univerſitäten, die nach der Reformation geſtiftet ſind, nur deshalb entſtanden, weil jeder kleine Fürſt wo möglich ſeine eigene Winkel-Univerſität haben wollte und die Geiſtlichkeit nicht genug Katheder zur Vertheidigung der Orthodoxie erhalten konnte, wie dem Kaiſer das Privilegium für neue Univerſitäten immer nur mit Mühe abgedrungen wurde und die Erlaubniß zur Einrichtung einer theologiſchen Facultät oft viele Jahre nachher erſt nachkam, nachdem die andern Facultäten bereits im Gange waren, man darf alſo nur an dieſe beſchränkten Intereſſen denken, um ſich die Bornirtheit der Inſtitute zu erklären, denen ſie die Entſtehung gaben. Nicht die Forſchung, nicht die Wiſſenſchaft waren der Zweck dieſer Anſtalten, ſondern die Theologie, die Rechtgläubigkeit, im höchſten Falle die Gelehrſamkeit. Gelehrte, wie ſie Holland und Frankreich aufzuweiſen hatten, hat aber Deutſchland nicht einmal hervorgebracht.

Dem Herrn von Geuſau, welcher um das Jahr 1740 die Grafen Reuß und Lynar auf Reiſen führte, erklärte Peter Burmann in Holland, „daß die Kritiker in Deutſchland um deswillen ſelten wären, weil die Leute gleich Theologen würden und ſich alſo keine gründliche Kenntniß der

ſchönen Wiſſenſchaften erwerben könnten, die den ganzen Mann erfordern *)."

Als Friedrich II. im Jahre 1745 bei ſeinem Beſuch in Halle die Profeſſoren der Univerſität die Aufwartung machten und ſich bei dieſer Gelegenheit nach der Rangordnung der Facultäten aufgeſtellt hatten, mißfiel ihm die Parade, weil die Theologen, die er noch mit einem andern Ehrentitel bezeichnete, obenan ſtanden *).

Ihr Vorrang war aber nicht nur Ceremonie, ſondern in der That von furchtbarer Bedeutung. Ihre Facultät war der claſſiſche Ausdruck für die privilegirte Zunftweisheit, die überhaupt auf den Univerſitäten gelehrt wurde; das Monopol, welches ſie für ihre Lehre in Anſpruch nahmen, der Schutztitel und die Sanction für das Zunftweſen, welches die ganze Anſtalt aufrecht erhielt; ihre lateiniſche Barbarei beſchützte den Latinismus der andern Facultäten; ihre Entfremdung von der Welt bewirkte, daß die Univerſitäten überhaupt dem Leben fremd blieben oder ein Volksleben gar nicht einmal aufkommen ließen; ihr Haß gegen die Kritik bewahrte ihre Neben-Facultäten vor jeder Beunruhigung durch neue Ideen.

Eine Folge und Ergänzung der geiſtigen Rohheit und Barbarei der Lehrer war das rohe und ausſchweifende Leben der Schüler. Die jungen Leute, die auf den Univerſitäten keinen Gedanken fanden, der ſie innerlich beſchäftigt

*) Büſching, Beiträge zur Lebensgeſch. denkwürd. Perſonen, 4, 208.

*) Ebend. 5, 79.

oder erhoben hätte, ſuchten im gehaltloſeſten Muthwillen, in gedankenloſem Spiel Genugthuung. Wachten die Lehrer über der hierarchiſchen Ordnung der Facultäten, ſo hielten die Schüler die Aufrechterhaltung ihrer zweckloſen Verbindungen für ihre wichtigſte Angelegenheit. In einer Anſtalt, wo die Lehrer dem übrigen Theil der Nation wie Weſen einer fremden Welt gegenüberſtanden, mußten auch die Schüler ſich das Anſehen geben und ſelbſt das Gefühl haben, als ſeyen ſie ganz andere Weſen als das übrige Volk — kurz, der Hauptgewinn, den die Schüler von dieſen Anſtalten mit nach Hauſe brachten, war die Gewißheit, daß ſie beſonders monopoliſirte und privilegirte Weſen ſeyen.

Die Pietiſten predigten auch gegen das Univerſitätsleben ſowohl der Schüler als der Profeſſoren. Was hatte aber vorzüglich ihre Galle gereizt? Die Weltlichkeit der Univerſitäten! Als ob es nicht vielmehr nöthig geweſen wäre, die Kloſterzellen zu zerſprengen! Und was ſchien ihnen an den Univerſitäten zu weltlich? Die Beſchäftigung mit dem Alterthum und der Philoſophie! — Ob die Forſchung und Wiſſenſchaft von der Orthodoxie oder vom Pietismus unterdrückt wurden, die Knechtſchaft und Barbarei blieb dieſelbe, die Rohheit der Schüler wurde nicht geſchwächt und verband ſich höchſtens mit einer noch gefährlicheren Heuchelei. Dieſelben jungen Leute, die im Waiſenhauſe den Kopf hingen und eine traurige Geſtalt annahmen, führten in den Wirthshäuſern vor den Thoren von Halle ein Leben, welches an wüſter Rohheit das

gewöhnliche Studentenleben noch übertraf*). Die Pietiſten vollendeten nur die Möncherei der Univerſitäten, alſo auch die Rohheit der Schüler. — — Die Stunde, die den Corporationen für immer ſchlagen wird, meinen die herrlichen Leute, die um unſere Erziehung für ein recht friſches, freudiges und wackeres Leben wunder wie beſorgt ſind und denen es nie um menſchliche Würde und Mannhaftigkeit zu thun war, mit der ſüßen Phraſe aufzuhalten, daß die Corporationen das Gefühl der Selbſtſtändigkeit ſichern und ſtärken. Im Gegentheil! Menſchen, die man ganze Männer nennt, haben ſie von jeher unmöglich gemacht! Wenn diejenigen, die für ihre Privilegien fochten oder ſonſt eine Schurkerei ausüben wollten, keine Advocaten und Helfershelfer fanden, ſo waren ihnen ihre Werkzeuge auf den Univerſitäten gewiß. Eines von den vielen Beiſpielen! Als man dem Geheimen-Raths-Präſidenten von Wedderkopp ans Leben wollte, fand man endlich an Schöpfer in Roſtock den Mann, der Geſchicklichkeit und Gewiſſenloſigkeit genug beſaß, um Mittel und Wege zu finden, wie man dem alten Manne an den Leib kommen könne. Für ein Reſponſum, welches den Wünſchen der Feinde Wedderkopps entſprach, ward er Juſtizrath und erſter Rechtslehrer in Kiel. Sein Gutachten half aber diesmal Nichts, da die Gegenparthei muthig auftrat und die Stimmen gleich wurden, ſo daß man erſt jener Liſt bedurfte, mit der man Wedderkopp von Hamburg nach Gottorp lockte, um ihn nach Tönningen zu bringen.

*) Siehe z. B. Büſching, a. a O. 6, 21.

Schöpfer war indeſſen 1712 nach Kiel gegangen, als die Zwiſtigkeiten Carl Leopolds von Mecklenburg mit ſeinen Ständen ausbrachen. Da Pettekum, erſter Miniſter Leopolds, nicht rabuliſtiſch genug war, wurde Schöpfer als die nothwendige Creatur wieder zurückberufen und zum Director des Juſtiz-Collegium und des Conſiſtorium ernannt. Er wurde nun das Orakel Leopolds, bereiſte — da er ſeine Leute kannte — die Univerſitäten Helmſtädt, Halle und Wittenberg und brachte von den Juriſten-Facultäten die Reſponſa mit, nach welchen gegen die Ritterſchaft und die Stadt Roſtock peinlich verfahren werden ſollte. Auf ſeinen Anſchlag wurden die Ruſſen ins Land gerufen und 1716 wurde er ſelbſt nach Petersburg zum Czaar geſchickt, um die Ausführung des Plans zu bewirken. Als aber bei der Ankunft der kaiſerlichen Executions-Commiſſion Leopold ſelber floh, wurde Schöpfer abgedankt und gab man ihm zu verſtehen, daß er am beſten thäte, wenn er ſich aus dem Lande zurückzöge *).

Die Univerſität, die am Schluß dieſes Zeitraums geſtiftet wurde, die Univerſität der Grafen, der Compendien und der Profeſſoren, die würdig geweſen wären, das Kaſtenweſen zu erfinden, wenn ſie es nicht zu ihrem Glück — denn in Erfindungen waren ſie doch nicht beſonders ſtark — bereits vorgefunden hätten; Göttingen, die Univerſität der bloßen Nützlichkeit und Brauchbarkeit, wurde geſtiftet, um der Barbarei der alten Univerſitäten den Anſtrich einer

*) Moſer, patr. Archiv, 9, 408, folgd.

roheren und geiſtloſeren Eleganz zu geben. Sie hat ihre Aufgabe redlich erfüllt und wir können ihr Weſen nicht beſſer ſchildern als mit den Worten eines mecklenburgiſchen Edelmanns, der von einem Hannoveraner aufgefordert war, ſein Möglichſtes zu thun, um die Frequenz der neuen Anſtalt zu befördern. „Ich kann aber nicht verhalten, ſchreibt er im Jahr nach der Einſegnung der adlichen bejahrt geborenen Dame, 1738 — daß es hier in Mecklenburg einige Leute gibt, welche die göttingiſchen Werke allzu trocken und für eine unter ſo viel alten Univerſitäten neu angehende nicht brillant genug geſchrieben halten, auch daher glauben wollen, daß den Herren Professoribus die Hände gebunden ſeyn möchten, neue Wahrheiten zu entdecken oder frei genug zu ſentiren. Man will auch dafür halten, daß den Grafen ein gar zu großer Vorzug vor dem Adel, wie auf faſt keiner einzigen deutſchen Univerſität geſchiehet, eingeräumet werde, wie ſolches ſich auch ſogar darin gezeiget, daß bei der Inauguration nur allein die Grafen gewürdigt wurden, mit des Herrn von Münchhauſen Exc. zu ſpeiſen *).“

Was das Majeſtäts-Verbrechen der Entdeckung neuer Wahrheiten betrifft, ſo hat Göttingen ſeinen Namen allerdings rein zu erhalten gewußt; die Erfindung der Grafenbank iſt ſein vornehmſtes Verdienſt und im Uebrigen iſt es den Grundſätzen ſeines edlen Stifters treu geblieben. Meine erſte Pflicht iſt es, erklärte der Herr von Münchhauſen Büſchingen, als dieſer (1756. 1757) durch ſeine bibliſche

*) Büſching, Magazin, 19, 322.

Theologie Anſtoß erregte und gezwungen wurde, auf einen theologiſchen Lehrſtuhl Verzicht zu leiſten, es iſt meine Pflicht, darauf zu ſehen, daß der Univerſität kein übler Name gemacht und der Fleck einer Neuerung in theologiſchen Sachen nicht aufgebürdet werden möge.*)

In dieſe Periode, in welche die unſchuldigen Nachrichten mit einem Seufzer über die Milde der Cenſur eintreten, in welcher die Theologen die Obrigkeit zur Strenge gegen die „Religions-Spötter" auffordern und ein Ludovici „die allgewaltige Hand des großen Gottes" verehrt, welche „den Königl. Polniſchen Churfürſtlich Sächſiſchen Kirchenrath in Dresden dazu geneiget, daß derſelbe das werthheimiſche Bibelwerk als ein höchſt anſtößiges und ärgerliches Buch confiſciren ließ,"**) in dieſelbe Periode, in welcher Ausſchweifung und Verſchwendung aller Art an den Höfen herrſchte und Alles darauf ankam, daß die Maſſe aus ihrem Anſtaunen der gedankenloſen Hofpracht nicht herausgeriſſen würde, fällt die Zeit, in welcher für das moderne Cenſurweſen der Grund gelegt wurde. Mitten unter ſeinen Hoffeſten, Carnevals-Luſtbarkeiten, in den Armen ſeiner Maitreſſen und während ſeiner planloſen Kriege fand Friedrich Auguſt II. die Zeit dazu, Erlaſſe über Erlaſſe gegen die Preſſe ausgehen zu laſſen. So ward an die Univer-

*) Büſching, Beiträge 6. 302.
**) Hiſtorie der Wolfiſchen Philoſophie I. 179.

ſitäten und Conſiſtorien den 14ten Juli 1711 der Befehl gegeben, daß ſie genau darauf Acht haben ſollten, daß den frühern Edicten wegen Vereidigung der Drucker und Cenſur der Bücher unverbrüchlich nachgelebt würde und in Zukunft „ſo unzuläßliche, beſonders aber Ihro Majeſtät hohe Jura antaſtende Charteken" — würdige Ausdrücke von dieſer Art finden ſich in allen dieſen Erlaſſen — „alſofort confiscirt würden."*) Den 14ten Februar 1716 erging an die Univerſität Leipzig der königliche Befehl, daß ſie die dortigen Lehrer „von allen verdächtigen Meinungen und neuerlichen Arten zu reden und zu ſchreiben, abhalten ſollte."*) Den 24ſten April 1717 wiederum ein neuer Befehl an die Univerſität und Bücher-Commiſſion zu Leipzig, „mehrere Aufſicht zu haben, daß keine Schrift ohne Cenſur gedruckt oder von anderwärts her eingeſchleift, die Cenſur auch ſorgfältiger verrichtet, ingleichen die Buchführer dahin ebenfalls alles Ernſtes bedeutet, die Buchdrucker aber nach einer gewiſſen Notul vereidet werden ſollten."**) Auch die ſchlechte Preſſe der Zeitungen hatte die Ehre, die Aufmerkſamkeit Friedrich Auguſt II. auf ſich zu ziehen. „Nachdem ſeither, geruhten der Freund der Königsmark und der Orſelska den 31ſten Auguſt 1726 zu decretiren, „ſich allerhand Leute angemaaßet, von Sachen, die den Staat angehen, Zeitungen zu ſchreiben und durch deren Verſendung viele unwahre mit anzüglichen und zur Verbitterung der Gemü-

*) Faßmann, Leben Fr. Aug. II. p. 596.
**) Ebend. p. 736.

ther gereichenden Ausdrücken angefüllte Nachrichten auszu=ſtreuen, ingleichen von den auswärtigen Nouvellen, worin viel widrige Räſonnements enthalten, Auszüge zu geben und hierdurch das Volk zu mancherlei falſchen Impreſſio=nen zu verleiten, ſolle ſich dergleichen weiter hinführo Nie=mand unterfangen, ſondern deſſen männiglich enthalten, bei Strafe des Gefängniſſes, Verweiſung oder Feſtungbaues."*)

In Sachſen hatten die Furcht der Orthodorie und der Argwohn eines entarteten Hofes ſich zur Unterdrückung der Preſſe vereinigt; in Preußen dagegen arbeiteten die Scheel=ſucht der Pietiſten und die bürgerliche Beſchränktheit ein=ander in die Hände, um das Cenſurweſen geſetzlich zu ordnen. „Höchſt mißfällig, heißt es unter Anderm in ei=nem Edicte Friedrich Wilhelm I. vom 31ſten Februar 1727, und zu unſerm nicht geringen Verdruß vernehmen wir, daß ſeither allerhand mit atheiſtiſchen Principien angefüllte Bücher in unſern Landen debitiret, verkauft, ja wohl gar durch öffentlichen Druck publicirt werden" — ſolchem Un=weſen ſoll mit Nachdruck geſteuert werden. In dieſen Befehl werden unterm 13ten März 1727 Wolfen's meta=phyſiſche und moraliſche Schriften einbegriffen und unter demſelben Datum in einem beſondern Erlaß an ſämmtliche Univerſitäten geboten, daß über dieſe Schriften keine Vor=leſungen gehalten werden ſollen.**)

Männer, wie Dippel und Edelmann, welche die Mau=

*) Ebend. p. 882.
**) Ludovici, a. a. O. III. 133—136.

ern dieſes fürchterlichen Gefängniſſes zu zerſprengen ſich berufen fühlten, wären unter dieſen Umſtänden ſehr in Verlegenheit gerathen, wenn ſie nicht Freunde gefunden hätten, die ihre Schriften auf ihre Koſten in heimlichen Druckereien zur Preſſe gegeben hätten. Doch klagt einmal Edelmann, als ſeine Freunde in Berleburg, welche die erſten zwölf Bände ſeiner unſchuldigen Wahrheiten hatten drucken laſſen, aber ſcheu wurden, als ſich ſein Haß gegen die hergebrachte Lehre immer beſtimmter entwickelte, er wiſſe keinen Menſchen mehr, der die Bücher auch nur zu beherbergen ſich getraute, wenn er nur halbwege merkte, daß die Feinde der Wahrheit durch dieſelben aufs neue gereizt werden würden, geſchweige, daß er eine Druckerei finden könnte, die ſeine Schriften fernerhin zu drucken wagen ſollte.*) Sein Glaubensbekenntniß, einen nicht unbedeutenden Quartband, mußte er auf eigene Koſten drucken laſſen, doch fand er ſpäter wieder Freunde, die ſeine immer entſchiedener antireligiös gewordenen Schriften im Norden Deutſchlands drucken ließen.

Nicht nur die Kritik, ſondern auch die bloße Gelehrſamkeit und der Sammlerfleiß hatten bei dem Argwohn gegen jede Art von Oeffentlichkeit zuweilen einen ſchweren Stand. J. J. Moſer z. B., welcher dazumals den Charakter eines preußiſchen Geheimenraths trug — einen Charakter, den er aber nachher abzulegen für gut fand — fragte in Berlin an, als er bei ſeiner Ausarbeitung des

*) Edelm. Göttl. d. Bern. p. 162.

Particularrechts der deutſchen Reichsſtände an Chur-Brandenburg kam und deſſen Staatsrecht darſtellen wollte. Friedrich Wilhelm I., der außerdem noch die Sache ſo auffaßte, als wolle Moſer „ein ſogenanntes Staatsrecht ſeines Königlichen Hauſes" darſtellen, bedeutete ihm in einem ſcharfen Reſcript — vom 2ten April 1740 — wenn er ſeine ſchwere Ungnade und unausbleibliche Ahndung vermeiden wolle, ſo ſolle er ſich hüten, Dinge durch den Druck bekannt zu machen, die ſich für die Oeffentlichkeit keineswegs paßten.*)

Für ein Leben, in welchem die geiſtliche und polizeiliche Cenſur über die Ordnung wachten, wurde der Deutſche ſchon von Kindheit auf erzogen. In „Modeſtie und Stille" wachſen die Kinder auf**), Modeſtie und Stille bilden den Grundzug ihres Characters und dieſelbe Zaghaftigkeit und Schüchternheit wird ihnen ſogar durch die Umgebung ihrer Spielplätze eingeflößt, da es damals keinen Ort gab, in welchem Geſpenſter und Geiſtererſcheinungen zu den Seltenheiten gehört hätten.

In der Schule werden ſie von hypochondriſchen Lehrern gequält, die ſich in kläglichem Selbſtgefühl ihrer Unwürdigkeit vor Gott und Menſchen abmarterten, oder ſie wurden von rohen Geſellen gemißhandelt.

*) Patriot. Archiv. 11, 355.

**) Siehe z. B. Semlers Beſchreibung ſeiner Kindheit — er war 1725 geboren — 1. 25.

Die Ruthe, der Stock, der Prügel waren das vorzüglichſte Inſtrument der Kindererziehung — man hoffte von ihrer Zauberkraft, daß ſie den Reiz der Erbſünde am ſicherſten ſchwächen würden. Was der Stock nicht that, leiſtete der Mechanismus des Unterrichts — von dem erſten Schuljahre an wurden die Kinder durch gedankenloſes Auswendiglernen und durch die Ueberhäufung mit Declinations- und Conjugations-Arbeiten an eine ſolide Einſchränkung gewöhnt.

Die Unwiſſenheit, die ſich mit der Erhaltung des „hiſtoriſch Gewordenen" groß thut und nichts weniger kennt, als die Hiſtorie, hat ſich neuerlich wieder für die Mauern der Kloſterſchulen enthuſiasmirt und ſich nicht entblödet, dieſelben als idealiſches Beiſpiel für die nothwendige Einſchränkung unſerer öffentlichen Verhältniſſe und der wiſſenſchaftlichen Forſchung zu preiſen. Man werfe aber nur einen Blick in die Biographieen des vorigen Jahrhunderts, um über die Verworfenheit, Barbarei und den Jammer, den dieſe Mauern einſchloſſen, zu ſchaudern. In Schulpforte waren alle Lehrer, als z. B. Bahrdt hier ſeine Marterjahre verlebte*), moraliſch invalide; ihre barbariſche Rohheit wurde nur von der noch größeren der Aufſeher übertroffen, die aus den Schülern der obern Klaſſen gewählt wurden. Die Lehrer prügeln, die Aufſeher prügeln, alles prügelt, die Lehrer prügeln, wenn die Schüler gegen die Syntax fehlen, die Aufſeher prügeln, wenn ihre jüngern

*) Bahrdt, Geſchichte ſeines Lebens I, 90.

Cameraden ihnen nicht ſchmeicheln oder ſich zur Befriedigung ihrer rohen Lüſte nicht hergeben wollen. Laſter wurden von dieſen Mauern eingeſchloſſen, wie ſie nur in den Klöſtern des Mittelalters zu finden waren. Dieſelbe wüſte Unordnung, Mißhandlung der Schwächeren und Ruchloſigkeit gegen die ſtilleren Schüler fand Büſching in Glaucha vor, auf der lateiniſchen Schule, deren Mauern ſogar vom Pietismus bewacht wurden.

Wenn die Schwungkraft der Seele durch Schule und Erziehung ſo weit gelähmt war, daß es dem Deutſchen als eine bedenkliche und gefährliche Neuerung gelten mußte, wenn man dieſem oder jenem Hausgeräth in ſeiner Wohnung eine andere, vielleicht bequemere Stelle hätte anweiſen wollen, ſo trat er in ein Leben, wo ihn überall „geheiligte hiſtoriſche Erinnerungen" umgaben, Erinnerungen, die er nun mit religiöſer Pietat pflegte. Es hätte ſich nur Jemand z. B. unterſtehen ſollen, den Alttorfern den Thürmer zu nehmen, der immer noch eben ſo wie in den unſichern Zeiten des Fauſtrechts eine kleine Glocke anſchlug, ſo oft Jemand zu dem Thore von Nürnberg hereinkam,*) es wäre ſo viel geweſen, als hätte man ihnen ihr täglich Brot nehmen wollen. Die Frankfurter würden die Meſſe für unmöglich gehalten haben, wenn nicht immer noch wie im Mittelalter am Geleitstage ein Paar Reiter zum Thore hinausritten und mit den Huſaren der zum Geleit berechtigten Reichsſtädte, die ſie an einer gewiſſen Stelle vorfanden, am Abend in die Stadt wieder einzogen.

*) Semler's Leben I, 166 flgd.

Man rühme dieſe Ueberlieferungen ſo viel man will als Mittel, „den hiſtoriſchen Sinn" zu unterhalten und die Gegenwart mit einer ehrwürdigen Vergangenheit zu verbinden: ſie bleiben doch nur Frazzen, geben dem ganzen Leben den Anſtrich der Lügenhaftigkeit und verrathen nicht ſelten in einer grellen Weiſe, daß ſie ſelber nichts als eine Lüge ſind.

In Nürnberg z. B. war es eine alte Sitte, daß ein vereidetes Weib die Juden, die in der Stadt Geſchäfte verrichten wollten, begleiten mußte; im achtzehnten Jahrhundert leiſtete das Weib immer noch ſeinen Eid und ließ deſſenungeachtet nach ein Paar Minuten die Juden allein gehen, wohin ſie wollten.

Das gemüthliche Leben innerhalb ſolcher Frazzen hat allerdings in mancher Beziehung ſeinen Vortheil, für diejenigen nämlich, welche die Dumpfheit der Maſſe zur Befeſtigung ihrer Herrſchaft benutzen. Ein Volk, welches eine ſchmerzhafte Lücke in ſeinem Leben empfinden würde, wenn es nicht täglich jenen Thürmer hören und einen Juden ohne die Combination mit jenem vereidigten Weiſe ſich denken ſollte, iſt auch dazu geſchaffen, den Druck jedweder Herrſchaft als etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes zu betrachten. In Nürnberg waren es kaum neunzehn Geſchlechter, welche die Stadt als ihr Eigenthum anſahen und behandelten; nur aus ihrer Mitte wurden die 34 adlichen Rathsherren gewählt, die ſich die Väter des Vaterlandes nannten und nur bei beſondern Gelegenheiten acht Handwerksleute als ſtummen Beirath zu Beiſitzern nahmen: ſie waren Alles in

der Stadt, alle einträglichen Aemter wurden mit ihren Leuten beſetzt und die Bürgerſchaft durften ſie ausſaugen, ohne zu irgend einer Rechenſchafts-Ablegung verpflichtet zu ſeyn. Neben dem gedrückten und widerlich höflichen Bürger machten ſich aber auch dieſe Landesväter mit ihrem aufgeblaſenen Stolz, in ihren ſpaniſchen Mänteln, mit ihren mächtigen Halskrauſen und Spitzhüten vor jedem gebildeten Reiſenden verächtlich und zum Gelächter *).

Höher konnte unter dieſen Umſtänden ein „Unterthan" nicht tarirt werden, als es z. B. in dem Teſtamente Herzog Eberhard Ludwigs von Würtemberg geſchieht, in welchem er ſeinem Erben mitten unter den Pferden, Schafen und Steuern und Gehölzen auch die Unterthanen als „Zubehör" der Städte, Märkte, Schlöſſer und Feſtungen zuweiſt**) — der Erblaſſer iſt derſelbe Eberhard Ludwig, der ſeine Ehre, ſeine Gemahlin und ſein ganzes Land einer häßlichen Maitreſſe, der Grävenitz, als Opfer preisgab und ſchaamlos genug war, einen Circularbefehl (vom 10. Sept. 1713), wonach er ſeinen Unterthanen verbot, von ſeinem „Thun und Laſſen unnöthig und ungebührlich zu urtheilen", von den Canzeln und in allen Rathshäuſern verleſen zu laſſen. Der Befehl wurde ſogar — die Grävenitziſche Wirthſchaft hatte nämlich indeſſen immer noch nicht ihr Ende erreicht — unterm 11. Juni 1731 wiederholt***).

Eines von den vielen würdigen Gegenſtücken zu dieſem

---

*) Blainville, Reiſe, I., 229.

**) Patr. Archiv. 3, 61.

***) Ebend. 11, 365.

Erlaß iſt der Befehl des Herzogs Ernſt Auguſt von Sachſen-Weimar, in welchem er ſeinen Unterthanen, die über die Leiſtungen für ſeine unverhältnißmäßig vermehrte Militairmacht unzufrieden wurden, bei halbjähriger Feſtungsſtrafe alles „Räſonniren“ verbot: „maaßen das Regiment von uns, nicht aber von den Bauern abhängt und wir keine Räſonneurs zu Unterthanen haben wollen“ *).

Die Unterthanen eingeſchüchtert, niedergedrückt und von den Geiſtlichen um alles Selbſtgefühl gebracht, in den Raths-Collegien nur Leute, die lieber Ehre, Wahrheit, Recht, Gewiſſen und jegliche Verpflichtung hintanſetzen, ehe ſie ſich der Gefahr eines trocknen Geſichts des Herrn und ſeiner Günſtlinge ausſetzen, auf jeder Univerſität Ueberfluß an Profeſſoren, die für ein winziges Geſchenk und aus lauterem Reſpect gegen den gnädigſten Befehl aus dem Naturrecht, den Landesgeſetzen und den Pandecten den Beweis führen, daß ein Mann, der es ja einmal gewagt hat, aus dem Geleiſe der Menſchenfurcht und Augendienerei herauszutreten, ungehört Unrecht habe **) — wo konnte man da auch nur die Spur von dem finden, was den Namen „Volk“ verdient hätte! Dennoch wurde nirgends mehr von Freiheit geſprochen als damals in den zahlloſen Actenſtücken, die zwiſchen Wetzlar, Regensburg, Wien und den deutſchen Höfen verfahren wurden. „Wann Gott wird ein Volk ſtrafen wollen, ſagt C. F. v. Moſer ***), ſo wird er es künftig

*) Ebend. 7, 494.

**) Ebend. 2, 279., folgd.

***) Der Herr und der Diener, 1759. 2, 212.

mit deutſcher Freiheit heimſuchen.“ Dazu kam, daß ſelbſt die kleinſten Fürſten das Soldaten-Regiment in ihren Landen einführten und von der Entdeckung des Geheimniſſes, wie die eine Hälfte des gemeinen Mannes die andere ernähren kann, um ſich vermittelſt derſelben in gehöriger Ordnung halten zu laſſen, ſo viel wie möglich Vortheil zu ziehen ſuchten.

Die Haltungsloſigkeit des ganzen Lebens wurde endlich durch den übergroßen Reichthum des deutſchen Reiches an Patrioten vermehrt. Es gab nämlich nur zu viel Arten von Patrioten und Patriotismus, — ſo viel als es ſouveräne Herren gab und deren waren bekanntlich mehrere Hundert vorhanden. Wer hier als ein Patriot galt und beſoldet wurde, galt etliche Meilen weiter als ein Feind und Verräther des Vaterlandes. Die Patrioten waren ſo vielerlei als die Landesmünzen; ein Conventionsfuß und die Berechnung, wie viel Patrioten auf die Mark fein gehen, war noch nicht gefunden und der Wunſch Moſers *), die Deutſchen ſollten doch auch einmal an dieſe Berechnung denken, iſt ein frommer Wunſch geblieben.

„Ein deutſcher Patriot, ſagt daher derſelbe Ehrenmann, der ſich auf ſein Volk verſtand **), muß bei der tiefſten Kenntniß der Geſetze, bei den feurigſten Wünſchen eines edlen Herzens, bei den redlichſten Geſinnungen für ſein Vaterland niemals vergeſſen, daß er ein Deutſcher iſt. Die

*) Ebend. II., 154.
**) Ebend. II., 170.

Canzleiformel von der deutſchen Freiheit darf ihn nie irre machen. Unſere Freiheit iſt der Stein der Weiſen, man ſagt, daß er wirklich in der Welt ſey, unſere Väter haben ihn geſucht und ſind darüber geſtorben und zum Theil verdorben, wir ſuchen ihn auch, und es wird uns wohl nicht beſſer gehen als jenen. Wer ihn aber gefunden zu haben meint, der halte ſich ſo verborgen wie ein Adept, er verſchenke ſeine Tinctur, wo er kann und will, wird aber ſein Geheimniß durch ſeine Schuld verrathen, ſo wandere er mit Böttgern auf die Feſtung und mache ſtatt Gold wenigſtens Porzellan."

„Wir leben zwar im römiſchen Reich, aber ohne die rostra der Römer; ja in unſerm Hauſe der Gemeinen hat man oft eher die Erlaubniß zu ſchweigen als zu reden. Doch nein! laßt uns reden, ſo lange uns die Geſetze nicht ſchweigen heißen und noch zur Zeit haben ſie es nicht gethan."

Sie hatten es aber ſchon damals gethan.

§. 4.

Die Jeſuiten im ſüdlichen Deutſchland.

Wenn die proteſtantiſchen Theologen die Befreiung des Menſchen von der Erbſünde und von der Welt als Zweck der Erziehung betrachteten, ſo war es die Abſicht der Jeſuiten Kirchendiener und Geiſtliche, wenigſtens Devote zu erziehen. Bei dieſem Erziehungswerk theilten ſie mit den Proteſtanten den Glauben an die wunderthätige Kraft der Ruthe; ſie war das vorzüglichſte Mittel der jeſuitiſchen Erziehung, die Panacee gegen alle Folgen der menſchlichen Erbkrankheit, mit der Ruthe ſtraften die Jeſuiten die Fehler in den lateiniſchen Exercitien wie in der ſittlichen Aufführung.

Den Vorzug haben die Jeſuiten vor den proteſtantiſchen Geiſtlichen, daß ſie nach der Art der katholiſchen Geſchäftigkeit wirkſame Formen erfanden, die es ihnen möglich machten, die Welt ſich wirklich zu unterwerfen, während ihre proteſtantiſchen Brüder oft nur auf Declamationen

über die Selbſtverläugnung und Ueberwindung der Welt angewieſen waren. —

Der bayriſche Herzog, auf deſſen demüthiges Flehen 1559 die erſten Jeſuiten nach Bayern gekommen waren, vertheidigte ſie, als das außerordentlich ſchnelle Wachsthum ihrer Macht Neid erregt hatte, in folgender Weiſe gegen den Vorwurf, daß ſie am Hofe zu ſehr herrſchten: „die Herſtellung einer guten Policey ſey überhaupt ſein erſtes Geſchäft; da er aber nach der Policey oder Religion ſein Volk regieren wolle, ſo wähle er ſie, die Jeſuiten, in dieſer Art ſeiner Regierung zu ſeinen Miniſtern. Wie leicht könne es geſchehen, daß er in ſo weit ausgebreiteten Gebieten irre und daß ſeine übrigen Miniſter irren? Wer würde dann ſeinen Fehlern begegnen, wer ſie wieder gut machen? Wer, wenn ſie nicht? *)"

Eines der bedeutendſten Mittel zur Begründung ihrer Herrſchaft über alle Stände und alle Verhältniſſe des Lebens hatten die Jeſuiten in ihren marianiſchen Congregationen erfunden. Anfangs ſchien dieſe Erfindung ein bloßes Kinderſpiel zu ſein. Ein unbedeutender Magiſter der unterſten Claſſe in Rom — der in ſeiner dumpfen Unfähigkeit wahrſcheinlich um ſo fähiger dazu war, eine der fürchterlichſten Conſequenzen des jeſuitiſchen Princips in ſeinem Gehirn auszubrüten — Johann Löw, ein Niederländer, verſammelte nach der Schulzeit die empfänglichſten ſeiner kleinen Schü-

*) Anton von Buchers ſämmtliche Werke, herausgegeben von Kleſſing. München 1819. I, 16. 17.

ler um ſich und unterhielt ſie mit geiſtlichen Spielereien; allmählig ward daraus eine förmliche Sodalität von Kindern, die unter beſtimmten Geſetzen ſich ſelbſt regierte, zu beſonderen Andachten verpflichtet war und im Jahr 1564 von ihrem Stifter unter den Schutz der Jungfrau geſtellt wurde*). Noch vor dem Ausgange deſſelben Jahrhunderts hatten ſich die marianiſchen Congregationen nach einem umfaſſenderen Plane, nach welchem Jedem, der ſich der chriſtlichen Demuth befleißigen und dem Dienſt der Jungfrau widmen wollte, der Beitritt geſtattet wurde, umgeſtaltet und ihr Netz auch über Bayern ausgebreitet. Sie haben erſt die Chriſtianiſirung Bayerns vollendet und München den Ruhm verſchafft, daß es das deutſche Rom genannt werden durfte.

Der Zweck der marianiſchen Geſellſchaften iſt „die Vollkommenheit des chriſtlichen Lebens" — eine Vollkommenheit, die nur durch außerordentliche, das Maaß der gewöhnlichen kirchlichen Forderungen überſteigende Uebungen erreichbar ſey. Der bürgerliche Sodale glaubt daher, — wie bei den Proteſtanten der Pietiſt — der Gottesdienſt ſeiner Congregation ſey weit verdienſtlicher als derjenige, welchem die geſammte Gemeinde beiwohnt. Er hält ſich für etwas Beſonderes, trachtet nach Beſonderem und verläßt die gewöhnlichen Andachten und Religionsübungen, um ſeinen außerordentlichen, marianiſchen nachzugehen.

Sein erſtes Geſetz iſt die Verehrung und Nachfolge der

*) Ebend. I, 92 flgd.

Maria in der Unſchuld des Lebens, die Verrichtung zahlloſer Andachten, Abtödtung des Fleiſches und die Tugend der Demuth, die ſich auch im Gehorſam gegen den Präſes der Congregation bewähren muß.

Dieſe Tugend zu erwerben, ſagt Pater Lechner in ſeiner Anweiſung für Sodalen, wird am ſicherſten gelingen, wenn man immer vor Augen hat, daß man aus Nichts entſtanden und wieder in ſein Nichts zurückkehre, wenn man nach dem Grundſatz lebt, daß alles Wiſſen und menſchliche Thun eitel ſey, und wenn demnach der Menſch ſich ſelbſt verachtet und in ſeine Niedrigkeit und in das Unvermögen, welches ſein wahres Weſen iſt, zurückſinkt *).

Was in den Augen dieſer Welt Schönheit iſt, muß gemieden werden; wer es beſitzt, muß es entſtellen, wie jener Junker that, der ſein Geſicht mit Koth beſprützte und im Bettleranzuge — obwohl er ſehr reich war — nach Allmoſen ging. Ein bayriſcher Jeſuit ſtellte ſogar den Satz auf, es ſey gefährlich, wenn ein junger Menſch ſeinen nackten Arm oder ſeine Waden anſehe.

Die Jeſuiten verſtanden ſich darauf, die richtigen Conſequenzen von der Verehrung der himmliſchen d. h. der chimäriſchen Jungfrau zu ziehen. Jenen jungen Menſchen, der in der Küche wegfraß, was ſchon vor drei Tagen ins Spülicht geworfen war, prieſen ſie mit Recht als Muſterbild für diejenigen, die ſich der Demuth befleißigen und die Keuſchheit bewahren wollen.

---

*) Ebend. I. 103.

Unſern heutigen Künſtlern, die nicht Einen ordentlichen Heiligen mehr auf die Leinewand pinſeln können und bis zur Schwärmerei von der erfriſchenden Kraft des Symboldienſtes eingenommen ſind, können ſie auch in dieſem Punkte nähere Auskunft geben.

Unter den Sodalen der marianiſchen Congregation war nämlich die Verehrung eines Heiligen, der ihnen monatlich durchs Loos zufiel, eine der erſten Pflichten. Wie erheiternd, erfriſchend und belebend war nun dieſer Dienſt! In einem Buche vom Jahr 1752 „Geſetze und Statuten der marianiſchen Congregation" heißt es darüber: „der Sodalis empfängt dieſes Bild aus der Hand des Präſes mit eben der Ehrfurcht, als wenn es ihm die göttliche Vorſehung ſelbſt zugeſandt hätte; Früh und Abends und in allen Angelegenheiten ſeines Lebens wird er ſich ſeinem Monatheiligen empfehlen und jederzeit ſeine Tugend nachahmen, an ſeinem Namenstage beichten, communiciren und beſondere Tugenden verrichten; wenn der Monat zu Ende iſt, wird er den Heiligen um Verzeihung für alle Fehler bitten, die er ſich in Bezug auf ſeine Verehrung hat zu Schulden kommen laſſen; die Bilder wird er aufbewahren und ſich aus dieſen Monatheiligen — d. h. aus den Unterſchriften ihrer Abbildungen — eine eigene Privat-Litanei machen und dieſelbe öfters ſingen oder beten; auf dem Sterbebette endlich ſoll er alle dieſe Heiligen um ſich verſammeln, ſie zum Beiſtand auffordern und befehlen, daß ſeine Todtenbahre mit ihnen ausgeſchmückt und der ganze Chor derſelben mit ihm begraben werde."

Ein paar Züge werden hinreichen, die Jeſuiten uns auch als Erzieher und Beichtväter der Fürſten zu charakteriſiren. Der Jeſuit Stadler, den Maximilian von ſeinem Vater, Kaiſer Karl VII. zum Erzieher erhalten hatte, ſuchte in ſeinem Zögling von früh an allen Wiſſenstrieb zu erſticken; aus dem Triebe zur Arbeitſamkeit und Beſchäftigung machte er eine Gewiſſensſache und jeden Augenblick benutzte er, um dem Erbprinzen förmliche Ordensgrundſätze einzuimpfen und ihm die chriſtliche Maxime, daß er ſich das Zeitliche ja nicht angelegen ſeyn laſſen dürfe, zur Lebensregel zu machen *). Zum Glück für ſich und für ſein Land erhielt Maximilian auf Empfehlung des Grafen Stadion an dem Würzburger Rechtslehrer Ickſtadt noch einen weltlichen Erzieher und als er zur Regierung kam, wußte er die Verdienſte des wackern Stadler um ſeine Ausbildung ſo richtig zu würdigen, daß er ihn augenblicklich aus ſeinem Reiche verwies.

In Bayern hatten die Jeſuiten alle Conſequenzen ihres Syſtems am fleißigſten und rührigſten ausgearbeitet, in Wien war ihre Herrſchaft ſo ſorglos, als verſtände ſie ſich von ſelbſt, in der Pfalz aber, weil es hier zugleich darauf ankam, die zahlreiche proteſtantiſche Bevölkerung zu unterdrücken oder ihre Wachſamkeit zu täuſchen, mußten ſie alle Künſte ihrer Liſt anwenden, um ihre Herrſchaft zu behaupten. Mit dem Vorgänger Carl Theodors war es

*) Maximilian III, von Bayern, von Rothhammer. 1785 pag. 9.

ihnen vortrefflich gelungen, ſeitdem ſie ihm die Ueberzeugung beigebracht hatten, daß ſie ſeine Seele aus der Hölle gerettet hätten. Vermittelſt dieſer Ueberzeugung von ihrem Verdienſt um ſeine unſterbliche Seele regierten ſie ihn und ſeinen Hof ſo unbeſchränkt, daß er Nichts ohne ihre Erlaubniß that, ſeinen Nachfolger ihnen zur Erziehung gab und keinen Hofcavalier duldete, der ſeine Kinder nicht gleichfalls von ihnen erziehen ließ. Was der Glaube an ihre Macht über die Hölle nicht bewirkte, erſetzten ſie durch ihren Einfluß auf die Maitreſſe des Churfürſten und auf ſeinen Leibarzt, durch bigotte Andachtsbücher, die ſie ihm durch einen Officier in die Hände zu ſpielen wußten, durch Spione, die allgegenwärtig waren, oder ſie halfen ſelbſt täglich nach, wozu ſie Gelegenheit genug hatten, da ihr Pallaſt in Mannheim dicht neben dem churfürſtlichen Schloſſe ſtand *).

In einem Aufſatze, welchen der Marquis d'Itter, Erzieher und Miniſter Carl Theodors für dieſen im Jahre 1742 aufgeſetzt hat **), ſind die Grundſätze, nach welchen ein von Geiſtlichen geleiteter katholiſcher Fürſt leben ſoll, ziemlich unumwunden angegeben. Der vornehmſten Grundſätze, die er als Regent zu befolgen hat, erſter beſteht „in der Gottesfurcht, auferbaulichem Lebenswandel und Beförderung der heiligen katholiſchen Religion." Auf die Frage, „was er eigentlich zu thun und zu laſſen habe, wenn er

*) Bucher, II. 131.

**) Götting. hiſtor. Magazin von Meiners und Spittler. I, 649 flgd.

ſein eigen Gewiſſen rein erhalten will," folgt die Annwort: „ſolches übergebe man den zur Direction des churfürſtlichen Gewiſſens beſtellten geiſtlichen Perſonen." Gegen die lutheriſche und reformirte Kirche muß die katholiſche Religion in jedem Fall in Vortheil geſetzt und ihre Ausbreitung befördert werden, aber „in glimpflicher" Weiſe, damit die große Zahl der ketzeriſchen Unterthanen nicht gereizt werde. Als die beſten Mittel, jenen Zweck zu erreichen, ſchlägt dann der churfürſtliche Rathgeber größere Sorgfalt bei Beſetzung der katholiſchen Pfarreien und Schuldienſte vor — man ſolle nämlich vorzugsweiſe tüchtige und fähige Leute anſtellen und wie ſich von ſelbſt verſteht, die proteſtantiſchen Kirchen= und Schulämter im entgegengeſetzten Sinne behandeln — ſodann die Stiftung einer Convertiten=Caſſe von jährlich zehntauſend Gulden und die Maxime, kein ketzeriſches Subject außerhalb der Aemter, die ihnen als rein kirchlich oder wegen ihres Zuſammenhanges mit den kirchlichen Angelegenheiten zukommen, zu irgend einer churfürſtlichen Bedienung zuzulaſſen.

Die vermeintliche Gutmüthigkeit des Süddeutſchen, die viel mehr die Luſt am Augenblick und Unbekanntſchaft mit den Freuden des Geiſtes als wirklich hingebendes Weſen und Humanität iſt, macht das religiöſe Polizei=Regiment des Katholicismus möglich und vielleicht auch als Surrogat für die gemeinſamen Intereſſen der Kunſt, Wiſſenſchaft und Literatur nothwendig. Das Haus Bayern z. B. hatte in Augsburg einen beſondern Religions=Agenten, der von den bayriſchen Unterthanen die Beichtzettel

zu ſammeln und an den geiſtlichen Rath in München einzuſenden hatte; eben ſo hatte der Biſchof von Augsburg an dem katholiſchen Bürgermeiſter ſeinen Religions-Agenten, der ihm die Beichtzettel ſammeln mußte.*) Wo für Geiſt und Seele von der geiſtlichen und weltlichen Obrigkeit ſo genau geſorgt wird, bleibt dem Untergebenen nichts mehr übrig, als der Genuß des Augenblicks und ſind die Mönche mit dem Ausdruck der Dummheit und Hartherzigkeit in ihrem ſtumpfen Geſichte die Ideale des Lebens.

Der Katholicismus, ſagt man, heiligt alle Verhältniſſe des Lebens: — jeder Blick in das Leben, das er beherrſcht, lehrt uns aber nur die Oberflächlichkeit ſeiner Einwirkung kennen. Unter ſeinem Einfluß iſt es nur in dieſem Grade möglich, daß z. B. die marianiſche Ascetik und die Wolluſt dicht neben einander beſtehen können. Neben dem üppigen Badehauſe, welches Maximilian Emanuel im nymphenburger Garten erbaute, ließ er die düſtre Clauſe zu geiſtlichen Betrachtungen erbauen, für welches Spielwerk der Churfürſt von Cöln ſelber den Altar weihte, bei welcher Gelegenheit die fromme Geſellſchaft ſich ſo luſtig machte, daß ſie für 200 Thlr. Trinkgläſer zerbrach.**) Im nymphenburger Schloß ſah noch Nikolai in zwei Zimmern die Bildniſſe von ſechszehn Mätreſſen des Churfürſten Max Emanuel und des Kaiſer Carls VII.***) und derſelbe Carl

*) Nikolai, Reiſe, 7, 130.
**) Keyßler, Reiſe, I. 78.
***) Nik. a. a. O. 7, 6.

Albert, der für die Ehre der Maria eiferte, die Schutz-Patronin Bayerns durch ſeinen Eifer für das Dogma ihrer unbefleckten Empfängniß ſeinem Lande geneigt machte, mit ſeiner Gemahlin zu Fuß nach Alt-Oetting pilgerte, Kirchen, Klöſter, Wallfahrts-Orte beſchenkte, kann keine Armee auf die Beine bringen, als er die Rechte ſeines Hauſes gegen Maria Thereſia vertheidigen wollte, bettelt in Paris um Subſidien, die er für kleinlichen Luxus verſchwendet, und erklärt in einem Bittſchreiben dem Cardinal Fleury, daß er den König von Frankreich immer als ſeine Stütze betrachten werde und nur ihm die Würde eines Kaiſers von Deutſchland verdanken wolle. —

Wir wenden uns zu der weltlichen Hierarchie, um in ihrem Treiben, ihren Anſprüchen und dem heuchleriſchen oder gewaltſamen Kampf des einen Vorrechts mit dem andern denſelben Mangel eines wahrhaft menſchlichen Mittelpunktes, dieſelbe Unklarheit und Haltungsloſigkeit — nur in einer andern Form — zu erblicken.

§. 5.

Die Landſtände und der Adel.

Noch in dem Jahre 1682 konnte derſelbe Fürſt, der ſeines Souveränität-Rechts in dem Grade ſicher zu ſeyn glaubte, daß er den Widerſtand ſeiner Landſtände verſpottete und gegen ihren Willen eine neue Steuer-Ordnung einführte, mit eben denſelben Landſtänden über die Grundlagen ſeiner Macht und ſeines Rechts disputiren. Im Jahre 1686 zwang Herzog Ernſt August von Hannover ſeine Landſtände, den Licent, d. h. die General-Conſumtions-Acciſe anzuerkennen; auf dem Landtage vom Jahr 1683, wo die Verhandlungen über die neue Steuer-Ordnung begannen, eröffnete der Vice-Kanzler, der den Widerſtand, den er finden würde, kannte, die Berathungen mit den Worten des Jeſaias: „eure Gedanken ſind nicht meine Gedanken, eure Wege nicht meine Wege.“ Dennoch waren die erſten und allgemeinſten Begriffe des chriſtlichen Staatsrechts noch ſo unſicher, daß dieſelben Landſtände 1682 in einer Beſchwer-

deſchrift über die Anmaaßungen der Regierung den Herzog über den Urſprung ſeiner Rechte zu belehren ſuchten und dieſer es nicht verſchmähte, ihrer Deduction eine andere entgegenzuſetzen.*) In ſeiner Gegenſchrift gibt er den Landſtänden zu bedenken, ob ſeine Vorfahren unter Anderm nur durch die Freigebigkeit des Kaiſers — Heinrich IV. — zu ihrer Macht und zu ihren Landen gekommen ſeyen, oder vielmehr durch die in dem Werth des Empfängers begründete Erkenntlichkeit deſſelben; ob nur ſchlechtweg, wie die Landſtände die Sache dargeſtellt hatten, durch Heirathen, oder durch die Tapferkeit und das hohe Anſehen, durch welches ſie zu hohen Heirathen gelangt ſeyen; ob durch Waffen oder ob ſie „durch Tapferkeit in den Waffen ſich hoher Landes-Regierungen würdig" erwieſen haben; ob rein durch göttliche Gnade, wie die Landſtände behauptet, oder ob nicht vielmehr Gott durch Mittel-Urſachen d. h. durch die Verdienſte des Fürſtenhauſes gewirkt habe.

Der Unklarheit der Vorſtellungen über die erſten Grundbegriffe des Staats-Organismus entſprach die Verwirrung des öffentlichen Zuſtandes im Reiche, indem in einigen Ländern die Landſtände kaum noch der Form nach vorhanden waren und diejenigen, die in andern Ländern für die Freiheit zu ſtreiten vorgaben, in der That nur für ihre beſchränkten Privilegien kämpften oder nur dazu dienten, die Entwickelung des Volkslebens aufzuhalten und jede Kraftäußerung unmöglich zu machen.

*) Götting., hiſt. Mag. von Meiners und Spittler. 3, 294. flgdd.

In Oeſtreich waren die Spaltung der Landſtände in Betreff der Religion und der Argwohn, mit dem die eine Seite der andern gegenüberſtand, für die Regierung Anlaß und Mittel geweſen, ihre Einwilligung zur Erhebung der Steuern im Lauf des dreißigjährigen Krieges zu einer bloßen Formalität zu machen.

In Bayern und in Brandenburg hatte die Erſchlaffung, die dem dreißigjährigen Kriege folgte, die Aufhebung der Landſtände zur Folge. Dort wurde 1669 der letzte Landtag gehalten, hier im Jahre 1653. In beiden Ländern wurde ſeitdem ein landſchaftlicher Ausſchuß eingerichtet, der im Grunde nur einen untergeordneten Nebenzweig der Verwaltung bildete und nur höchſtens in einzelnen Fällen gutachtlich gehört wurde. Bei den Huldigungsfeierlichkeiten in den verſchiedenen Provinzen gelobte Friedrich Wilhelm I. „die Rechte der Stände aufrecht zu erhalten", es war aber bereits ſo weit gekommen und die fürſtliche Gewalt ſetzte ſich ſo entſchieden durch, daß die Landſtände nur noch bei Gratulationen zur Geburt eines Prinzen oder einer Prinzeſſin als Corporation auftraten und Gehör fanden.

Bekannt iſt es, wie Friedrich Wilhelm I. ſogleich nach ſeinem Regierungsantritt daran dachte, die große Menge verſchiedener Abgaben in Oſtpreußen zu vereinfachen, und den Beſchluß faßte, an ihre Stelle einen General-Hufen-Schoß einzuführen, wie Graf Dohna im Namen der Stände dieſen Schoß als landesverderblich darſtellte, der König aber, höchſt ungnädig über dieſe Eingabe an den Rand derſelben bemerkte, nicht das Land ſondern „die Junkers ihre

Autorität", ihr polniſches Veto werde ruinirt werden, er aber „ſtabilire die Souveränität wie einen Felſen von Bronce." Ohne daß ein Landtag befragt worden wäre, wurde 1719 der General-Hufen-Schoß eingeführt. Mit derſelben eingreifenden Entſchiedenheit, nur nicht eingreifend genug, da der Adel dem neuen indirecten Steuerſyſtem ſich immer noch zum Theil entzog, hob der König die Lehnbarkeit des Adels auf und verwandelte er den Ritter-, Lehn- und Roßdienſt deſſelben in eine Geldleiſtung, ſo daß das Ritterpferd der Summe von 50 Rthlr. gleich geſchätzt wurde. Die Steuern zur Erhaltung des ſtehenden Heeres fielen bisher auf die nicht-adligen Stände, während der ritterſchaftliche Adel ſeine ritterliche Brauchbarkeit verloren hatte und ſich zu Pferde nur lächerlich machte, wenn er einmal z. B. bei der Parade fürſtlicher Heimführungen als Corporation repräſentirte. Meinte aber der König die „Autorität der Junker" zu ſtürzen, indem er ſich zum Oberhaupt der Verwaltung machte und die Güter des Adels zum Theil in das neue Steuerſyſtem hineinzog, ſo täuſchte er ſich, ſo lange dem Adel Sinecuren, Exemtionen, Vorzüge und Vorrechte genug gelaſſen wurden, um ſich als eine beſondere Kaſte zu fühlen. Die Verbeſſerungsverſuche, die man zu jener Zeit in den geſellſchaftlichen Verhältniſſen vornahm, waren noch rohe Experimente, die aufs gerade Wohl vorgenommen wurden und denen jeder Gedanke an ein Syſtem — den noch ungebildeten Inſtinct des fürſtlichen Intereſſe's ausgenommen — fremd war. Deſto beſſer! werden diejenigen

ſagen, denen das Syſtem ein Gräuel oder eine lächerliche Chimäre iſt.

In jedem Falle waren aber dieſe Experimente beſſer als der träge Widerſtand der Landſtände in den Fürſtenthümern, wo ſie ſich noch erhalten hatten und wie z. B. in Würtemberg in den Zeiten der Gefahr jeden Entſchluß hintertrieben und in Friedenszeiten den Fortſchritt hemmten. Als z. B. der Adminiſtrator — während der Minderjährigkeit Eberhard Ludwigs — in den Reunions-Kriegen gegen Frankreich zu den nöthigen Anſtrengungen aufforderte, wollten die Landſtände, nur der guten alten Zeit eingedenk, weder von außerordentlicher Erhöhung der Steuern hören noch von einem ſtehendem Heere. Statt einen geringen Mehrbetrag zu bewilligen, ſahen ſie lieber nachher ruhig zu, wie der Erbfeind des Reichs mehr als das Hundertfache ihnen unter Sengen und Brennen abpreßte. Wenn die Stände auch nur die gewöhnlichen Abgaben bewilligten, ſo thaten ſie es mißliebig, widerwillig und regelmäßig mit weitſchweifigen und abgeſchmackten Proteſtationen. Was zum Beſtehen des Ganzen nothwendig war, hielten ſie für rein perſönliche Forderungen und Bedürfniſſe des Regenten, ſo wie Männer wie Friedrich Wilhelm I. in dem Bedenken ihrer Kammern oder Landſtände eine Verletzung „ihres höchſten Intereſſes" ſahen *). Landſtände, die die Angelegenheiten des Staats — wenn unter ſolchen Verhältniſſen über-

*) Siehe z. B. das Reſcript von Fr. W. I. an den Miniſter von Ilgen. Patr. Arch. 5, 525.

haupt von einem Staatsweſen die Rede ſeyn könnte — aus einem ſo engen Geſichtspunkt anſahen und nur an ihre egoiſtiſchen Intereſſen dachten, hatten dann freilich auch nicht die Kraft, an das Ganze zu denken und für daſſelbe einzutreten, wenn es vollſtändig auf das Spiel geſetzt wurde, wie es in Würtemberg während der Herrſchaft einer Maitreſſe wie der Grävenitz oder des Juden Süß geſchah. Es gab noch kein Ganzes.

Auch im Churfürſtenthum Sachſen ſchwiegen die immer noch mächtigen Stände, als das Land durch die Maitreſſen-Herrſchaft, durch die planloſe Wirthſchaft der Günſtlinge und den Leichtſinn des Oberhauptes zu Grunde ging. Höchſtens bekämpfte in ihren Reibungen mit der Regierung ein Egoismus den andern; daß es ein Volk gebe, daran wurde nicht gedacht und konnte auch deshalb nicht gedacht werden, weil wirklich noch keines vorhanden war. Nach einem Kampfe von dreißig Jahren — von 1699, wo zuerſt die Reviſion der Landtagsordnung beantragt war, bis 1728 — gelang es endlich der Regierung, die Beſtimmungen, die den Fürſten zu willkürlich einſchränkten, aufzuheben, ſo daß der Churfürſt unbeſchränktes Recht erhielt, den Landtag zu ſchließen, und dem Ausſchuſſe das Recht der willkührlichen Verſammlung genommen wurde; daß aber damit der Noth des Landes nicht abgeholfen war, lehrt die Alleinherrſchaft eines Brühl.

Es gehört einmal zur ſparſamen Oekonomie der Geſchichte, daß ſie ein Privilegium durch das andere aufreiben läßt, bis die Sache ſo weit vereinfacht iſt, daß die unprivi-

legirte Begeiſterung der Freiheit in dem letzten ſie alle ſtür=zen kann. Derſelbe Aufſatz, der uns bereits oben eine will=kommene Fundgrube war, jenes Memoire, welches der Mar=quis D'Ittre für Carl Theodor im Jahre 1742 aufſetzte, enthält auch die Grundſätze, die ein Churfürſt von der Pfalz ſeinen Ständen gegenüber zu befolgen habe. In den churfürſtlichen Landen waren ſeit faſt zwei Jahrhunderten keine Landſtände mehr vorhanden, „daher ein Churfürſt zu Pfalz, wie ſein frommer Rathgeber ſagt, darinnen ſo viel Schatzungs=Gelder ausſchreiben kann, als ſeinem hochver=nünftigen Ermeſſen nach die Kriegs= und gemeinen Landes=Nothdurften erfordern und die Kräfte ſeiner Unterthanen, ohne daß ſelbige hierdurch allzu ſtark gedrückt werden, er=lauben." Auch im Herzogthum Neuburg waren ſeit lan=ger Zeit die Landſtände außer Wirklichkeit geſetzt und erſt vom Jahre 1721 an wieder in einem engeren Ausſchuß berufen worden; ſie geben aber, tröſtet der Miniſter, zu Klagen keinen Anlaß. Dagegen ſeyen die Ritterſchaft und die Städte in Jülich und Berg „Querulanten". Nach län=gerer Reibung war nämlich zwiſchen ihnen und dem Chur=fürſten Wilhelm 1672 ein Vergleich zu Stande gekommen, wonach ihnen das freie Einwilligungsrecht zwar zugeſtanden, zugleich aber ausdrücklich ausbedungen war, daß die Ein=willigung „erklecklich" ſeyn müſſe, da aber die Uneinigkeit hiermit noch nicht gehoben war, hatte eine kaiſerliche „Pro=viſional=Entſcheidung" dieſe Durchſchnittsſumme auf 600000 Rthlr. feſtſetzen müſſen: — der Marquis räth demnach dem Churfürſten, „gegen ſie immer noch auf der Hut zu ſeyn,

daß ſie ſich nicht unterſtehen, ihm nach dem Regierungsſtab zu greifen und ihre Privilegien zu erweitern.“

Wäre es dabei nicht ſo barbariſch hergegangen und hätte es nicht ſogar dazu Anlaß gegeben, daß moskowitiſche Horden als Hülfsvölker eines deutſchen Fürſten ſein Land verwüſten halfen, ſo könnte man die Tollheit, mit der Carl Leopold von Mecklenburg ſeine Edelleute und die Bürger von Roſtock zur Anerkennung ſeines ausſchließlichen Privilegiums zwingen wollte, faſt komiſch nennen. Abentheuerlich war der Gedanke, die allmächtigen Edelleute ſeines Landes zur Aufopferung ihrer Privilegien zu zwingen, gewiß; aber rührend naiv iſt es, wie der Herzog in einem Schreiben an den Kaiſer — unterm 20. Sept. 1721 — ſich darüber bitterlich beſchwert, daß ſeine Edelleute Gehör finden, indem ſie ſich „anmaaßlich auf ſogenannte Aſſecurationen, Reverſale und Verträge berufen, die ihnen von den Vorfahren in ſeiner Regierung ertheilt ſeyn ſollen, er dagegen ohne Hülfe bleibe, indem er ſein aus uralter grauer Antiquität herſtammendes ihm angeborenes Vorrecht vertrete“ — ein Recht, gegen welches die Privilegien ſeiner erbunterthänigen Landſaſſen „in gar keine Vergleichung kommen könnten.“

Der tolldreiſt zufahrende Herzog, der durchaus nur ſein Privilegium auf Unkoſten aller andern gelten laſſen wollte, wußte nicht, wie man im eigenen egoiſtiſchen Intereſſe Vorrechte ſchonen muß, bedachte nicht, wie empfindlich die Herren vom Herrenhofe ſind, und hätte von Ernſt Auguſt in Hannover lernen ſollen, wie Neuerungen eingeführt und die reizbarſten Seiten des Adels doch zugleich geſchont werden

können. Als der Herzog von Hannover 1686 die General-Conſumtions-Acciſe einführte, behielt das Grundeigenthum der Ritterhöfe ſeine völlige Freiheit und wurden die Laſten in der Art vertheilt, daß noch hundert Jahre ſpäter die gemeine Seele des Göttinger Profeſſors und Lobredners der Adelsherrſchaft begeiſtert ausrufen konnte, der Stein der Weiſen ſey nun endlich entdeckt und das Geheimniß gefunden worden, daß „wir — zweideutiges „wir"! — viel zahlen konnten, ohne viel gedrückt zu werden." „Die Rechte des Adels, bemerkt Spittler voller Freude über die große Entdeckung, wurden ſo viel wie möglich geſchont, die Geiſtlichkeit blieb ungekränkt, der Landmann und Bürger wurde durch überſtrenge Vollziehung des neuen Geſetzes wenigſtens nicht laut gemacht"*). „Nur ein Theil der Laſt wurde dem reichen Mann zugeworfen, da dasjenige, was allein nur an Acciſe für Brotkorn und Schlachtvieh einging und von dem ärmeren Mann vorzüglich entrichtet wurde, jährlich mehr als die Hälfte der Summe betrug, die der Kriegskaſſe als alter feſtgeſetzter Beitrag geliefert werden mußte." „Frei blieb dem Adel Alles, was auf ſeinen Gütern ſelbſt hervorgebracht in ſeinem eigenen Haushalt verzehrt ward, frei blieb ihm Alles, was ſelbſt auch noch auf allen Landgütern aufging, die er auf ſeine Rechnung adminiſtriren ließ. Er allein — man ſehe den Declamator, wie er ſich in die Bruſt wirft, um ſich bald darauf vor dem bewunderten Ritter in den Staub zu werfen! — er allein, der Mann

---

*) Hannöverſche Geſchichte 2, 344.

auf ſeinem Ritterhofe ißt ſein Brod völlig frei, er bezahlt Nichts von dem Bier, das er ſelbſt gebraut" *) — der gemeine Mann benetzte ſein Brod mit Thränen und trank das elende Gebräu, von welchem ſein Herr „auf dem Ritterhofe" den beſten Gewinn zog.

Dabei verſchmähte es aber der Adel nicht, ſich an den Höfen wegzuwerfen und zu ruiniren, um die proteſtantiſchen und katholiſchen Domcapitelſtellen zu betteln und mit der Ueberfüllung der katholiſchen Stifter und proteſtantiſchen Klöſter zu beweiſen, wie precär jetzt ſchon ſeine Herrſchaft war, und wie ſie bei den Fortſchritten der Bildung des Volks und bei dem wachſenden Reichthum deſſelben immer precärer werden mußte. Gaben ihm die zahlreichen Höfe Gelegenheit, ein gedankenloſes Leben zu führen, deſſen einziger Zweck die Demonſtration war, daß es eine Gattung von höheren Weſen als die denkende und arbeitende Menſchen-Claſſe gebe, ſo erlaubten es ihm dieſelben Höfe, ſich in ſeiner ganzen Miſerabilität darzuſtellen und das würdige Gegenſtück zu dem Volke zu liefern, welches dieſes Leben noch anſtaunte und durch ſeine Dichter ſogar beſingen ließ. Wie erhebend iſt z. B. die Beſchäftigung der gräflichen und freiherrlichen Kammerherren, die an den weltlichen und geiſtlichen Höfen die Speiſen ihres Herrn in Empfang nehmen, in großer Anzahl um den Tiſch deſſelben während der Mahlzeit umherſtehen und für eine Unterhaltung ſorgen, deren Gewichtigkeit auf die Verdauung gewiß nicht nach-

*) Ebend. 2, 354. 346.

theilig wirkte. Wie würdig iſt es, wenn der Troß der adligen Kammerherren in der Geſellſchaft der zwanzig adligen Pagen, der Heiducken und Schweizer und der Leibwache vor dem Wagen des Churfürſten in Düſſeldorf einhergeht, Weg und Wetter mögen ſeyn, wie ſie wollen*). Alles das iſt gleich pauvre und kümmerlich wie der Troſt des Adligen, der in Ruhe ſterben zu können glaubt, wenn er ſeine weibliche Nachkommenſchaft in dem katholiſchen oder proteſtantiſchen Kloſter geborgen weiß, wo ſie eine „ſichere und anſtändige Retraite"**) gefunden hat, wo die edlen Fräulein „in Ruhe in ihrem eigenen Hauſe wohnen und an ihren eigenen Tiſch gehen, wo ihnen die Geſellſchaft mit ihres Gleichen nicht fehlt, wo ſie ſelbſt glauben — (denn ſie darben, damit der ältere Bruder adelig glänzen könne) — noch etwas zu ihres Landes Beſten mit beizutragen" und der Gefahr, daß ſie die äußerſte Armuth zu einer „unanſtändigen Ehe" zwingen könnte, entriſſen ſind.

*) Blainville, Reiſe, I., 71.
**) Büſching Magazin, 9, 577 flgd.

§. 6.

Die kleinen und mittleren Höfe.

Die große Anzahl der kleinen und mittleren Höfe verſchaffte den Deutſchen das Glück, daß nur wenige von ihnen ihren Geburtsort zu verlaſſen brauchten, wenn ſie eine Anſammlung von reichen, hochmüthigen, kriechenden und armen adligen Herren ſehen d. h. ein Schauſpiel, welches ihnen das großartigſte zu ſeyn ſchien, anſtaunen wollten. Der Vortheil, den die Zerſplitterung Deutſchlands in mehrere hundert ſouveräne Herrſchaften für die Bildung unſers Volkes gehabt hat, beſteht vor Allem darin, daß die Kriecherei und Menſchenfurcht an recht vielen Orten als ein Erbübel ſich fortpflanzen konnten.

In welchen engen Geſichtskreis mußten die Unterthanen dieſer Herrſchaften eingeengt werden, wenn ſie die Angelegenheiten, die ein Paar Meilen rings um ihre Heimath hinaus vaterländiſche hießen, als fremde und oft als die Angelegenheiten eines Feindes betrachten mußten!

Wie verbreitet mußte die Augendienerei ſeyn, wenn die Höfe, die alle wie der Hof Ludwig XIV. glänzen wollten, nur um wenige Meilen auseinanderlagen! Welche Menſchenfurcht, welche Verdumpfung und Beſchränkung des Geiſtes war die Folge, wenn die Günſtlinge der kleinſten Höfe aſiatiſchen Gehorſam forderten und bei den ärmeren Leuten, die ſich einen größeren Herren oft nicht einmal vorſtellen konnten, wirklich fanden. Lebte der gemeine Mann, was man ſo zu nennen pflegt, glücklich, ſo war der einförmige Verlauf ſeiner Tage nur deshalb ſo ſorglos, weil er Nichts Höheres kannte als die Angelegenheiten ſeiner Hauswirthſchaft und höchſtens der Zunft, der er angehörte.

Wir würden den Höfen immer noch zu viel Ehre anthun, wenn wir ſagen wollten, ſie hätten die Zweck- und Gedankenloſigkeit des allgemeinen Lebens unterhalten: ſie beſtanden vielmehr nur durch die Zweckloſigkeit, zu der ſich die Maſſe ſelber verdammte, ſie waren Nichts als der Ausdruck dieſer Gehaltloſigkeit des Lebens, welches ſie beherrſchten, ſo wie ihre große Anzahl — bis zum Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts, wo endlich das Primogenitur-Recht allgemeine Geltung erhalten hatte — zum Theil auch daher kam, daß die Fürſten über Land und Unterthanen wie über Privat-Eigenthum verfügen, Land und Leute unter ihre Kinder willkürlich vertheilen konnten, weil es noch keine Völker gab, die Selbſtgefühl genug beſeſſen hätten, um ſich nicht wie Heerden vertheilen und an die nachgeborenen Prinzen verſchenken zu laſſen.

An den kleinen Höfen, die in ſo gedankenloſer Weiſe

entſtanden waren, war natürlich an ein politiſches Syſtem, oder überhaupt an ein Syſtem, an Ordnung, an Einheit in den Grundſätzen, an einen Zweck nicht zu denken. Der Zufall hat das Ganze gebildet, der Zufall unterhält es, läßt aus denſelben Geſchlechtern die Generationen der Herren und Diener hervorgehen und ſich in dem alten Schlendrian fortſchleppen, bis derſelbe Zufall einmal die fürſtliche Seitenlinie, um derentwillen der Hof entſtanden war, ausſterben läßt und Land und Leute an die Hauptlinie zurückbringt.

Wenn einmal einer dieſer kleinen Fürſten, der vielleicht ſogar den Telemach geleſen hat und mit Citaten aus demſelben ſeine Umgebung langweilt, von Grundſätzen zu ſprechen wagt, ſo iſt er unfehlbar ein Pedant und die Feſtigkeit, mit der er ſeinen Leuten imponiren will, artet in jedem Augenblick in Schwäche aus, weil ſie ſich nur auf Dinge ſteifen kann, die einer feſten Entſcheidung oder eines Vorſatzes nicht einmal werth ſind. Die Selbſtſtändigkeit, die er ſeinem Hofſtaat und Beamtenheer gegenüber behaupten will, iſt nichts als zweckloſe Härte, argwöhniſches Weſen, Mißtrauen — nothwendige Folgen der Unſicherheit des Charakters, die den kleinen Größen, die größer thun wollen, als ſie ſind und thun dürfen, immer eigen iſt. Die kleinen Größen können ſich am Ende der Herrſchaft ihrer Umgebung und ihrer Räthe doch nicht entziehen, ſuchen dann im Deckelglas und auf der Jagd das ſicherſte Mittel gegen das Gefühl ihrer Unluſt und diejenigen von ihnen handeln am klügſten und fallen den Ihrigen am wenigſten zur Laſt, die

von vorn herein darauf Verzicht leiſten, Etwas ſeyn zu wollen, ihren Räthen und Dienern die Geſchäfte überlaſſen und den mehr oder weniger rohen Genuß, von der Schwärmerei für die Muſik an bis zur Völlerei des Trinkens als ihre Lebens-Aufgabe betrachten.

Männer von Bildung wurden entweder Sonderlinge oder zogen es vor, ſtatt in ihrem Ländchen mit den Räthen ſich zu zanken, auf Reiſen oder an größeren Höfen zu leben. So war der Graf Friedrich Chriſtian von Lippe, ein Kenner der Philoſophie, Mathematik, Muſik und Malerei während ſeiner langen Regierung — ſeit dem Jahre 1681 — faſt immer auf Reiſen und wenn er einmal auf kurze Zeit zu Hauſe war, trieb er mit ſeinen Unterthanen Muthwillen, ſchoß den Leuten Töpfe und andere Gefäße vom Kopfe, wenn ſie vor ſeinem Jagdhauſe vorbeigingen, oder zwang ſie eine Flaſche auf ihren Kopf zu ſtellen und ihm als eine Art von Zielſcheibe zu dienen*).

Eine merkwürdige Form der Herrſchaft finden wir in der Mitte der Periode, die uns gegenwärtig beſchäftigt, in Merſeburg. Hier herrſchte nämlich über das frühere Bisthum eine Baßgeige. Der Herzog, deſſen Geſchäfte allein in Eſſen, Trinken, Spazierengehen, Spielen und Schlafen beſtanden, hatte nur eine Leidenſchaft — die Baßgeige, von welcher er ein ſo großer Liebhaber war, daß er ſie ſelbſt in der Schloßkirche unter dem Geſang, ja auch oft unter der Predigt ſtrich und mit ihr die Declamation des Pfarrers

*) Büſching, Beiträge 3, 167—169.

begleitete. Er hatte Baßgeigen von allen Größen, unter andern eine von ſo ungeheurer Größe, daß ſie ihm, wenn er aufs Land ging, auf einem großen Leiterwagen nachgefahren werden mußte. Mit der Baßgeige war Alles bei ihm auszurichten. Als die Herzogin mit einer Tochter ins Wochenbett kam, wollte er in ſeinem kindiſchen Blödſinn das Kind nicht annehmen; man ſagte ihm, es habe eine kleine Baßgeige mitgebracht, da war Alles gut. Einmal ſollten der Herzogin zwei Güter als Allodium übergeben werden; um ihn nun zu dieſer Handlung zu bewegen, ſchickte man ſeine Baßgeige voraus und dieſer folgte er mit Vergnügen.*) Den Herrn von Pöllnitz, als dieſer einmal den Merſeburger Hof beſuchte, führte er mit demſelben Stolze, mit welchem andere Fürſten hohen Reiſenden ihre Regimenter vorführen, in einen Saal, der mit Baßgeigen ſo angefüllt war, wie ein Arſenal mit Zſchako's und Cüraſſen.

Wenn wir uns aus dem Schloſſe in die Stadt begeben, wo eine Regierung, die etwa eine halbe Million jährlicher Einkünfte zu berechnen hat, ihre Experimente verrichtet, „ſo können wir kaum aus einer Gaſſe in die andere treten, ohne einem betrübten Staats-Gläubiger oder einem nicht weniger niedergeſchlagenen Cammer-Rath zu begegnen. Das Heer der Beamten, aus einem Cammer-Präſidenten, einem Cammer-Director, einem Paar Geheimen-Cammerräthen, einem Dutzend Hofräthen beſtehend, ſammt einem

*) Ebend. 1, 285. 286.

halben Dutzend Beiſitzern, eben ſo viel Einnehmern und Caſſirern, mit der Schaar der Secretaire, Regiſtratoren, Canzelliſten, Boten, Aufwärtern und Cammer-Huſaren könnte ſich noch manchen guten Tag machen, wenn es ein Königreich zu regieren hätte,*) aber die planloſen Experimente, deren einziges Ergebniß immer der Satz iſt, daß der gnädigſte Herr mit ſeinen Einkünſten unmöglich auskommen könne, daß die Einkünfte um ein Paar hundert tauſend Thaler erhöht oder um eine gleiche Summe Schulden gemacht werden müſſen, beſchäftigen dieſe Leute Jahr aus Jahr ein und ſtrengen ihren Kopf in dem Maaße an, daß ſie zuletzt ſtumpf und dumm werden. Am Ende muß ein Abentheurer aus der Verlegenheit helfen, ein Menſch, der die alten gebeugten Räthe ſämmtlich für Ignoranten erklärt und die Mittel und Wege ausfindig macht, wie Ehre und Credit am gewiſſeſten aufgeopfert und die Einnahme vermehrt werden könnnen. An die Zukunft wird nicht weiter gedacht, als nur bis dahin, daß die Sache nicht zu gefährlich werde, ehe der Abentheurer oder ſein Herr das Zeitliche ſegnen."

Daß ſolche Natur-Genies über die unfähigen, charakterloſen und unwiſſenden Räthe immer ſehr bald Herr werden und ſie bei Seite ſchieben, daß ſie die Leitung aller Geſchäfte ſich aneignen, die Finanzen verwalten, die Regierung lenken, im Conſiſtorium befehlen und den Fürſten ſelbſt ſich unterwerfen, iſt unter dieſen Umſtänden ſehr na-

*) Moſer, der Herr und der Diener. I. 211.

türlich. Ein treffliches Bild von dem Schrecken, mit welchem dieſe Leute regierten, hat uns Bahrdt*) in ſeiner Schilderung eines Hofraths Rühl, der den Fürſten von Leiningen-Dachsburg und ſein Ländchen beherrſchte, gegeben. Dieſer fürchterliche Menſch, der aus einem Theologen fürſtlicher Hofrath in Türkheim geworden war, hatte ſich alle Theile der Regierung unterworfen, die Räthe des Fürſten zitterten vor ſeiner Wuth, deren Ausbrüche ſchrecklich waren, Niemand wagte ihm zu widerſprechen, das ganze Land, ſelbſt der Fürſt fürchtete ſich vor ihm. Wenn er ſeine Ehre einmal verletzt glaubte und einen ſeiner Wuth-Anfälle hatte, ſo gerieth das ganze Land in Erſchütterung, kein Menſch wagte laut oder öffentlich von dem Ereigniß zu ſprechen und Alles war in ſtummer und ängſtlicher Erwartung des Ungewitters, welches der Donnerer über den Gegenſtand ſeiner Wuth und beiläufig zugleich über das ganze Land würde ausbrechen laſſen. Stolz und Eigenliebe ließen ſeiner Seele keine Ruhe, ſeinem Anſehen opferte er jede Rückſicht und ſeiner Hartherzigkeit in der Betreibung der Steuer- und Confiscations-Sachen konnte Nichts widerſtehen. Der Widerſpruch, daß dieſe Leute vom Triebe des Weiterſtrebens geſtachelt werden und ihn bei der Kleinheit aller Verhältniſſe nicht befriedigen können, macht ihre Erſcheinung noch fürchterlicher — der allmächtige Rühl verfluchte z. B. nicht ſelten in ſeinen Wuthanfällen ſein

*) In ſeinem Leben 3, 26. flgdd.

Schickſal, daß er nur der unbedeutende Hofrath eines unbedeutenden Fürſten ſey.

Faſt jedes Land hatte in dieſer Weiſe ſeinen Laquai, der die Zügel der Herrſchaft in den Händen hielt, oder ſeinen genialen Freiherrn, deſſen Genie einzig und allein darin beſtand, daß ſeine Impertinenz ſich über alle Rückſichten erhob und ſein Streben darauf gerichtet war, ein Brühl oder ein Flemming zu werden. Einen beſonderen Namen hat unter den letzteren der Herr von Dehn durch ſeinen Prozeß gegen den Präſidenten von Münchhauſen erhalten. Als Page am Hofe Anton Ulrichs von Braunſchweig hatte dieſer holſteiniſche Edelmann ſich bei dem Erbprinzen Auguſt Wilhelm ſo einzuſchmeicheln gewußt, daß er, als dieſer in Wolfenbüttel nachfolgte, erſter Miniſter und vertrauteſter, d. h. allgebietender Liebling des neuen Herzogs wurde. Dieſer verſchaffte ihm durch ſein Anſehn die reichſte Parthie im Lande, den Grafentitel in Wien und ſtellte ihm das Geld und die Einkünfte des Landes zur Verfügung. In Wolfenbüttel hätte der hochſtrebende Geiſt ſeine Talente nicht hinlänglich entwickeln können, ſein Herr ſchickte ihn daher als ſeinen Geſandten an die bedeutendſten Höfe Europas, wo ſeine Geſchäfte allerdings nur darin beſtehen konnten, ſich den Namen des leichtſinnigſten Verſchwenders zu erwerben. In Blankenburg regierte der Bruder des Herzogs, Ludwig Rudolph, welcher die Anwartſchaft auf die Nachfolge in Wolfenbüttel hatte — ein Umſtand, der es auch zum Theil erklärt, daß ein Fürſt, weil er der Zukunft ſeines Landes

nicht die geringſte Theilnahme ſchuldig zu ſeyn glaubte, leichtſinnig und gewiſſenlos darauf los lebte und ſeinen Lieblingen das Mark des Landes – zur Verfügung ſtellte. Der Cammerpräſident Münchhauſen, der an die Zukunft dachte und dem Nachfolger auch noch Etwas erhalten wollte, erklärte ſich in einigen Briefen nach Blankenburg gegen die Pagen-Herrſchaft, wird aber, als dieſe Briefe nach zehn Jahren in Wolfenbüttel bekannt wurden, aus dem Lande vertrieben; er begiebt ſich nach Blankenburg und in den Dienſt des dortigen Herzogs. Der Herr von Dehn ſucht ihn auch hier zu ſtürzen, indem er die Gerichte und die Profeſſoren in Helmſtädt — unter ihnen den Pandecten-Leyſer — gegen ihn losläßt, Ludwig Rudolph hält ihn aber und konnte ihm vollſtändige Genugthuung geben, als er 1731 ſeinem Bruder in Wolfenbüttel folgte. *)

Sehr bezeichnend für das, was man damals Würdigung des Menſchen und Abfindung mit den geſellſchaftlichen Verpflichtungen nannte, iſt das launiſche und nicht ſelten äußerſt barocke Weſen, mit welchem auch ſonſt ehrliche Miniſter ihre Untergebenen und Umgebung behandelten. An der Tafel des Miniſter von dem Buſch in Hannover waren die Mineral-Waſſer aus allen berühmten Brunnen Europas zu finden, ſogar ſpaniſche und italieniſche. Der Herr Geheimerath hatte nun unter Anderm eine beſondere Abneigung gegen den Kirchenbeſuch und

*) Patr. Arch. II.

konnte ſich nicht dazu bringen, dem Gottesdienſt beizuwohnen. Um den Eifer der Geiſtlichen zu beſchwichtigen, hatte er es zwar ſtadtkundig werden laſſen, daß er keine Orgel hören könne und deshalb die Kirchen meiden müſſe, da er aber damit dem Frieden noch nicht traute, ſo vertheilte er alle Vierteljahre — wenn die neuen Sendungen eintrafen — den Reſt von dem fremden Waſſer mit eben ſo viel Flaſchen Wein unter die Geiſtlichkeit von Hannover, damit ſie wenigſtens auf den Kanzeln Nichts gegen ſeine Lebensart ſage.*)

Was die Mätreſſen-Wirthſchaft betrifft, ſo waren es die Unterthanen ſo ſehr gewohnt, daß ihr Herr eine — ihm oft ſelbſt angetraute — Neben-Gemahlin beſaß, daß Carl Friedrich von Moſer dem ehrlichen Bürger einer Hauptſtadt, der an dem Vater und Großvater des neuen Regenten dieſe Lebensart ſchon gewohnt war und mit ſeinen Leuten einmal das junge fürſtliche Paar an ſeiner Werkſtatt vorbeifahren ſah, den Ausdruck patriotiſcher Rührung in den Mund legen konnte: nun fehlt unſerm lieben Fürſten Nichts mehr als eine ſchöne Mätreſſe!**)

Eine Mätreſſe zu haben, galt ſo ſehr als Vorrecht der Fürſten, daß Eberhard Ludwig von Würtemberg die Grävenitz, ein mecklenburgiſches Fräulein, welches ihm der Graf von Zollern zugeführt hatte, ſich neben ſeiner Gemahlin nicht nur antrauen, ſondern auch die Trauung

*) Büſching, Beiträge, I, 310.
**) Der Herr und der Diener, I, 43.

durch einen herzoglichen Befehl allen Landes-Collegien publiciren ließ. Dieſes Weib repräſentirte als Herzogin, wurde von dem kriechenden Hofadel, während die Gemahlin des Herzogs in der Zurückgezogenheit trauerte, als ſolche anerkannt und trieb ihr Weſen ſo gewaltſam, daß der Kaiſer ſich endlich in die Sache miſchen mußte. Sie floh zwar — gewiß aber, um ihre Herrſchaft nachher deſto feſter zu gründen — nach der Schweiz, der Herzog reiſte ihr aber nach Genf nach, führte ſie zurück und gab ihr unter Formen, die weniger zu Klagen Anlaß zu geben ſchienen, das Scepter über ſein Land wieder in die Hände. Zum Schein wird ſie einem Grafen von Würben angetraut, dieſer Elende erhielt den Titel Landhofmeiſter, damit die Grävenitz als Landhofmeiſterin Excellenz die Regierung führen könne, ihr zu Gefallen richtete der Herzog ein geheimes Cabinet ein, in welchem ſie den Vorſitz führte und ihr Neffe und Bruder die wichtigſten Mitglieder waren; endlich, nachdem ſie in Wien als Gräfin von Urach zur Reichsgräfin erhoben war, wurde Ludwigsburg erbaut, damit ſie auch eine beſondere Reſidenz habe. Ihrem Schrecken unterwarf dieſes habſüchtige und egoiſtiſche Weib Alles im Lande, wer der Gefahr, ihr verdächtig zu werden, entgehen wollte, mußte ſie unbedingt anerkennen und zu ihren Erpreſſungen entweder behülflich zu ſeyn oder wenigſtens ſchweigen. Nach einer mehr als zwanzigjährigen Herrſchaft wurde ſie endlich zwar, nachdem ſich der König von Preußen auf ſeiner Reiſe nach dem Rhein für die verſtoßene Herzogin verwandt hatte, im Jahr 1731 entlaſſen, aber ihre Creaturen

blieben noch im Beſitz der Regierung. Karl Alexander, der bald darauf Eberhard Ludwig nachfolgte, that, als wollte er die Tugend und „gutes Chriſtenthum", das er auch in ſeinem Teſtamente vom Jahr 1737 ſeinem Sohn und Nachfolger dringend anempfiehlt, auf den Thron heben, aber das Mittel, welches er anwandte, um der Grävenitziſchen Wirthſchaft ein Ende zu machen, war übel genug gewählt. Der Jude Joſeph Süß Oppenheimer, den er mit ins Land gebracht hatte, handelte mit der Grävenitz und ihren Genoſſen, kaufte ihnen ihre Anſprüche und Beſitzungen mit Geldſummen ab, die immer noch ſehr bedeutend waren, und betrachtete das Land, während der Herzog ſich in Vergnügungen verlor, denen ihn nach ein Paar Jahren 1737 eine plötzliche Erſtickung entriß, als eine Beute, die er nicht ſchnell genug in Geld umſetzen könne. Alle Aemter und Bedienungen wurden nur von ihm vergeben, für eine Profeſſur in Tübingen mußten ihm z. B. 1000, für die Stelle eines Regierungsrathes 5000 Gulden entrichtet werden und ein ganzes Land war gefühllos, wenigſtens feige genug, ſich einer ſolchen Herrſchaft zu unterwerfen. Was half es da, wenn der Nachfolger in der Regierung an dieſen Geſchöpfen Rache nahm oder auch wohl das Volk an der Strafe, die ſeine Peiniger traf, ſich weidete? Die Willkühr änderte nur die Form und die Maſſe fiel nach der Befriedigung ihrer rohen Rache wieder in ihre Indolenz und Feigheit zurück.

Um die Kläglichkeit der damaligen Herren von einer andern Seite kennen zu lernen, haben wir noch einen

der verarmten Höfe, deren es bei der Kleinheit der Länder und der Lebensweiſe ihrer Herren nicht wenige gab, ins Auge zu faſſen. Georg Herrmann von Leiningen-Weſterburg z. B., regierender Graf zu Grünſtadt, war ſo verſchuldet und verarmt, daß ſein Amtsſchöſſer, der ſeine Regierung, ſein Conſiſtorium und ſeine Rentkammer in Einer Perſon vorſtellte, die Gelegenheiten, Geldſtrafen aufzulegen, auf das ſorgfältigſte in Acht nehmen mußte. Wenn die Bußgelder eingetrieben wurden, ging eine Magd dem Gerichtsdiener nach, um die kleine Summe in Empfang zu nehmen und ſogleich Fleiſch oder andere Bedürfniſſe einzukaufen. In dieſem Zuſtande fand den Grafen ſeine zweite Gemahlin, eine Gräfin Pappenheim, als ſie 1724 mit ihrer Mutter in Grünſtadt einzog. Sie nahm ſich der Regierung und Haushaltung an und verſtand es, beide zu verbeſſern.*)

Auch fromme Höfe gab es — einen ſtreng pietiſtiſchen werden wir nachher kennen lernen; — der Hof Heinrich XXIV. von Reuß war eine Schule für gottſelige Grafen und Edelleute, die von den Ihrigen ihm zugeſchickt wurden, um eine chriſtliche Erziehung zu erhalten. Unter andern waren die Lynars und der Herr von Bogatzky, der ſich den Frommen durch ſeine Schriften bekannt machte, unter ſeinen Augen gebildet. Er führte Liſten von gottſeligen Perſonen ſeiner nicht unbedeutenden Bekanntſchaft und hatte ein ordentliches Empfehlungs-Com-

*) Büſching, Beiträge, 2, 19.

toir eingerichtet, welches die Bedürfniſſe derjenigen befriedigte, die fromme Prediger, Lehrer und Informatoren brauchten. Viele tauſend Perſonen hatte er in dieſer Weiſe bis zu ſeinem Tode 1748, untergebracht. Für die Strafgelder, die bei ſeinem Gericht einkamen, ließ er Bibeln, Arndts wahres Chriſtenthum, Geſangbücher und andere erbauliche Schriften anſchaffen, welche den Bemittelten für den Einkaufspreis überlaſſen, den Armen geſchenkt und den Beſtraften, die um Erlaß eines Theils der Strafe baten, an der Stelle deſſelben gegeben wurden. Er bekümmerte ſich um die Verbeſſerung der Gefängniſſe, behandelte die Gefangenen wenigſtens fromm und gütig, ließ ſie leſen oder ihnen vorleſen, natürlich nur Sachen, die „zu ihrer Beſſerung dienten.“ Bei aller Frömmigkeit aber, bemerkt ein Augenzeuge,*) ſuchte dieſer Hof ſein reichsgräfliches Anſehen ſo ſehr zu verwahren, daß z. B. die jungen Grafen eine adlige Dame, der zu dienen ſie doch nachher, wenn ſie in die Welt kamen, ſich zur Ehre rechnen mußten, nicht zur Tafel führen durften.

An den geiſtlichen Höfen herrſchte — mehr brauchen wir hier über ſie nicht zu ſagen — Pracht, Luxus und Aufwand, wogegen die weltlichen Höfe oft hätten zurückſtehen müſſen, die kirchlichen Aufzüge gaben den Fürſten Gelegenheit, mit einem Pomp aufzutreten, den ein Pöllnitz „wahrhaft königlich“ nannte, und die Gedankenloſigkeit, welche die Schaar der adligen Domherrn brüderlich ver-

*) Bei Büſching, a. a. O. 2, 13.

einigte, machten eine Völlerei zur Tagesordnung, die ſelbſt der genannte Edelmann bei ſeinen Beſuchen dieſer Höfe barbariſch fand.

Wir wenden uns jetzt zu dem Hofe, der ſich zum Ideal des damaligen Hoflebens machte und am vollſtändigſten gezeigt hat, wohin dieſes Weſen führt, wenn es ſeine rückſichtsloſe Entwickelung erhält.

§. 7.

Der Verfall Sachſens.

In der Zeit, wo die deutſchen Staaten, die eine Art von Zukunft hatten, auf Vergrößerung dachten und ihren Einfluß auf die benachbarten reichsunmittelbaren Stände auszudehnen ſuchten, hatte Sachſen ſchon den richtigen Augenblick verſäumt und ſich ſelbſt geſchwächt. Als durch den weſtphäliſchen Frieden Magdeburg nebſt dem ganzen Saalkreiſe an Brandenburg überlaſſen wurde, war es ſo gut, als würde ihm ſein rechtes Auge ausgeriſſen. Durch die Verſchleuderung der Stadt Erfurt an Maynz 1666 verlor es ſeinen rechten Arm und als es die Schutzgerechtigkeit über Nordhauſen aufgab und das Stift Quedlinburg aufopferte, gab es allen Einfluß auf die ihm verwandten Stämme preis.

Seine innere Verfaſſung verſprach für ſeine Zukunft eben ſo wenig wie ſeine Haltung nach außen.*)

*) Siehe das anonyme Mémoire: „Das ſich ſelbſt nicht ken-

Der Landadel war weichlich, hochmüthig, träge, hatte wenig Luſt zu ſtudiren, deſto mehr zu brutaliſiren. Die Adeligen, die in Bedienungen ſtanden, legten die Arbeit auf die Schultern der Bürgerlichen und kannten von ihrem Amte meiſtens nur die Einkünfte, die ſie für ſich nahmen.

Die Landſtände hatten durch ihre berathende Stimme noch ſehr viel Gewicht; aber wie benutzten ſie ihre Vorrechte!

Die Bevollmächtigten der Städte wurden nicht von der Commune, ſondern vom Rath allein legitimirt. Die Diäten, welche die Ritter und die Abgeordneten der Städte erhielten, waren beträchtlich: der im Jahr 1699 bis ins folgende Jahr hinein gehaltene Landtag koſtete faſt drei Tonnen Goldes, der darauf erfolgte Ausſchußtag beinahe zwei Tonnen und der Landtag vom Jahre 1704 nicht weniger. Dieß Geld bezogen die Deputirten aus der Steuerkaſſe, für deren Füllung ſie ſelber Sorge zu tragen hatten. Aber wohl zu merken: ſie ſelber, die Landſtände zahlten faſt keinen Pfennig; die Laſten fielen nur auf den armen Bürger und Landmann. Die Ritterpferde der Ritterſchaft waren durch Zeit und Alter zu wahren Chimären geworden, der Rath in den Sädten zahlte nichts, der Herr Bürgermeiſter aber und die verſammelten Väter hatten alsdann einen Vetter oder Gevatter, der auch nothwendig frei ausgehen mußte. Der Geiſtliche endlich, ein Magiſter, ein Doctor wollen auch frei ſeyn und werden es.

---

nende Sachſen", welches ums Jahr 1706 aufgeſetzt iſt. Patriot. Archiv, im achten Bande.

Bald nach ſeinem Regierungs-Antritt errichtete Friedrich Auguſt II. wegen Regulirung der Abgaben ein General-Reviſions-Collegium. Die Landſtände aber, die jede Unterſuchung fürchteten, ermüdeten den König ſo lange, bis er das Colleginm aufhob. Sie willigten dafür ein, in zwanzig Jahren eine Million Gulden zu zahlen, dieſe Summe wurde natürlich auf das Land repartirt und da der König das Geld zuſammen haben wollte, mußte man eine Schuld contrahiren, deren Zinſen das Land lange Zeit hindurch zu bezahlen hatte.

Der Handel war durch Monopole gedrückt und was das Handelsmonopol nicht that, that die Intoleranz der Geiſtlichkeit. So war es ein großer Staats-Fehler geweſen, daß man die vertriebenen Hugenotten nicht aufnahm. Die Geiſtlichkeit hatte ſich unter Johann Georg III. gegen die Aufnahme erklärt und die Stände hatten mit ihr gemeinſame Sache gemacht. Sie fürchteten für ihre Monopole und ihre Gemächlichkeit, die Geiſtlichen für ihre Theologie und ihre ſymboliſchen Bücher.

Den Ruhm, das Mutterland der Reformation zu ſeyn — der wie aller geſchichtliche Ruhm nach zwei Jahrhunderten den Werth eines Rechenpfenniges hatte und immer nur ſchadet, wenn er als ein todter Schatz bewahrt wird — hat Sachſen mit allen nachtheiligen Folgen der Intoleranz erkauft. Die übelſte Folge iſt aber die Unduldſamkeit ſelber. In Dresden hatten es die Reformirten nicht dahin bringen können, daß ihnen ein öffentlicher Ort zum Gottesdienſte geſtattet würde. In Leipzig erhielten ſie unter Jo-

hann Georg IV. und Auguſt II. die Erlaubniß, ſich niederzu-laſſen und ihren Gottesdienſt zu verrichten, wozu ihnen eine Stube in Auerbachs Hofe bewilligt ward, die Geiſtlichkeit und der Pöbel ruhten aber nicht, bis ihnen dieſer Ort wieder entriſſen wurde.

Friedrich Auguſt war nicht der erſte, der den Alp, von welchem ſein Land gedrückt wurde, durch das Maitreſſenweſen noch ſchwerer machte. Sein älterer Bruder Johann Georg IV. war von einer ſo unmäßigen Leidenſchaft zur Gräfin Rochlitz, der Tochter einer gewiſſen Neitſch, beſeſſen, daß das Volk einen Zauber im Spiele glaubte. Die Neitſch ſelber, durch deren Gunſt bei Hofe ihr Mann Obriſter wurde, war eine Buhlſchaft Johann Georg III. geweſen, und die Rochlitz, eine Tochter dieſes Churfürſten, von ihr geboren, als ihr Ehemann ſchon ſeit Jahr und Tag von ihr abweſend war. Beide Brüder hatten noch bei Lebzeiten ihres Vaters mit der jungen Neitſch Umgang gehabt, der ältere aber trug als regierender Churfürſt über ſeinen Bruder den Sieg davon und trieb die Verſchwendung für ſeine Neben-Gemahlin ſo weit, daß er in den vier Jahren ſeiner Regierung den von ſeinem Vater hinterlaſſenen Kammerſchatz nicht nur erſchöpfte, ſondern auch mit Schulden beſchwerte. Als der Churfürſt ſeiner Geliebten, von der er die Blattern geerbt hatte, in den Tod folgte, geſchah, was in ſolchen Fällen immer zu geſchehen pflegt: Friedrich Auguſt, ſein Nachfolger, thut, als müſſe er in ausgeſuchter Weiſe die beleidigte Tugend rächen, er läßt — rein zur

Qual und um den Proceß in die Länge zu ziehen — die alte Neitſch auf die Folter bringen, ſodann ins Gefängniß werfen und verbannt ſie endlich auf ein entlegenes Dorf*) — — und doch war er es gerade, der ſeine Maitreſſen in einer Weiſe zur Schau ſtellte, die den letzten Reſt von Schaam vertilgte, und ſie mit einer Freigebigkeit beſchenkte, die man faſt unbegreiflich finden müßte, wenn man nicht bedächte, daß der Hofſtaat des Fürſten zum öffentlichen Hofſtaat der Favoritin geworden war und jedes Mittel, die Pracht deſſelben zu erhöhen, für erlaubt galt. Von den Maitreſſen Friedrich Auguſt's erwähnen wir nur die letzte bedeutende, die Gräfin Orſelska; ſie war des Königs eigenes Kind von der Frau eines Schenkwirths in Warſchau, eine Heroine, die es liebte, in Mannskleidung zu erſcheinen — ſo z. B. auch bei dem Beſuch am berliner Hofe — ſie trank und rauchte Taback in den großen Geſellſchaften und ſchenkte ihrem Vater und Geliebten noch bei deſſen Lebzeiten ein Kind von dem Grafen Rutowsky, welcher ſelbſt ein natürlicher Sohn des Polen-Königs war.

Der Miniſter, der zu dieſer plan- und gedankenloſen genialen Regierung wie geſchaffen war, Flemming, meinte im Felde, als Diplomat und im Geheimen-Rath gleich groß zu ſeyn, wurde als wunderbare Größe von den Dichtern ſeiner Zeit beſungen und zog ſeinen Herrn in Unternehmungen hinein, für welche Beider Kräfte nicht ausreichten. Seine unermüdliche Arbeitſamkeit und die Leichtigkeit, mit

*) Büſching, Magazin 8, 461 flgd.

der er von der Arbeit zu Ausſchweifungen und von dieſen wieder zur Arbeit übergehen konnte, täuſchten ihn und ſeine Umgebung und ſchienen an ſich ſchon zu genügen, wo es umfaſſender Gedanken und der Kraft bedurfte, welche dieſelben feſthalten muß. Als Diplomat war er ein Spion oder Intriguant, aber kein Miniſter, der die Verhältniſſe der Staaten abzuwägen wußte; er war ein kecker Officier, aber kein Feldherr*), obwohl er ſehr bald zum Range eines Feldmarſchalls aufgeſtiegen war. Dabei war er neidiſch und ſuchte jedes gründliche Verdienſt zu verdrängen. Durch ſeinen Einfluß bei Friedrich Auguſt hatte er es dahin gebracht, daß eine Reihe verdienter Generale z. B. Schulenburg, Feldmarſchall der Republik Venedig, Seſſan, der nachherige General-Capitain von Catalonien in ſpaniſchen Dienſten, Schmettau, ſpäter preußiſcher Feldmarſchall, Münnich, der nachher in Rußland ſeine großartige Rolle ſpielte, den ſächſiſchen Dienſt verließen. Wie Pöllnitz berichtet, hinterließ er 16 Millionen Thaler, die zwiſchen ſeiner Wittwe und Friedrich Auguſt zur Hälfte getheilt ſeyn ſollen.

Die unglücklichen Feldzüge, die auf Koſten der ſächſiſchen Erbſtaaten in Polen geführt wurden, hatten das Kriegsweſen in Sachſen ſo zerrüttet, daß das Ober-Kriegs-Collegium in Dresden die zehn Geſchütze, die Schulenburg

*) Siehe den Aufſatz: les caractères des Ministres de la cour de Pologne et l'Electeur de Saxe fait par Mr. le Général de Lagnasco, bei Förſter, die Höfe und Cabinette Europa's im 18ten Jahrh. 3, 311.

vor ſeinem Rückzuge aus Polen im Jahre 1704 forderte, zu verweigern genöthigt war, mit der Bemerkung, daß ſich nur ſieben brauchbare Stücke auf den Wällen von Dresden befänden und weder Munition noch Geſpann vorhanden wäre, um diejenige Artillerie, die etwa noch in Leipzig vorhanden ſeyn könnte, nach Polen zu ſchaffen*).

Dieſer Mangel an Vorſicht mußte allerdings ganz Sachſen nach der Schlacht bei Frauenſtadt Carl XII. unbedingt in die Hand geben und die ſchmähliche Niederlage der Sachſen in dieſer Schlacht war bei der Feigheit des Adels und der Protection, die er am Hofe fand, unvermeidlich. Schulenburg hatte den König vorher ſchon, im Jahre 1704, gewarnt: es giebt weder Disciplin, noch Subordination, noch Sorge für das Recht in der Armee, ſchreibt er ihm unterm 30. Auguſt**), ſo daß ein Mann von Ehre ordentlich Bedenken tragen muß, eine ſolche Reiterei zu commandiren und die Ordnung wiederherſtellen zu wollen. Die Strafloſigkeit, welche die Officiere zu Vergehen verleitet, die anderwärts als fürchterlich betrachtet werden würden, geht ſo weit, daß man diejenigen, die an den Hof gehen, um ihre Fehler zu bemänteln, ſtatt ſie ſtreng zu empfangen, vielmehr zu beſchwichtigen und zufrieden zu ſtellen ſucht, ohne ſich darum zu bekümmern, was in der Folge für die Generale daraus hervorgeht. Der König ließ ſich aber nicht warnen, da ihm ſeine Ritter für die Hoffeſte viel

*) Schulenburg, Denkwürdigkeiten, I., 159. 160.

**) Ebend. 162. 163.

zu nöthig ſchienen, als daß er ſie durch Strenge in der Armee um ihre gute Laune hätte bringen mögen. Er ging ihnen mit ſeinem Beiſpiel voran, wie man ſich nach Niederlagen benehmen muß, die man ſelbſt verſchuldet hat; er verſäumte ſo leicht keinen Carneval in Dresden und die Verluſte im Felde wußte er noch mitten im Umglück durch die Ueberlaſſung ſeiner Unterthanen an auswärtige Mächte für Subſidien, die unter den Händen ſeiner Geliebten bald zerrannen, wieder gut zu machen. So überließ er nicht nur 1702 dem Kaiſer 8000 Sachſen zum Kriege gegen Frankreich für 200000 Rthlr. Subſidien, ſondern in demſelben Augenblicke ſogar, während Carl XII. in Sachſen eindringt, läßt er mit den Generalſtaaten wegen Ueberlaſſung von 14800 Mann unterhandeln, und während ſeine Armee auf der Flucht in Deutſchland ſich verſplitterte und die Schweden in Sachſen ſtehen, ſchließt er (1707) mit England und den Generalſtaaten einen Subſidientractat über drei Regimenter Infanterie und eben ſo viel Dragoner-Regimenter.

Wenn die Unordnung im Lande und der Verfall der Geſchäfte nicht mehr geläugnet werden konnte, ſchoben ſeine Vertheidiger die Schuld auf ſeine unfähigen und ſelbſtſüchtigen Miniſter, die „ihn ſchlecht bedienten"; — allein ein Fürſt, der durchgängig ſchlecht bedient wird, will es ſo haben. Der weichliche, energieloſe und eigennützige Adel bildete eine Clique, die den König umſpann und alle Geſchäfte und Angelegenheiten zu ihrem Beſten ausbeutete; d. h. aber der Herr wollte nicht weiter aufgeklärt ſeyn, als ſein Adel

es zuließ. Unvorſichtigkeit nannte es der Adel, wenn man einmal eine kleine Aufklärung mehr, als dem adeligen Intereſſe zuträglich war, dem Könige zukommen ließ; ſolche Unvorſichtigkeiten waren aber demſelben gerade am läſtigſten.

Friedrich Auguſt, das Ideal des galanten und ſchlaffen meißniſchen Kreiſes bietet, wenn er aller Verhältniſſe und Verpflichtungen ſpottet, nicht einmal die Erſcheinung eines activen Characters dar, der im Gefühl ſeiner Kraft, im Bewußtſeyn, daß er ſeiner Umgebung und Zeit entwachſen iſt, und in der Ahndung, einer weiter geſchrittenen Zeit anzugehören, der Gegenwart ſpottet. Sein Charakter hat alſo nicht einmal einen mehr oder weniger reinen oder unreinen romantiſchen Anſtrich: was er gethan und gelaſſen hat, hat er in ſeiner Indolenz gethan. Ein tieferes Intereſſe kann er nicht erregen: dazu fehlt ihm Alles, vor allem die Energie und innere Sicherheit des Helden, der auch für ſeine Fehler und Verirrungen die Verantwortlichkeit übernimmt. In dieſer Beziehung hat er ſeinem Andenken z. B. nur durch die Mißhandlung der beiden Bevollmächtigten Pfingſten und Imhof, die 1707 mit Carl XII., dem damaligen Herrn von Sachſen, einen Frieden ſchloſſen, wie ſie ihn nicht anders ſchließen konnten, einen ewigen Flecken zugefügt.

Die Wahrheit, ſagt der dresdner Hofrath Herr von König in ſeinem „Trauergedicht über das Abſterben Friedrich Auguſt's",*) werde ihm dieſe Grabſchrift ſetzen:

---

*) Gedichte, 1745. p. 126.

„Hier ruht der Polen Haupt und Sachſenlands Auguſt,
Ein Wunder aller Welt, wie aller Menſchen Luſt,
Ein König weniger, als Vater ſeiner Staaten,
Dem Schickſal nach ein Menſch, ein Gott durch ſeine Thaten.“

Die Hiſtorie verſchmäht die Gelegenheit, welche ihr dieſe Hofpoeſie zur Ausarbeitung einer unnützen Tirade geben will. —

Unter dem Nachfolger des „großen“ Polen-Königs, unter Friedrich Auguſt III., an deſſen blödem Geiſte ſich ſein Vater damals am ſchwerſten verſündigt hatte, als er ihn in Italien zur römiſchen Kirche mechaniſch preſſen ließ, lieferte Brühl das Meiſterwerk von Beweis, daß man ein ausgeſaugtes Land doch noch einmal ausſaugen könne. Sein Vorgänger Graf Sulkowsky hatte ſich innerhalb der vier Jahre ſeiner Herrſchaft, ohne daß man ihm offenbare Schändlichkeiten hätte verwerfen können, ein Paar Millionen geſchafft; Brühl traute ſich in dieſer Beziehung wahrſcheinlich größere Fähigkeiten zu und ſtürzte den Grafen, indem er ſich hinter den jeſuitiſchen Gewiſſensrath Pater Guarini ſteckte und ihn durch ſein Verſprechen, katholiſch zu werden und die Angelegenheiten des Katholicismus in dem Mutterland der neueren Ketzerei zu befördern, gewann. Der erſteren Verpflichtung kam er nach, da er wußte, daß die ſächſiſchen Landſtände viel zu blöde und mit ihren eigenen egoiſtiſchen Intereſſen beſchäftigt waren, um ihn zur Rechenſchaft zu ziehen, er kam ihr um ſo eher nach, da er katholiſch ſeyn mußte, wenn er ſich von polniſchen Kronbedienungen und Staroſteien bereichern wollte; was aber das

zweite Verſprechen betrifft, ſo konnte nur ein beſchränkter Jeſuit daran denken, das proteſtantiſche Rom in Sachſen zu ſtürzen. Die Glaubens-Veränderung des churfürſtlichen Hauſes hatte hier nur den Erfolg gehabt, daß das reine proteſtantiſche Bekenntniß ſich länger als andertwärts erhielt und die Aufklärung immer nur die Formen hier abſetzte, die ſie in andern Gegenden bereits abgelegt hatte, und Brühl begnügte ſich mit der Farce, daß er alle Nachmittage um 4 Uhr bei verſchloſſenen Thüren mit dem Jeſuiten-Pater über den Gewinn von ein Paar Seelen Berathung hielt, als wenn es dem Heil von ganz Deutſchland gälte.

Er war Meiſter in jener Höflichkeit, die nur eine äußerliche Bewegung des Leibes iſt, aber auf einen Augenblick ſeelenhaft ſcheint. Mit dem Schein der Hingebung und völligen Aufopferung gewann er den König; mit ſeinen Verſprechungen bezauberte er den gemeinen Mann der verſchiedenen Stände; Wort hielt er nur gegen diejenigen, die ſich zu ſeinen Creaturen machen laſſen wollten.

Dieſe Creaturen, — an deren Spitze der Graf Hennicke ſtand, der bis in ſein dreißigſtes Jahr im Brühlſchen Hauſe Laquai geweſen war und das Kammermädchen ſeines Herrn geheirathet hatte — waren in die Aemter über das ganze Land vertheilt. Die einträglichſten Stellen im Lande werden mit Brühlſchen Bedienten und Laquaien beſetzt und ſeine Secretäre ſteigen, avanciren, bereichern ſich und werden in ihrem Kreiſe ſo allmächtig, wie es ihr Herr im ganzen Lande iſt. Sie bilden das Netz, in welchem

der Miniſter das Land eingeſchloſſen hält und nach ſeinem Gefallen ausbeutet.

Am frevelhafteſten wurde ſein Benehmen in der Zeit, als der Bankerott der Steuercaſſe bevorſtand. Obwohl er ſehr genau davon untefrichtet war *), ſo wurde der Pracht und Verſchwendung nicht nur nicht Einhalt gethan, ſondern allen Gerichten im Churfürſtenthum anbefohlen, die Depoſiten-Gelder zur Steuercaſſe zu liefern und Steuerſcheine dafür zu nehmen. Das Vermögen der Waiſen wurde durch dieſen Machtſtreich in den Ruin mit hineingezogen. Dem Landtage machte er den Vorſchlag einer Kopf- und Vermögensſteuer, die neun Jahre dauern und jährlich eine Million einbringen ſollte. Die Majorität des Landtags war dagegen, aber Brühl warf die Verfaſſung um, ſetzt die Steuer durch und läßt ſie ſogar fortbeſtehen, auch nachdem die neun Jahre verfloſſen waren. Selbſt die Dienſtboten und Bettler waren von der Abſchätzung nicht ausgenommen: die geringſte Taxe betrug 12 Gr. oder einen Gulden; der Mittelſtand mußte jährlich zwei bis vier Thaler bezahlen. Die Steuer trug aber gewiß mehr ein als eine Million, über den Mehrertrag legte jedoch Brühl ſo wenig Rechenſchaft ab, wie über die Verwendung der Steuer überhaupt.

Dieſer Menſch, deſſen einziges Talent eine ſchleimigte Biegſamkeit und Höflichkeit war, ernannte ſich 1742 zum

*) Leben und Charakter des Grafen von Brühl, in vertraulichen Briefen entworfen. 1760.

Oberſten eines von ihm neu errichteten Infanterie-Regiments, vier Jahre darauf, als der Herzog von Weißenfels ſtarb, zum General, ſodann zum Commandeur der vier in Polen ſtehenden ſächſiſchen Cavallerie-Regimenter und brachte es endlich dahin damit ſein Werk der Verwirrung allumfaſſend würde — daß der Generalfeldmarſchall der ſächſiſchen Armee in unmittelbare Abhängigkeit von ihm geſetzt wurde.

Als im ſiebenjährigen Kriege die Unglückstage über Sachſen hereinbrachen, welche eine regelloſe Verwaltung, die Verſchwendung Friedrich Auguſt II. und der Leichtſinn ſo wie die Unfähigkeit Brühls über das Land herbeigeführt hatten, als zu derſelben Zeit während der preußiſchen Occupation ein freies Wort über den Günſtling, der mit ſeinem Könige nach Polen geflüchtet war, möglich geworden war, trat noch einmal eine Creatur als lebendiges Zeugniß der guten alten Zeit auf, in welcher die öffentlichen Calamitäten zur Folie für die Freuden des Hofes dienen mußten.

Der ſubalterne Beamte der ſich zum Vertheidiger der Brühlſchen Familie aufwarf, kennt noch in jener Unglückszeit kein tragiſcheres Ereigniß als einen Miniſterwechſel und Nichts Höheres als ein Hoffeſt. Nachdem er z. B. von dem Sturz des Sulkowsky geſprochen, biegt er mit der Bemerkung ab, er wolle „von unangenehmen Begebenheiten abweichen und lieber von fröhlichen Sachen erzählen *).“

*) Leben und Charakter der Frau Gräfin Brühl. 1763 p. 49. 50.

„Niemals, ruft er aus, habe ich das Gräflich Brühlſche Haus in größerer Pracht geſehen als bei der hohen Vermählung des Churfürſten von Bayern mit Ihro Hoheit der Princeſſin Anna, welche im Junius 1748 zu Dresden durch Procuration vollzogen wurde. Die Frau Gräfin ſchimmerte dabei wie eine Grazie u. ſ. w. u. ſ. w. Wann werden wir wohl Sachſen wieder in dem Glanze ſehen?"

Glückliche Zeit, in welcher der Glanz der Frau Gräfin den Glanz des Landes ausmachte, ihr Gemahl die Verdächtigen, denen der Schimmer der Hofpracht nicht zu imponiren ſchien, dem Königſtein, dem Sonnenſtein und der Pleißenburg zuſchickte und die leichtſinnige Beſchränktheit des Bürgers mit den Schauſpielen der Hoffeſte ſogar unterhalten ſeyn wollte!

Die Kanzelberedſamkeit und die theologiſche Strenge verrathen unter ſolchen Umſtänden gerade ihre völlige Unfruchtbarkeit. Die Profeſſoren in Wittenberg und Leipzig eiferten für die reine Lehre, das Conſiſtorium in Dresden übte ſeine Glaubens-Policey, in der Hauptſtadt ſelbſt donnerten die Prediger auf den Kanzeln gegen die Lüſte dieſer Welt — und unter den Augen dieſer Wächter verfiel das Volk in Weichlichkeit und ging das Reich in Trümmer. Der alte Löſcher, Oberhofprediger in Dresden, war einmal kurz vor ſeinem Tode, als die Folgen der Brühlſchen Regierung auch den Blinden ſichtbar wurden, ſo kühn, daß er*) die Gleichgültigkeit des Fürſten gegen das Wohl ſei-

*) Patriot. Archiv. 5, 518 flgdd.

nes Landes und die Schlechtigkeit der Weiber= und Mini=ſter=Regierung geradezu anklagte, das Land, deſſen Leiden er ſchildere, ausdrücklich nannte und ſein Gemälde von dem Ruin des armen Sachſenlandes ſo weit ausführte, daß er ſogar von der Verſchuldung der Steuercaſſe predigte — — was iſt aber damit gethan, wenn der Geiſtliche, wie Löſcher in dieſer Predigt thut, den Fluch des Himmels auf „die Palläſte der Hohen und Gewaltigen" ſeines Landes herab=ruft? Auch ohne Declamationen kommen die Folgen einer verderbten Regierung und Phraſen haben ein herrſchendes Uebel noch niemals geſtürzt. —

In Brandenburg war man unter Friedrich I. im be=ſten Gange, auf demſelben Wege wie es in Sachſen ge=ſchah, den Ruin des Landes und die Schwächung des Vol=kes herbeizuführen.

Pracht, Luxus, Verſchwendung, eine ungezügelte Mi=niſter=Herrſchaft, die kleinlichen Leidenſchaften der Hofin=triguen und eine franzöſiſche Bildung, die wie jede fremde Bildung, wenn ihr eine ſelbſtändige einheimiſche Cultur nicht Intenſivität und eine frei verarbeitete Form gibt, oberflächlich war, hätten allmählig ein rohes, aber bei aller Rohheit höchſt feiges Volk um jeden eigenen Kern gebracht, wenn nicht der Sohn und Nachfolger des erſten Königs von Preußen — ſeit 1713 — 1740 — draſtiſche Mittel an=gewandt hätte, um das Verderben aufzuhalten.

§. 8.

Friedrich Wilhelm I. von Preußen.

Der Grundzug im Charakter ſeines Volkes, als er zur Regierung kam, war Feigheit und Indolenz, während die Obern ihre Stellung zu ihrem Privat-Vortheil benutzten. Gegen beides, die Feigheit der Niedern und die Selbſtſucht der Privilegirten gebrauchte er in gleicher Weiſe Strenge, Rauhigkeit und in einzelnen Fällen rohe Gewalt, und die Gemeinheit, die er vorfand und in einer Weiſe bekämpfte, die allerdings auch nicht geiſtig groß oder edel heißen kann, war ſo ſtumpf, daß der Stock nicht ſelten das einzige Mittel war, um einiges Selbſtgefühl in die Leute zu bringen. Der oberflächlichen franzöſiſchen und philoſophiſchen Bildung, die keinen größeren Werth als den eines Luxus-Artikels für eine vom Glück begünſtigte und bevorrechtete Menſchen-Claſſe und an der ungebildeten Rohheit des Volkes ihren richtigen Gegenſatz hatte, ſtellte Friedrich Wilhelm das Princip der Nützlichkeit, Brauchbarkeit und des

geſunden Menſchenverſtandes entgegen. Das Mißverhältniß zwiſchen den Paar Privilegirten, die im Genuß einer ausländiſchen Bildung ſchwelgten, und der Maſſe, die nur arbeitete und zahlte, um jenen ihren Genuß möglich zu machen, ſuchte Friedrich Wilhelm dadurch aufzuheben, daß er zu dem Bürger herabſtieg, ſelbſt bürgerlich lebte, das Maaß der bürgerlichen Bildung auch für ſeine Perſon nicht überſchreiten wollte und ſo im Volke Selbſtachtung und Freude an ſeiner eigenen Ausbildung erweckte. Wenn er ſogleich nach ſeinem Regierungs-Antritt mit dem ungeheuren Hofſtaat ſeines Vaters auch das Hofſchauſpiel, die Oper und die Kapelle abſchaffte, alſo auch die Kunſt der Rückſicht auf die Brauchbarkeit aufopferte, ſo haben wir nicht die Mißachtung der Schönheit anzuklagen, ſondern den Untergang einer Kunſt, die im Volksleben keine Wurzeln geſchlagen hatte und aus dem Volke nicht hervorgegangen war, als nothwendig anzuerkennen.

Die Wiſſenſchaften befanden ſich, als Friedrich Wilhelm zur Regierung kam, auf einem ſo niedrigen Standpunkte, daß die Stiftung der berliner Akademie der Wiſſenſchaften unter Friedrich I. zu gleicher Zeit als Luxus und als eine Autoriſation der Rohheit erſcheinen mußte. Der König faßte daher in ſeiner Weiſe die Sache richtig auf, wenn er daſſelbe was unter ſeinem Vater als Ernſt betrieben war, zum Spiel ſeiner grotesken Laune machte. Das paſſendſte Werkzeug zur Durchführung dieſes Spiels hatte er bekanntlich in Jakob Paul Gundling gefunden. Dieſer unterrichtete Kenner ſeiner Zeitgeſchichte war unter Fried-

rich I. beim Oberheroldsamte angeſtellt geweſen und nach der Aufhebung dieſes Amtes durch Friedrich Wilhelm zu den Tabagien zurückgeſunken, wo er die Gäſte mit ſeinem hiſtoriſchen Notizen-Schatz unterhielt und zufällig von dem General und Miniſter Grumbkow entdeckt und als ein brauchbares Subject für die politiſchen Unterhaltungen und die Kurzweil des königlichen Tabacks-Collegium erkannt wurde. Auf die Empfehlung des Generals wird er Hofrath und Zeitungs-Referent in dieſem Collegium, 1717 Oberceremonienmeiſter und mit einer lächerlichen Amtskleidung angethan, ſodann Geheimerrath und in den Freiherrenſtand erhoben. Der Wappenbrief, der über dieſe Standeserhebung unterm 24. Sept. 1724 ausgeſtellt wurde, iſt von Anfang bis zu Ende das Werk der übermüthigſten Laune. Gundling hatte ſich kurz vor dieſer Auszeichnung, weil er die Mißhandlungen, die er in dem Collegium erleiden mußte, nicht mehr ertragen wollte, grollend auf ſein Zimmer zurückgezogen; um ihn wieder zu verſöhnen, begab ſich das ganze Collegium, den König an ſeiner Spitze, auf das Zimmer des gelehrten Hofnarren, wo es für dießmal — indem für Taback, Wein und Bier im voraus geſorgt war — ſeine Sitzung hielt; er wurde um Vergebung des Geſchehenen gebeten und der König verſicherte ihm, daß ohne einen ſo großen Gelehrten und Staatsmann die Wohlfahrt des Reichs auf dem Spiele ſtehe. Er wurde darauf in den Adelſtand erhoben und 1726 zum Kammerherrn ernannt: mit dem neuen Diplom erhielt er wiederum ein neues komiſches Amtskleid. Als er 1731 dem Trunk erle-

gen war, ließ ihn der König in einem Sarge begraben, der die Geſtalt eines Weinfaſſes hatte und ſchon ſeit zehn Jahren auf dem Zimmer des Freiherrn aufgeſtellt geweſen war. Die Generalität, die Regiments-Oberſten, die Cabinetsräthe, die Kammerdiener, Küchen- und Keller-Beamten und die potsdamiſche Schuljugend bildeten den Trauerzug, die Geiſtlichkeit aber hatte die Einladung des Königs mit der Entſchuldigung abgelehnt, daß die Form des Sarges ihr anſtößig ſey *). Faßmann, der 1726 nach Berlin gekommen war und im Tabackscollegium zuvorkommende Aufnahme gefunden hatte, hält die Standrede, wird Gundlings Nachfolger im Collegium, flieht aber ſchon im folgenden Jahre nach Sachſen, weil er die rohen Späße und Mißhandlungen, die er officiell erleiden mußte, nicht ſo lange wie Gundling ertragen konnte.

Das Grotesk-Komiſche — welches ebenfalls, aber in einer bei weitem großartigeren Weiſe am Hofe Peter des Großen gepflegt wurde — iſt den Zeiten und den Situationen eigen, in welchen eine neue, urſprüngliche Kraft ihrer Ueberlegenheit über die beſtehenden Verhältniſſe ſich bewußt geworden iſt, im Beſitze der Gewalt ſteht, die ihr jeden Ausdruck dieſer Ueberlegenheit möglich macht, aber nur noch nicht die innere Freiheit und Sicherheit erreicht hat, die den Spielen ihres Uebermuths die Bedeutung eines komiſchen Nachſpiels zum Triumph der Menſchlichkeit ge-

*) Siehe das Einzelne bei F. Förſter, Friedrich Wilhelm I. König von Preußen. Drei Bände, mit Urkunden-Büchern. 1835.

ben könnte. Gundling mußte ſeine Perſon dazu hergeben, um an ihr die Lächerlichkeit der Standesunterſchiede, der Hofcreaturen und der todten Gelehrſamkeit geißeln zu laſſen. Der Uebermuth, deſſen Werkzeug er ſeyn mußte, war aber deshalb den Idolen der Maſſe noch nicht wirklich überlegen, hatte noch keinen Begriff von wahrer Menſchenwürde, war daher ſelbſt nur ſinnlich und roh und drückte die Freude an ſeiner vermeintlichen Erhebung über das Krüppelhafte der beſtehenden Verhältniſſe zuletzt am liebſten in der Verhöhnung leiblicher Krüppel, bucklichter, ſtammelnder oder trunkſüchtiger Perſonen aus. Er wird endlich der bloße Uebermuth autokratiſcher Willkühr.

Das autokratiſche Selbſtgefühl Friedrich Wilhelms äußerte ſich auch in dem Mißtrauen gegen die Gerichtsbehörden, gegen ihre gelehrte ausgedehnte Proceßordnung, in dem eigenmächtigen Eingreifen in die Criminaljuſtiz und in zuweilen höchſt willkührlichen Entſcheidungen, aus denen man ſieht, daß in dieſer Zeit das Menſchenleben noch wenig geachtet war. Eine gleich gründliche Nicht-Achtung der perſönlichen Freiheit beweiſen die gewaltſamen Requiſitionen zur Erbauung neuer Stadttheile in Berlin — der Aufbau eines Hauſes in einem ungünſtigen Terrain, wo die Grundlage zu befeſtigen oft drei mal mehr koſtete als das fertige Haus ſpäter gelten konnte, wurde nicht nur zuweilen zu Strafe ſondern öfters bloß auf die Vermuthung hin auferlegt, daß Jemand Mittel genug habe, einen ſolchen Bau zur unternehmen. Dabei war die oberſte Leitung dieſes Bau-Geſchäfts, wie meiſtens alle Geſchäfte dieſer Art, einem

Manne übertragen, der gerade alle Willkührlichkeit, Härte und militäriſche Schroffheit beſaß, die dazu gehörte. Die geringe Taxirung des Menſchenwerths erſieht man auch aus der barbariſchen Gewaltſamkeit, mit welcher die Werbeofficiere und ihre Gehilfen ſelbſt in Ländern anderer Herren auf hoch-gewachſene Leute Jagd machten, ihr Wild umſtellten oder in die Falle lockten und in ihre Gewalt brachten. Da der König bei den jährlichen Muſterungen den Hauptleuten die größten Leute für ſein eigenes Regiment nahm und die Regimentsvorſteher, wenn ſie nicht in Ungnade fallen wollten, ſogleich wieder für neue Rieſen ſorgen mußten, mit denen ſie ſich im nächſten Jahre ihrem Herrn empfehlen konnten, ſo hörte dieſe Jagd niemals auf. Der König konnte kaum begreifen, wie fremde Potentaten über das Treiben ſeiner Werbeofficiere ſich beklagen konnten, und die Sache kam endlich einmal ſo weit, daß Georg II. als Churfürſt von Hannover in Gemeinſchaft mit den General-Staaten ein Schutz- und Trutz-Bündniß mit den vornehmſten Reichsſtänden zu Stande zu bringen ſuchte, um ſeine und der andern Stände Unterthanen vor den Menſchen-Jägern zu bewahren.

Die Freiheit der Bewegung auch im Handel und im Betrieb der Gewerke war auf das Kleinlichſte beſchränkt. So hatten z. B. die franzöſiſchen Flüchtlinge den Gebrauch der Holzſchuhe eingeführt und einen Handel mit dieſem Surrogat zum Beſten der Armen angefangen, an welchem endlich auch Eingeborene theilnahmen. Die Schuſter hatten aber kaum geklagt, es werde ihnen durch dieſe Fabrication

das Brod entzogen, ſo erfolgte alsbald — unterm 15ten Juli 1717 — ein königlicher Befehl, daß hölzerne Schuhe oder hölzerne Pantoffeln mit ledernem Ueberzug künftighin nicht mehr zum Verkauf verfertigt werden ſollten.

Um die inländiſche Wollfabrication zu heben und das Geld, welches ſonſt für ausländiſches Tuch dem Lande entzogen wurde, zurückzuhalten, hatte der König die Ausfuhr der Wolle beſchränkt. Frühere Edicte, die bald nach dem Antritt ſeiner Regierung erlaſſen waren, hatte man ſo verſtanden, daß wann die Wolle aus den königlichen Aemtern und die Wolle von den adeligen Gütern auf den Märkten zu Frankfurt an der Oder und Landsberg an der Warte zum Behuf der Wollarbeiter und Manufacturiſten zwei Tage lang ausgeſtanden, alsdann allen, ſowohl ausländiſchen als einheimiſchen Kaufleuten frei ſtünde, den Reſt einzukaufen und außer Landes zu führen. Dagegen erſchien — unterm 16ten Februar 1717 — eine Ordre mit beſtimmterer Angabe der nothwendigen Beſchränkungen. „Die Prieſter-, Schulzen-, Küſter-, Schäfer-, Bauern- und Bündel-Wolle" dürfe von Niemanden, er ſey wer er wolle, ſondern nur von Zeug-Machern gekauft werden, noch viel weniger ſolle man dieſelbe außer Landes führen. „Die adlige und Aemter-Wolle" könne zwar von denen von Adel und den Beamten doch nur nach Abrechnung des fünften oder ſechſten dem Schäfer zukommenden Theiles außerhalb Landes verführt werden; aber den Kaufleuten bleibt die Ausfuhr verboten u. ſ. w. Die Klagen der Wollfabricanten hören aber nicht auf; es erfolgen daher neue königliche

Edicte. So hatten ſich mehrere Fabricanten darüber beklagt, daß „einige Kaufleute die ihnen ertheilte Freiheit, die Wolle zum Verlag der inländiſchen unvermögenden Manufacturiſten zu erhandeln und an dieſelben gegen einen leidlichen Profit wieder zu überlaſſen, zum augenſcheinlichen Schaden der Fabricanten dergeſtalt mißbrauchten, daß ſie ihre Diener und Lehrjungen hin und wieder auf das Land ſchickten, die Wolle bei den vornehmſten Aemtern und denen von Adel zu beſprechen und den Wollarbeitern vorweg zu nehmen." Dagegen erfolgte das Edict vom 9ten September 1717, welches die Aufſicht über den Aufkauf der Wolle verſchärft: die Wollfabricanten ſollen nämlich den Kaufleuten ein Verzeichniß ihres Bedarfs geben und dieſe nur nach Vorzeigung dieſes Contracts kaufen dürfen.

Die Polizey, die eigenthümliche Schöpfung dieſes Zeitalters, wurde zu dieſer kleinlichen und ängſtlichen Ueberwachung des ganzen Lebens, weil die Leute ohne ihren Schutz ſich für verloren hielten.

Während des nordiſchen und ſpaniſchen Erbfolgekrieges hatte Preußen noch nicht eine ſelbſtſtändige Stellung einnehmen können. Die halbe Neutralität, die zu einem kleinen, aber ſichern Gewinn führt, läßt ſich jedoch, wenn am Ende nicht Alles verloren gehen ſoll, nicht für immer behaupten: die Sicherheit und Bequemlichkeit, die ſie für den Augenblick darbietet, hält nicht lange aus und je länger ſie ausgehalten hat, um ſo nachtheiliger hat ſie immer ge-

wirkt d. h. einen entſcheidenden Entſchluß um ſo ſchwerer gemacht. Dieſe Folgen einer lange und glücklich behaupteten Neutralität erfuhr der König während der Prüfungszeit, die mit dem Jahre 1725 begann.

Der Kaiſer hatte ſo eben durch eine allerdings geſetzliche Ausübung ſeines Rechts den König in ſehr üble Laune verſetzt, aber auch auf dieſem geſetzlichen Wege gezeigt, wie bedeutungslos und ſelbſt aberſinnig die geſetzlichen Formen geworden waren. Auf Seiten des Kaiſers ſtand das alte geſchriebene Recht, auf Seiten des Königs das Recht der Verbeſſerung. In ſeinen Erblanden hatte er, wie oben bemerkt, dem Adel die Lehnbarkeit erlaſſen und den Beſitzern ihre Güter zu Erbe gegeben. Dieſelbe Einrichtung wollte er auch im Magdeburgiſchen treffen; es wurde dem Adel der Antrag geſtellt, ſie ſollten ihre Lehnsverpflichtungen mit 40 Thaler jährlicher Contribution abkaufen; es war ihnen ſogar noch weiter angetragen, daß ſie ihre 40 Thaler auf ihre Unterthanen ſchlagen ſollten, damit es nicht das Anſehen hätte, als ob ſie von ihren Gütern gegen die alten Freiheiten und Privilegien, deren Erhaltung ihnen zugeſichert war, als ſie durch den weſtphäliſchen Frieden an Brandenburg kamen, contribuiren müßten. Nur etwa acht Edelleute von fünf Hunderten hatten ſich dem König widerſetzt, ihn beim Reichshofrath verklagt und von dieſem Recht erhalten. Der Reichshofrath hatte die Farce in ſeinem lächerlichen Ernſte ſo weit getrieben, daß er beſtimmte, die Könige von Polen und Schweden ſammt dem oberrheiniſchen Kreiſe ſollten die Reſolution wider den Kö-

nig von Preußen zur Execution bringen, und falls ſie Widerſtand fänden, waren in Voraus der ſchwäbiſche, fränkiſche und der niederrheiniſche Kreis dazu beſtimmt, den Executions-Truppen mit aller ihrer Macht beizuſtehen.

In Wien hazadirte man um dieſe Zeit in der Politik blind darauf los; man mußte aber auch bald darauf zu ſeinem eigenen Schrecken einſehen, daß Preußen mehr Rückſicht verlangen dürfe, als man ihm im Augenblick des Uebermuths hatte zugeſtehen wollen.

Die Unterhandlungen zu Cambray, welche die letzten Differenzen unter den weſtlichen Mächten und eine neue Colliſion, die der Kaiſer durch die Gründung der oſtendiſchen Handelsgeſellſchaft herbeigeführt hatte, ausgleichen ſollten, hatte der Kaiſer durch einen Tractat durchſchnitten, den er auf Antreiben der Königin von Spanien unter Vermittelung des ſpaniſchen Geſandten im April 1725 zu Wien abſchloß. Frankreich und England ſetzen dieſem Bündniß ſogleich ein anderes entgegen. In der Mitte des Sommers war man in Berlin noch unentſchieden, auf welche Seite man ſich wenden ſolle; der König richtete ſein Betragen ſo ein, daß beide Partheien glauben ſollten, er ſey bereit, ſich mit ihnen in ein engeres Bündniß einzulaſſen. Georg I. kam aber ſelbſt nach Hannover, Friedrich Wilhelm, über die Anmaaßungen des Reichshofraths immer noch aufgebracht, machte ihm hier einen Beſuch und es gelang, ihn zur Unterſchrift des herrenhauſener Vertrags zu bewegen — 3ten September 1725 — eines Vertrags, deſſen eine Abſicht auch „die Erhaltung der Freiheit des deutſchen Reiches" war.

Seckendorf, der von Wien aus Aufträge erhalten hatte, den König über den Inhalt des hannöverſchen Bündniſſes auszuforſchen und auf ihn zu Gunſten des öſterreichiſchen Intereſſes einzuwirken, hatte aber ſehr leichte Arbeit. Friedrich Wilhelm ſchrak davor zurück, das ganze Reich aus den Fugen zu reißen, er ſah die Sache ſo an, daß ihn Frankreich und England dazu gebrauchen wollten, „den Kaiſer über den Haufen zu werfen", und fühlte in ſich nicht die Stimmung, die zu einem ſo verzweifelten Werke gehörte.

Der König theilte Seckendorfen den Inhalt des herrenhauſener Tractats mit und erklärte ihm, daß er ſich von den Andern übereilt ſehe, von der Unternehmung zurücktrete und dem Kaiſer ſich auf das innigſte anſchließen werde, wenn man ihn beſſer behandeln und günſtige Bedingungen ſtellen wolle. Eine der Bedingungen war die, daß ihm nach dem Abſterben des Churfürſten von der Pfalz Jülich und Berg geſichert werde. Die Sache war ſo dringend und ſo weit gediehen, daß Seckendorf nicht nur an Eugen meldet, wenn man dieſesmal den König aus den Händen laſſe, ſo werde er ſich ganz und gar in Englands und Frankreichs Hände werfen und in der That zu gefährlichen Dingen verleiten laſſen, ſondern auch ſelbſt nach Wien reiſt, um genauer zu berichten und die Stimmung des Hofes kennen zu lernen. Für den König aber war die ganze Angelegenheit um ſo peinigender, faſt tragiſch, da ſie zugleich ein Zerwürfniß in ſeiner Familie herbeiführte. Seine Gemahlin, eine Tochter Georg II., war für das hannöverſche

Bündniß, ſchmeichelte ſich und ihren Kindern mit der Folge deſſelben, daß der Kronprinz die engliſche älteſte Prinzeſſin und der Prinz Friedrich von Hannover die preußiſche Kronprinzeſſin heirathen ſolle, und machte mit dem franzöſiſchen und engliſchen Geſandten gemeinſchaftliche Sache gegen Oeſterreich, den König und deſſen von dem Kaiſer beſtochene Diener. Der König von beiden Seiten beſtürmt — Seckendorf arbeitet auf ihn ein, der franzöſiſche Geſandte gibt wegen der Doppelheirath die feſteſten Verſicherungen, die der engliſche beſtätigt, und die Verſtimmung innerhalb ſeiner Familie nimmt ihm den letzten Reſt der Ruhe — kann ſich endlich nur mit einem gewaltſamen Schritt der Verzweiflung — oder der obſtinaten Beharrlichkeit — retten und nachdem er ſeine Familie gemißhandelt, den franzöſiſchen und den engliſchen Geſandten roh und brutal verhöhnt hat, läßt er am 12. October 1726 den wuſterhauſener Tractat abſchließen, in welchem ihm der Kaiſer verſpricht, in ſechs Monaten die pfalz-ſulzbachiſche Linie zur Verzichtleiſtung auf Jülich und Berg zu bewegen, — derſelbe Kaiſer, der vor acht Wochen mit Churpfalz, den 16. Auguſt, einen Vertrag abgeſchloſſen hatte, in welchem er dem pfälziſchen Stamm auch gegen Gewalt und Krieg dieſelben Länder zuſicherte.

Da es Oeſterreich unmöglich war, dem König zuverläſſige Garantieen für Jülich und Berg zu geben, ſo ſucht es ihn mit dem Vorſchlag hinzuhalten, ob er nicht Kurland annehmen wolle, welches Rußland durch eine Vermählung an einen preußiſchen Prinzen gelangen zu laſſen ge-

neigt ſey. Indeſſen geht der Congreß zu Soiſſons, auf welchem die drohenden Kriegsunruhen beigelegt werden ſollten, unverrichteter Sache auseinander, der ohnmächtige Kaiſer zittert bei den Rüſtungen Englands und Hollands und muß ſich, da er die Elendigkeit des Reichs kennt, wie ein Bettler an Preußen halten. Kurland nahm Friedrich Wilhelm nicht an, er blieb aber bei dem Kaiſer und ſchließt ſogar mit ihm — 23. Dec. 1728 — den geheimen berliner Tractat ab.

Im folgendem Jahre trennte ſich Spanien von Oeſterreich durch den Vertrag zu Sevilla, um ſich Frankreich und England wieder anzuſchließen. Nach kaum anderthalb Jahren hatte ſich aber durch die Eiferſucht der Cabinette die Sache ſo gewandt, daß England ſich Oeſterreich näherte und von dem Kaiſer gegen Anerkennung der pragmatiſchen Sanction in dem wiener Vertrag vom März 1731 die Aufhebung der oſtendeſchen Handelscompagnie auswirkte. Um den König wechſelten dergeſtalt die diplomatiſchen Beziehungen, ohne daß ihm als Freund und Verbündeten des Kaiſers immer die nöthigen Anzeigen gemacht worden wären; der wiener Vertrag wurde ihm ſogar erſt mitgetheilt, als er ratificirt war: er blieb aber dennoch dem Kaiſer treu.

Indeſſen war es dem wiener Hofe gelungen, den König für die Verheirathung des Kronprinzen mit der Prinzeſſin von Bevern zu gewinnen. Die Engländer dachten aber — wie Grumbkow im Auguſt 1732 an Seckendorf meldet — immer noch daran, den Kronprinzen durch die Vermählung mit der engliſchen Prinzeſſin an ihr Intereſſe

zu knüpfen; im October deſſelben Jahres war der Verſuch einer Verſöhnung mit England lebhaft im Gange, es wurde auch darüber verhandelt, daß die Prinzeſſin Ulrike mit dem Prinzen von Wales vermählt werden ſolle, als Oeſterreich, um ſich England gefällig zu erweiſen — im November — plötzlich mit dem Vorſchlage auftrat, die preußiſche Prinzeſſin ſolle den Prinzen von Wales und Carl von Bevern eine engliſche Prinzeſſin heirathen. Der König wurde durch dieſe ſich durchkreuzenden Anſchläge gemüthskrank und half ſich in ſeiner Weiſe wieder damit, daß er einfach und kategoriſch die Verheirathung des Kronprinzen mit der bevernſchen Prinzeſſin gebot.

Hatte ſich Oeſterreich zuletzt um Englands willen in dieſer Sache haltungslos benommen, ſo wurde ſein Benehmen unwürdig und unanſtändig, als der Zeitpunkt eingetroffen war, daß es ſeine Intriguen vom Erfolg gekrönt ſehen ſollte. Den 11. Juni 1733, als der König und die Königin, nebſt dem ganzen Hofſtaate in Salzthal ſo eben nur den Tag vorher mit dem Kronprinzen und der Prinzeſeſin von Bevern zur Vollziehung der Heirath eingetroffen waren und das Beilager auf den 12ten feſtgeſetzt war, erhielt Seckendorf den Befehl, dem König neue Vorſchläge in Bezug auf die viel verhandelte Heirath zu machen; der Kronprinz ſolle mit einer engliſchen Prinzeſſin verheirathet werden. Vom König war aber natürlich keine andere Antwort zu erwarten, als diejenige, die er dem öſterreichiſchen Zwiſchenträger gab: er wolle ſeiner Parole und Ehre keinen

Schandfleck anhängen und werde die Heirath nicht um 24 Stunden aufſchieben.

Die Gemeinheit und Unanſtändigkeit, mit der ſich der Kaiſer in dieſer Angelegenheit benommen hatte, übertraf er endlich noch durch die plumpe Rückſichtsloſigkeit, mit der er den König nach der Beilegung der Unruhen, die mit der neuen polniſchen Königswahl nach August II. Tode verbunden waren, behandelte, obwohl derſelbe gegen Garantie der Nachfolge in Jülich und Berg ein Hülfscorps gegen die Franzoſen an den Rhein geſchickt hatte. Der Kaiſer giebt ihm nicht nur keine Nachricht von dem Abſchluß der Friedens-Präliminarien zu Wien — im Oct. 1735 — ſondern vergißt ihn auch völlig bei den Friedensunterhandlungen und meldet ihm — in deſſen Hausſache er ſich ſo unanſtändig gemiſcht hatte — eben ſo wenig die Vermählung der Erzherzogin Maria Thereſia mit dem Herzog Franz Stephan, der nach den Beſtimmungen jenes Friedensſchluſſes, ſobald die mediceiſche Linie in Toscana — was 1737 wirklich geſchah — ausſterben würde, ſein Herzogthum an Stanislaus Lescinsky d. h. an Frankreich abtreten und dafür das italieniſche Großherzogthum in Beſitz nehmen ſollte.

Ich bin gut kaiſerlich, ſagte Friedrich Wilhelm, als er ſich enttäuſcht ſah, aber alt-kaiſerlich und -öſterreichiſch. Er täuſchte ſich nur noch darin, daß er glaubte, das alte Kaiſerthum ſey noch möglich oder von jeher die Schutzwehr gegen die Lüge und den Egoismus geweſen.

Ein Jahr vor dem Tode des Königs — im Jahr 1739 — ſchloß der Kaiſer mit Frankreich zu Verſailles ein

Vertrag ab, daß nach dem Tode des Churfürſten von der Pfalz Carl Theodor von Sulzbach alle jülich-bergiſchen Lande auf zwei Jahre d. h. für immer erhalten ſolle. Was war mit einem Hauſe anzufangen, welches Frankreich, dem Auslande, die Garantie dieſes Vertrags gegen Preußen übertragen hatte und in andern Fällen, wenn die Reichsſtände ſich auf die fremde Garantie ihrer Rechte beriefen, die Frage nur als eine einheimiſche betrachtet wiſſen wollte, um ſie nie oder nur in ſeinem Privat-Intereſſe zu entſcheiden? Was war mit einer Reichsverfaſſung anzufangen, die nur noch durch unwürdige Intriguen beſtand? Was Anderes und was Beſſeres, als ſie über den Haufen zu werfen?

Ehe der Mann auftrat, der im Intereſſe ſeiner Hausmacht — alſo immer noch nicht in reiner und conſequenter Weiſe — die alte Reichsverfaſſung erſchütterte, hatten im Volke ſchon längſt die reineren und gründlicheren Beſtrebungen begonnen, welche die tiefere Befreiung des Geiſtes, ſeine Befreiung von den religiöſen und polizeilichen Feſſeln, die ihm die alte Bildung überhaupt aufgelegt hatte, vorbereiteten.

§. 9.

Mit dem Pietismus gleichzeitige und zuſammenhängende freiere Beſtrebungen.

Die erſten Aeußerungen einer ſolchen Kritik, welche gefliſſentlich darauf ausging, den menſchlichen Geiſt von einem unerträglich gewordenen Joche zu befreien, waren vereinzelt und gewaltſam. Den Umfang, die Gründlichkeit und entſcheidende Kraft, die ihr das allgemeine Intereſſe des Volks zuwenden, konnte die Kritik nur allmählig gewinnen und andererſeits war das Volk noch zu ſehr in die reinen Kirchenformen befangen, als daß ſie in ihm einen Stützpunkt oder wenigſtens eine Vorausſetzung hätte beſitzen können, die ihr Haltung und innere Sicherheit gegeben hätten. Erſt der Pietismus, der, obwohl er eine neue religiöſe Erſcheinung war, keine neue Confeſſion aufſtellte, ſondern im Gefühl ein allgemeines Princip geltend machte, bekam auf das Volk Einfluß, war im Stande, den Gewinn der vorhergehenden vereinzelten kritiſchen Beſtrebungen in

Ein Ganzes zuſammen zu faſſen, und bearbeitete das Volk ſo weit, daß es von nun an jeder neuen Strömung des Zeitgeiſtes folgen konnte.

Einer jener vereinzelten extremen Kritiker war der Holſteiner Matthias Knutzen. Er hatte Theologie ſtudirt, überwarf ſich aber ſchon als Candidat mit der Geiſtlichkeit und zog als Vagabond auf den deutſchen Univerſitäten umher, um die armen Profeſſoren durch ſeine antichriſtlichen Grundſätze und die kleinen Schriften, in welchen er dieſelben aufſtellte, zu erſchrecken. In Jena ſcheint es, daß ſein Brief über die Widerſprüche der Bibel und ſeine zwei Dialoge über die Grundſätze ſeiner Secte zuerſt erſchienen ſind und als Manuſcript die meiſte Verbreitung erhalten haben. (Der Jenenſer Johann Muſäus war der erſte, der ihn öffentlich — 1674 — angriff). In jenem Briefe ſagt er, die Bibel ſey „ſo confus, daß Alles in ihr ohne Zuſammenhang, ohne Ordnung, ohne Sinn und Vernunft ſey.“ Er und ſeine Secte, die er ſelbſt die Gewiſſener nennt, verwürfen daher die Richtſchnur, der die Chriſten in ihrem Leben und Denken folgten, ſo wie jedes Geſetz, das ſich außer ihrem Gewiſſen ihnen aufdrängen wolle. Ihnen genüge das „allgemeine Gewiſſen“*) und ſie müßten demnach Gott läugnen, die Obrigkeit verachten und die Kirchen mit ihrer geſammten Prieſterſchaft verwerfen.

Knutzen konnte mit ſeinem kurzen lateiniſchen Brief

---

*) Conscientia conjunctim accepta. (Der Brief iſt lateiniſch geſchrieben) Siehe Edelmann, Moſes mit aufgedecktem Angeſ. II. 38.

und ſeinen beiden eben ſo kurzen, aber ſchlottrigten Dialogen wohl ein Paar Profeſſoren erſchrecken und ein Paar Anhänger gewinnen, aber auf ſeine Zeit nicht einwirken. Beſſer gelang dieß zweien Holländern, deren Hauptſchriften auch in Deutſchland große Verbreitung gewannen. Balthaſar Becker hatte in ſeinem Werk „die bezauberte Welt" den Glauben an Hexen, an den übernatürlichen Einfluß auf die Beſeſſenen und an die Machinationen des Teufels bekämpft und den ganzen locus vom Teufel zu ſtürzen geſucht. Mit ſeiner gründlichen Schrift hat er aber mehr als er meinte, erreicht. Zu ſeiner Zeit errichtete man den Unglücklichen, deren krankhaften Zuſtand man nicht richtig aufzufaſſen wußte, weil man ſelbſt noch krankhaft afficirt war, als den Genoſſen des böſen Geiſtes Scheiterhaufen — (die Hexenproceſſe waren noch in lebhaftem Gange) — die Eiferer, die ſelbſt unter einem dumpfen Drucke lebten, drückten mit einer unmenſchlichen, man kann faſt ſagen, mit einer übernatürlichen Leidenſchaftlichkeit die Wenigen, die es wagten, heller als ſie in die Welt zu ſehen: Balthaſer Becker brachte die Menſchen zu ſich ſelbſt, indem er den Glauben an gewaltſame äußere Einwirkungen wenigſtens an Einem Punkte erſchütterte, und die Obrigkeit, die ihn des Amts entſetzte und ihm die Kanzel verbot, fühlte ganz richtig, wie bedeutungsvoll ſein Werk war. Becker ſtarb im Jahr 1698, nachdem bereits 1693 eine deutſche Ueberſetzung ſeiner Schrift erſchienen war. An einem andern Orte habe ich gezeigt, wie ſehr z. B. Edel-

mann den frieſiſchen Herkules hoch ſchätzte, d. h. wie viel er und die deutſche Aufklärung überhaupt ihm zu verdanken haben.

Der andere Holländer iſt Anton van Dale — er ſtarb 1708. — In ſeiner Schrift „vom Urſprunge und Fortgange der Abgötterei" zeigt er nach Edelmanns Ausdruck, wie ein böſer Geiſt nach dem andern auf die Welt gekommen und von ſeinen Eltern, dem Aberglauben und der Unwiſſenheit, ernähret und gepfleget iſt. Er hat dem Aberglauben alles Imponirende genommen, indem er nachwies, wie er in völlig natürlicher Weiſe entſtanden iſt und ſich durch die Liſt der Prieſter, die von der Beſchränktheit und Faulheit der Menge unterſtützt war, verbreitet hat. Die Bedeutung dieſes Werkes für die damalige Zeit können wir nicht beſſer ſchildern, als wenn wir das Urtheil des Thomaſius über daſſelbe anführen. Er glaube und ſey verſichert, ſagt er in ſeinen „ſummariſchen Nachrichten auserleſener Bücher," daß kein kräftiger Mittel ſey, die Leute von dem Aberglauben und den Vorurtheilen zu befreien, als indem man ihnen die ganze Hiſtorie vor Augen lege und zeige, wie bei Heiden, Juden und Chriſten die Prieſter und falſchen Propheten einerlei Komödie geſpielet. Es ſey nicht genug zu ſagen, es ſey nicht wahr, was die Leute glauben; aus der Hiſtorie vielmehr müſſe ſonnenklar erörtert werden, wie das Intereſſe der Prieſterſchaft den Grundſatz, daß der Menſch, je mehr und je beſſer er glaube, ſelbſt deſto beſſer ſei, in allen Religionskreiſen aufrecht er-

halten habe: die Geſchichte müſſe auftreten und ſich der Vernunft annehmen, wenn dieſe ihren gehörigen und rechtmäßigen Gebrauch wieder erhalten ſolle. Darum habe ihm auch der harlemiſche Medicus, der Herr Anton van Dale vor Andern wohlgefallen, weil er von den Heiden als dem Brunnquell anfange, mit den Juden fortfahre und bei den Chriſten aufhöre und die Hiſtorie des Aberglaubens und der Abgötterei nach allen ihren Lehren und Stücken recht erſchöpfe." *)

In ſeiner Schrift „der enthüllte Platonismus" **) gab Souverän die Ergänzung zu den genannten Werken; Balthaſar Becker hatte dem Geiſt ſeine natürliche Freiheit und Unbefangenheit zurück zu geben geſucht, indem er die Angſt vor fremden Einflüſſen über ihre Grundloſigkeit aufklärte, Anton von Dale hatte durch ſeine vergleichende Ueberſicht der Religionsſyſteme den Blick erweitert, zu gleicher Zeit hörte man erſtaunt die Nachrichten aus China und Tibet von den Incarnationen des göttlichen Weſens im Lama und von den indiſchen Götterbildern, die zu gleicher Zeit ſo bekannt und ſo fremdartig ſchienen; Souveräns Schrift vollendete endlich die Ueberraſchung, indem er nachzuweiſen ſuchte, daß die Speculationen der Kirchenväter über „die Präexiſtenz des Wortes" aus der patoniſchen Philoſophie herzuleiten ſeyen. Die lutheriſchen und reformirten Theolo-

---

*) Edelmann, Glaub. Bek. p. 293.

**) Le platonisme dévoilé. A Cologne. 1700.

gen, ſo ſchwer es ihnen auch ankam, hatten die Autorität der Kirchenväter nur dann nicht anerkannt, wenn es dem Intereſſe ihrer Vorausſetzungen galt; Souverän dagegen erklärte — z. B. ſogleich im Eingange ſeines Werkes — er wolle den Reſpect, den der Name des Alterthums überhaupt für ſich in Anſpruch nehme, bei Seite ſetzen und die Meinungen der Kirchenväter rein als Hiſtoriker prüfen. Als Reſultat ſeines Werkes giebt er an, daß „das Herz" ſich gern und leicht vom Joch der „Speculationen" befreit, und „der Geiſt, der einen natürlichen Trieb zum Wiſſen hat, ſeine Rechnung dabei findet."

Unter dieſen vorläufigen Bewegungen äußerte ſich ſchon der entſchiedenſte Indifferentismus gegen alle beſtimmte Religion und der Haß gegen die Prieſterſchaft. Jacob Fr. Ludovici, der als Vicekanzler und Profeſſor der Rechte 1723 zu Gießen ſtarb, gab in dem Jahre 1700 unter dem Namen Erich Friedlieb die Schrift heraus, über welche die „unſchuldigen Nachrichten" ſogleich in ihrem erſten Jahrgange den höchſt nöthigen Seufzer ausſtoßen: „Unterſuchung des Indifferentismi religionum, da man dafür hält, es könne ein Jeder ſelig werden, er habe einen Glauben oder eine Religion, welche er wolle." Johann Zeidler, ſelbſt ein Pfarrer im Mannsfeldiſchen, hinterließ bei ſeinem Tode eine ums Jahr 1700 geſchriebene Arbeit, aus welcher die unſchuldigen Nachrichten vom Jahre 1735 Auszüge mittheilen, die den bitterſten Haß und die äußerſte Verachtung gegen ſeinen eigenen Stand ausdrücken: „der

wackelnde Pfaff und der befeſtigte Lehrer." Selbſt Edelmann äußert ſich über dieſen Mann dahin, ſeine Wuth gegen den Prieſterſtand ſey noch zu maaßlos; wenn er z. B. ſagt, daß dieſer Stand vor Gott ein Gräuel ſey, ſo habe er nicht bedacht, daß er allein durch den Willen der Menſchen beſtehe und ſchon fallen würde, wenn ihn die Geſellſchaft nicht mehr haben wolle*). Zeidler war durch des Thomaſius Schriften angeregt, in ſeiner Empörung gegen ſeinen eigenen Stand ſehen wir demnach die äußerſten Conſequenzen der liberaleren Bildung, die durch den Pietismus herbeigeführt war oder ſich ihm angeſchloſſen hatte.

Wegen ſeiner Verſuche in der bibliſchen Kritik müſſen wir des Hermann von der Hardt gedenken. Als Profeſſor in Helmſtädt ließ er Anfangs kleine Tractätchen drucken, in denen er zeigte, daß die vermeintlichen hiſtoriſchen Erzählungen der altteſtamentlichen Bücher meiſtentheils nichts als „lehrreiche Gedichte der Alten" geweſen. Als er aber im Jahr 1723 dieſe Aufſätze in Einem Bande zuſammen herausgab — unter dem Titel: Räthſel des Alterthums**) — bearbeiteten die Geiſtlichen die Regierungsräthe in Hannover und Wolfenbüttel ſo lange, bis die Schrift confiscirt, der Verfaſſer in eine nicht unbedeutende Geldſtrafe verdammt und ihm verboten wurde, über die Bibel, namentlich über die bibliſche Hiſtorie, Geographie und Chronologie zu ſchreiben. Dieß Verfahren rühmten dann die Herren in ihren

*) Edelmann Gl. Bek. p. 15. 16.
**) aenigmata prisci orbis.

„unſchuldigen Nachrichten" als einen Beweis, daß die chriſtlichen Regierungen es an dem „löblichen und nöthigen Ernſt" noch nicht ermangeln laſſen wollten.

Indeſſen wurden die Regungen deutſcher Freiheit trotz aller Seufzer und Klagen der Geiſtlichen und Profeſſoren von einer Gegend her unterſtützt, welche die Herren vergebens durch eine Mauer unſichtbar zu machen oder als ungeſund zu verſchreien ſuchten. Ihr Geſchrei und ihre Klagen trugen nur dazu bei, die Leute auf das befreundete Land aufmerkſam zu machen. Mit den engliſchen Deiſten wurden die Deutſchen zuerſt durch die polemiſchen Schriften bekannt, die ihre Gelehrte gegen dieſelben veröffentlichten. Pfaff beſtritt 1716 und 1719 den Collins, Mosheim 1720 den Toland und in Berlin erſchien 1719 „der ſocinianiſche Glaube," eine Gegenſchrift des ehemaligen Profeſſors zu Cambridge, Herrn Edwards gegen Locke's „Vernunftmäßigkeit des Chriſtenthums." Endlich gab der halliſche Geheimerath Nik. Hieron. Gundling, ein Anhänger des Thomaſius — er ſtarb 1729 — in ſeinen „philoſophiſchen Discurſen" einen Auszug aus des Collins berühmter Schrift, um ſeine Landsleute zur „Freiheit zu denken" aufzufordern; Dippel beruft ſich in ſeiner Schrift gegen Wohlgemuth *) auf Locke's „unvergleichliches Scriptum von der Religions-Toleranz" und meint, ſchon um dieſes Schreibens willen habe Locke die Bildſäule verdient, die ihm die Königin von England errichtet; Edelmann vertheidigt Locken in einem beſon-

*) Im Jahr 1732.

dern Anhange zu ſeiner Schrift über „die Göttlichkeit der Vernunft“ *) gegen Herrn Edwards. — Kurz, alle die Männer, die wir an der Spitze der Bewegung ſehen werden, hatten die Hilfe angenommen, die ihnen die Engländer boten, und ſie waren auf dieſelbe immer erſt durch diejenigen aufmerkſam geworden, die das Lärmgeſchrei gegen dieſe neuen Feinde der Kirche erhoben hatten. Nach dem Jahre 1740 erſcheint eine Ueberſetzung der engliſchen deiſtiſchen Schriften nach der andern, bis die Deiſten-Bibliothek in deutſcher Sprache faſt ganz vollſtändig vorhanden iſt, die neue Wendung, welche hiemit der Aufklärung gegeben wird, interreſſirt uns aber erſt in der Darſtellung der folgenden Periode; wir werfen hier nur noch einen Rückblick auf den Pietismus, um dasjenige Werk noch genauer ins Auge zu faſſen, welches im erſten Anfange unſerer Periode die Oppoſition gegen den geiſtlichen Stand in der umfaſſendſten Weiſe durchgeführt hat.

Die Häuptlinge der pietiſtiſchen Richtung finden wir in den beiden wichtigſten Epochen ihrer Geſchichte faſt ſämmtlich an einem und demſelben Orte zuſammen: das einemal als gedrückte Secte in Leipzig, nachher als Führer einer herrſchenden Parthei in Halle.

Als Joachim Lange 1689 nach Leipzig kam, hörte er Franken, Michaelis, Antonius und lebte er im Hauſe des Thomaſius als Informator von deſſen Kindern. An Herrmann Franken, der damals magister legens war, war er

*) Im Jahr 1740.

beſonders empfohlen. Franke befand ſich unter den jüngern Theologen und Magiſtern, welche dem Anſtoß, den Spener gegeben hatte, gefolgt waren, das Chriſtenthum nicht als eine Verſtandesſache, ſondern als etnen Schatz des Gemüths faßten und ſich zu bibliſchen Uebungen vereinigt hatten, die ſie Mittwochs und Sonnabends Nachmittags in der Wohnung und unter der Leitung des Profeſſor Alberti anſtellten. Dieſe Vereinigung gab den äußern Anlaß zum ſogenannten Pietismus, ihr Schickſal machte denſelben zu einer allgemeinen Angelegenheit Deutſchlands und ihre Zerſtreuung bewirkte, daß derſelbe in weitere Kreiſe verbreitet wurde. Philipp Jakob Spener, damals Ober-Hofprediger in Dresden, billigte dieſe Uebungen der Leipziger, der Orthodoxe Joh. Benedict Carpzov merkte dagegen die Gefahr, die von hier aus dem kirchlichen Syſtem drohte, und that Alles dazu, um ihre Unterdrückung zu bewirken. Man muß den Orthodoxen und den Theologen, die das Beſtehende und zur Zeit als poſitiv Geltende vertheidigen, den Ruhm laſſen, daß ſie die Zukunft jedesmal ſicher wittern und ſelbſt oft ſicherer wittern, als diejenigen, die dazu beſtimmt und ſelbſt ſchon damit beſchäftigt ſind, dieſelbe herbeizuführen. So lange wenigſtens haben ſie dieſes beſtimmtere Gefühl der Zukunft, als ihre Gegner, die Neuerer ſelbſt noch theologiſch geſinnt ſind, vor der Entſchiedenheit zurückbeben und noch der guten Meinung leben und hoch und theuer verſichern, daß ſie vielmehr die wahren Freunde des Alten und die Retter des Beſtehenden ſeyen. Jene leipziger Freunde der Bibel ſuchten die Erkenntniß der göttli-

chen Weisheit nicht mehr in dem äußerlich-kritiſchen Apparat der Beleſenheit eines Carpzov, der die heilige Schrift erklärt zu haben glaubte, wenn er die „Alterthümer“ derſelben — verſteht ſich auch dieſe im Sinne einer lebloſen Gelehrſamkeit — aufgehellt hatte: — ſie wandten ſich vielmehr an die Quelle ſelbſt, laſen unmittelbar und allein den Urtext und labten ſich, labten ſich zum erſtenmale ſeit langer Zeit wieder an der Gewalt, mit welcher die Urſprünglichkeit deſſelben ſie ergriff. Sie glaubten nicht mehr, daß die Erkenntniß des Chriſtenthums nur die Verſtandesaufgabe einer berechnenden und dogmatiſche Gegenſätze ausgleichenden Theologie ſey, ſie drangen vielmehr darauf, daß das Chriſtenthum eine Sache des eigenſten Gefühls ſeyn und der Theologe wie der Gläubige ſtatt ſich mit den Gegenſätzen der Glaubensbeſtimmungen allein zu beſchäftigen, vielmehr den einzigen Gegenſatz der Welt und des wahren Lebens, den Gegenſatz der göttlichen Gnade und ſeiner eigenen Sündhaftigkeit immer und immerfort erfahren müſſe.

Das war genug, um das orthodoxe Syſtem zu erſchüttern, aber nicht genug, da der Muth und die Mittel dazu fehlten, um es zu ſtürzen, und nur dazu hinreichend, um einen dumpfen Tumult und das klägliche Ende herbeizuführen, in welchem der Pietismus bald ſelber untergehen mußte.

Thomaſius, der einzige Mann unter ſeinen pietiſtiſchen Freunden, von denen er ſich daher wieder trennte, als ſie ſpäter ihr kleinliches Weſen völlig enthüllten, hatte ſich ſchon vorher in ſeinen Journalen gegen die Pedanterie

der Univerſitäts-Männer und durch ſeinen Schritt, daß er die erſten deutſchen Vorleſungen auf einer deutſchen Univerſität ankündigte, gegen ihre Barbarei erhoben. Auch jetzt hielt er es für ſeine Pflicht, gegen die Anmaaßung der Zunftgelehrten aufzutreten, da er ſah, daß in jenem Kampf eines Carpzov gegen die Pietiſten die Freiheit der Bewegung und die Eigenheit und Urſprünglichkeit des Gemüths unterdrückt werden ſolle. Er erklärt ſich gegen den Proceß, den man den Pietiſten gemacht hatte, und hält zu dieſem Zwecke unter großen Zulauf eine Vorleſung über „die Vorurtheile gelehrter Männer". Seine Gegner verklagten ihn nun bei Hofe und brachten es, ohne daß er gehört war, dahin, daß ein churfürſtliches Decret, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, in Leipzig ankam. Die Freude machte ſie aber vorlaut, er erfuhr, was vorging, und begibt ſich heimlich nach Berlin. Seine Energie und Entſchiedenheit bewirkten hier ſo viel, daß er bald darauf, als kaum vierzehn Tage verfloſſen waren, ein lateiniſches Programm nach Leipzig ſchicken konnte, in welchem er als churbrandenburgiſcher Rath ſeinen Zuhörern ankündigte, er werde ſeine unterbrochenen leipziger Vorleſungen in Halle fortſetzen. Damit hatte er — im Jahre 1690 — die Univerſität geſtiftet, die der Hauptſitz der Pietiſten wurde.

Joachim Lange war wieder unter denen, die nach Halle reiſten, um die erſte Vorleſung des Thomaſius zu hören*).

*) Joach. Lange's Lebenslauf, von ihm ſelbſt verfaßt. 1744. p. 13—20.

Der pietiſtiſche Clubb in Leipzig war nun zerſprengt. Franke geht als Diakonus nach Erfurt, wo damals Breithaupt theologiſche Vorleſungen hielt. Lange folgt ihm eben dahin. Als die Univerſität in Halle eingerichtet wurde, erhielten beide, Franke und Breithaupt den Ruf als Profeſſoren der Theologie und Lange war natürlich wiederum — im Jahre 1693 — bei der Inauguration einer Univerſität zugegen, der er im Jahre 1709 als Profeſſor der Gottesgelahrtheit endlich ſelbſt geſchenkt wurde und in der That, wie wir ſpäter erfahren werden, unentbehrlich war.

Der Pietismus kam altersſchwach auf die Welt und ſein Betragen war auch danach. Eine Sache herzhaft angreifen und behandeln war ihm unmöglich; er konnte nur pretentiöſe Fingerzeige geben, gegen die Welt poltern, oder mit ſelbſtgefälliger Schwatzhaftigkeit, in welcher Lange das Höchſte geleiſtet hat, ſeine kleinlichen Erfahrungen der Gnade Gottes vortragen. Für die Erweiterung des Volksbewußtſeyns oder für den Fortſchritt in den Wiſſenſchaften haben die Häuptlinge des Pietismus Nichts gethan und die Wahrheit, durch die ſie Epoche machten, ſchrumpfte in ihren Händen ſehr bald ein.

Der einzige Mann unter ihnen, der für die Geſchichte der Cultur und der Wiſſenſchaften Bedeutung hat — Gottfried Arnold mit ſeiner „unpartheiiſchen Kirchen- und Ketzerhiſtorie“ 1700 — gehörte nicht zu den Häuptlingen der Secte, überhaupt nicht zu denjenigen, welche die praktiſche

Beſtrebung für die Herrſchaft der pietiſtiſchen Sache als ihre einzige Aufgabe anſahen: er ſtand mehr abſeits und behielt dafür Zeit und Kraft, das Beſtehende durch eine tüchtige und entſcheidende Theorie anzugreifen.

In der Vorrede zu ſeinem Werke ſetzt er auseinander, was er an den bisherigen Darſtellungen der Kirchengeſchichte vermiſſe und er dagegen zu leiſten gedenke. Man ſey bisher ohne Selbſtkenntniß zu Werke gegangen, habe nur an den Gegnern Mängel aufzufinden verſtanden, Alles aber, „was zum vollſtändigen Bericht der ganzen Geſchichte dienet, ausgelaſſen oder verfälſcht.“ Er will alſo ein allgemeines Intereſſe durchführen und ſich nicht von den beſchränkten Leidenſchaften und Neigungen einer Secte beſtimmen zu laſſen. In ſeiner theologiſchen Weiſe drückt er dieß zunächſt ſo aus: er wolle nach der „unſichtbaren, allgemeinen Kirche“ ſehen, wie ſie durch die ganze Welt unter allen Völkern und Gemeinden zerſtreuet ſey, und Nichts verſchweigen, weder Gutes noch Böſes, wo er es finde, ſey es an Freunden, oder an denen, die man ſonſt Feinde ſchelte. Manches aber, läßt er ſich von den Leuten, gegen deren Heuchelei ſein Werk gerichtet iſt, den Einwurf machen, Manches hätte er doch verſchweigen ſollen. Nein! antwortet er, die Unpartheilichkeit des Geſchichtsſchreibers erfordere, daß er „Nichts, was zum ganzen Begriff der hiſtoriſchen Wahrheit dienet, auslaſſe, bemäntele, verdrehe oder verkehre.“ Seine Oppoſition gegen die Herren, die im „Beſitz der Wahrheit, Orthodoxie und Reinigkeit“ zu ſtehen meinen und alle Fragen mit der Verdammung der Andersmeinenden,

wie ſie in den ſymboliſchen Büchern vorgeſagt iſt, für längſt abgemacht halten, dehnt er mit Fleiß auch dahin aus, daß er deutſch, für das Volk, nicht bloß für Schulgelehrte ſchreiben wolle.

Seine Abſicht und Tendenz gibt er näher zu erkennen in den 39 Fragen „von denen Ketzermachern", die er in dem Eingange ſeines Werkes aufwirft und nachher aus den Schriften unbefangener, frommer und weltlich gebildeter Männer, eines Sebaſtian Franke, Andreä und Puffendorff beantwortet. Dieſe Fragen ſind allerdings meiſtens durchbohrend und gegen den „Ehrgeiz, Eigenſinn, Grimm, die Rachgier und Lügenhaftigkeit" derjenigen gerichtet, die von jeher das Beſtehende und zwar das Beſtehende um jeden Preis und mit allen Mitteln vertheidigt oder die Macht des Geltenden gegen die erſten ſchwachen Regungen der Zukunft benutzt hatten.

Bedeutender noch ſind die folgenden 23 Fragen „von den verketzerten Perſonen", Fragen, die die ganze bisherige Ordnung der Kirchengeſchichte umkehren und den Lebenskeim anerkennen, welchen die Ketzer immer in die Kirche, wenn das Beſtehende zu verknöchern drohte, von neuem gebracht hatten.

Wer ſo eben noch erſt erfahren hat, wie ein Carpzov alle erlaubte und unerlaubte Mittel, die ihm ſein Einfluß in der Facultät, im Conſiſtorium und bei Hofe darbot, benutzte und in Bewegung ſetzte, um gerade die Männer zu verderben, die der Kirche für einige Zeit neue Lebenskräfte zuführen ſollten, wer dabei bedenkt, mit welcher Dumpfheit

das Volk in den vorhergehenden zwei Jahrhunderten der Geiſtlichkeit jede freiere Lebensregung geopfert hatte, wird es auch anerkennen, daß die Wendung, die Arnold dem allgemeinen Bewußtſeyn gab, allerdings ein Fortſchritt war. Man darf das Raiſonnement einer gewiſſen Art von Aufklärung gegen die Geiſtlichkeit nicht beſonders hochſtellen, man wird es alſo auch im Munde eines Arnold nicht für hohe Weisheit ausgeben, dennoch bleibt es in beiden Fällen ein Fortſchritt und eine nothwendige Bedingung für die ſpätere Befreiung der Menſchheit von jeder Art von Knechtſchaft.

Was aber an ſich ein Fortſchritt und zwar ein nothwendiger Fortſchritt war, iſt bei Arnold im Grunde doch wieder nur eine neue Engherzigkeit und bleibt immer noch eine Verblendung über die Art und Weiſe, wie die Geſchichte ihre Zwecke durchzuſetzen pflegt und oft nur durchſetzen kann. Er will unpartheiiſch ſeyn, aber damit iſt noch ſehr wenig gethan, wenn er die Männer, die die Geſchichte geleitet haben, der Gewaltſamkeit und Eigenmächtigkeit, auch wohl der Tyrannei anklagt, es iſt ermüdend, wenn er immer nur dieſe Eine Litanei über die Selbſtſucht der geſchichtlichen Helden der Kirche anſtimmt, und gar Nichts iſt damit gethan, wenn wir verlangen, daß der Geſchichtſchreiber uns immer die beſtimmten Zwecke lehren ſoll, die ſich in den Kämpfen einer jeden Periode durchſetzen. Der Strom der Geſchichte iſt dem Pietiſten zu reißend und gewaltſam, ohne Ahndung von dem, was geſchichtliche Entwickelung iſt, verliebt er ſich allein in die dumpfen Nebenſecten, Ketzer, Son-

derlinge und Myſtiker und von allen dieſen Nebenrichtungen iſt ihm jede gleich viel werth, wenn ſie nur gegen den Strom gerichtet iſt. Er ſieht nicht, daß der Nebenbach im glücklichſten Falle, indem er gegen den Strom ankämpfen will, in dieſen ſich doch endlich ergießen muß und von ihm zu neuen Kraftanſtrengungen benutzt wird. Am liebſten ſind daher dem Pietiſten die ſtehenden Gewäſſer, die neben dem Strome, in der Niederung zurückgeblieben ſind. Dieſen außer aller Geſchichte ſtehenden Secten und unter ihnen wieder den unbedeutendſten hat auch Arnold die längſten Abſchnitte ſeines Geſchichtswerkes gewidmet.

Es ſteht ſchlimm um eine Secte, wenn ihre Stärke die Schwäche ſelbſt und ihre revolutionaire Bedeutung für die Geſchichte nur eine Reizbarkeit des Gefühls iſt, die am Ueberreiz ſich ſehr bald zerſtören muß. Der Augenblick, der dem Pietismus die Herrſchaft gab, führte ihn auch dem Untergang entgegen. Seine Kleinlichgkeit und Engherzigkeit mußte ſich, wenn er ſich auf der Höhe der Geſchichte länger als einen Augenblick erhalten wollte, mit einer für die Dauer nicht haltbaren Gewaltſamkeit und mit einer Heuchelei verbinden, die ſeinen Sturz zu einem Ereigniß machte, welches der Menſchheit nur erfreulich ſeyn konnte.

§. 10.

Die Engherzigkeit und Heuchelei des Pietismus.

Es half Nichts, wenn Thomaſius in Halle ſein Möglichſtes dazu that, den Glauben an Hexen und an eine teufliſche Beſeſſenheit zu zerſtören; wenn er ein Paar Hexen vom Teufel und vom Argwohn ihren Nebenmenſchen befreite, ſo übergaben die Pietiſten die ganze Menſchheit dem Teufel und quälten den Nächſten mit dem Vorwurf, daß er mit dem Feinde Gottes Buhlſchaft treibe.

Wenn Thomaſius und Juſtus Henning Böhmer — auch eine Zierde Halle's, wie ſein Werk über das Kirchenrecht obwohl in lateiniſcher Sprache geſchrieben eine Arbeit iſt, die dem deutſchen Namen Ehre macht — theoretiſch die Macht der Conſiſtorien erſchütterten und die Landeshoheit der Fürſten in Kirchenſachen vertheidigten, ſo waren die Pietiſten, ſeitdem ſie geſiegt hatten, weit davon entfernt, die Conſequenz der Böhmerſchen Theorie, die Nothwendigkeit

der Toleranz anzuerkennen. Arnold ſucht noch, die Ketzermacher verächtlich zu machen, weil ſie ohne den Schutz des weltlichen Arms nicht beſtehen könnten: die Zeiten hatten ſich aber bald geändert: nach zwanzig Jahren glaubten die Pietiſten — und das mit Recht — ſich nicht mehr in Halle halten zu können, wenn zu ihren Gunſten nicht Gewalt gebraucht würde. Lange berichtet in ſeiner Biographie, es ſey auf den Königſtein abgeſehen geweſen, als man in Dresden den Verhaftsbefehl gegen Thomaſius erließ, und Wolfen wurde mit dem Strange doch wenigſtens gedroht.

An ſich ſelbſt — auch darin, daß er ſich zuweilen als einen recht argen Sünder abzumalen verſteht — in den kleinlichſten oder natürlichſten Vorfällen ſeines Lebens erlebt der Pietiſt nur die Freude, daß er die Zeichen der Gnade Gottes auffinden und den Andern mit unerträglicher Schwatzhaftigkeit aufweiſen kann. Das Aeußerſte dieſer Schwatzhaftigkeit findet ſich in Langens Biographie. Bald zeigt ſich ihm eine „beſondere Probe der gnädigen Leitung" ſeines Gottes darin, daß er z. B. bei ſeinem Abzuge aus Berlin nach Halle ſeine Pfarrſtelle ſelbſt noch ſo beſetzen konnte, wie er wollte, bald preiſt er Gott „für die zum theologiſchen Lehramt hochnöthige und ihm gnädig verliehene tiefere Einſicht in das, was in Anſehung des Grundes als auch der Ordnung des Heils das einzig Nothwendige iſt;" bald rühmt er ſich, daß es Gott gefallen habe, einer ſeiner Schriften „einen beſondern Segen beizulegen," wenn er auch den Beweis dieſes Segens nur aus dem ganz ge-

wöhnlichen Dankſagungsſchreiben derjenigen entnehmen ſollte, denen der kleinliche Menſch die Schrift aus beſondern Abſichten — wie z. B. die Schrift gegen Dippel, der ſich damals in Stockholm aufhielt, dem ſchwediſchen Reichsrathe — gewidmet hatte. Sieht er ſich einmal zurückgeſetzt oder, wie es ihm ſeit 1732 geſchah, von ſeinen Zuhörern verlaſſen, ſo kommt es nach vielerlei Quängeleien darauf hinaus, daß „auch wohl das unordentliche und unrichtige Philoſophiren," welchem ſich die Jugend zugewandt habe, dazu beigetragen haben möge. Wolfens gedenkt der trockne Schleicher in ſeiner Lebensbeſchreibung nicht einmal mit Namen.

Im erſten Eifer ſeiner Bekehrung iſt der Pietiſt allerdings im Stande, in ſeinem eigenen Innern die Tiefen des menſchlichen Verderbens zu ſtudiren; iſt er aber in der Gnade weiter fortgerückt oder wohl gar der Führer und Seelſorger eines Conventikels geworden, ſo liebt er es vielmehr, Andere zu martern oder wenn ſie ihm noch nicht erweckt genug ſcheinen, in ſeinen lauten und endloſen Stoßgebeten vor Gott anzuklagen.

Die kleinſte Lebensfreude, die ſich ein Ketzer erlaubt, wird von dem Pietiſten als ein Beweis von der Unwahrheit ſeines Syſtems benutzt; ſo konnte Dippel Nichts anderes als ein frecher Gotteslängner ſeyn, weil er Taback rauche — und Dippel mußte den gefährlichen Beweis mit der Bemerkung entnerven, daß ſogar auch im Waiſen-Hauſe zu Halle geraucht würde und ſelbſt die beiden

Franke's, der Vater und der Sohn »intra parietes« *) den Genuß des ſchrecklichen Rauches geſucht hätten.

Eines von den zahlloſen Opfern, welche der Pietismus in den Wahnſinn ſtürzte, iſt die Königin von Preußen, zweite Gemahlin Friedrich I. In ihrer Geſellſchaft ſprach man nur von Religion; ihr Vorzimmer war vom frühen Morgen an von Geiſtlichen angefüllt, Franke kam ausdrücklich auf ihr Geheiß nach Berlin und Porſt, ihr Beichtvater, verließ ſie faſt nie. Wenn auch ihr Gemahl gegen dieſen Hofſtaat war, Franken fortſchickte und dem berliner Beichtvater zu verſtehen gab, er möge ſich das Seelenheil der Königin nicht ſo ſehr angelegen ſeyn laſſen, ſo verhinderte das doch nicht, daß die Königin aus Kummer über ihre Sündhaftigkeit blödſinnig wurde. Einmal äußerte ſie gegen den König, wie ſehr es ſie ſchmerze, daß er reformirt, alſo ohne Ausſicht auf Seligkeit ſey. Wie, ſagte der König, glauben Sie alſo, daß ich verdammt ſey? Wie wollen Sie von mir nach meinem Tode ſprechen? „Der ſelige König" können Sie ja nicht ſagen! Nach einigen Augenblicken der Verlegenheit erwiederte die Königin: ich werde ſagen: „der liebe verſtorbene König!" **).

Von manchem See oder Strom ſagt der Volksglaube, daß er ſein jährliches Opfer haben müſſe: das halliſche Waiſen-Haus war ein trüber See, deſſen Opfer zahllos waren.

---

*) Dippel, in ſeiner Schrift gegen Wohlgemuth p. 230.
**) Pöllnitz, lettr. et mém. 4, 118. 119.

Semler hat uns in ſeiner Lebensbeſchreibung an dem Saalfeldſchen Leben, dem er ſich als junger Menſch nach langem Sträuben endlich ſelbſt fügen mußte, eine Anſchauung von der Wirthſchaft gegeben, wie ſie von den Pietiſten in den Jahren 1720 — 1740 an vielen Orten Deutſchlands eingeführt war. Der Mann, welcher in Saalfeld die Erweckung bewirkt hatte, war aus Schleſien gekommen, hatte einen herrnhuthiſch gefärbten Pietismus mitgebracht und als Hofprediger, Beichtvater des Herzogs und Superintendent eine Herrſchaft gewonnen, welche außerdem noch durch fromme Coloniſten geſtützt wurde, die er bei ſeiner ausgebreiteten Bekanntſchaft aus allen Orten Deutſchlands herbeigezogen hatte.

Da Alles an dem neuen Cultus etwas Beſonderes haben mußte, ſo war der herzogliche Speiſeſaal, obwohl dieſer unmittelbar an die Schloßkirche ſtieß, für die Zuſammenkünfte beſtimmt. Alle Sonntage Nachmittags wurde er beſonders eingerichtet, d. h. Bänke, Stühle, Poſitiv und anderes Zubehör aus der Schloßkirche über die einzige Schwelle, die ihn von dieſer trennte, hereingetragen. Die Caravane aus der Stadt nach dem Schloß war groß und glänzend. Das Trachten nach dem Reiche Gottes, in welchem die Erſten die Letzten und die Letzten die Erſten ſind, hinderte Niemanden daran, die Rangordnung genau in Acht zu nehmen. Oben an, in der Mitte ſaß Herr Lindner, der Beichtvater, auf beiden Seiten der Hof, in der Mitte des Saales waren Bänke für die angeſeheneren Per-

ſonen, der „gemeine Mann“ ſtand, tröſtete ſich aber für dieſe Pönitenz, indem er die Kundſchaft überzählte oder an die Bedienung dachte, die ihm dieſer neue Zuſammenhang verſchaffte. Ehrenſtellen, Aemter, vortheilhafte Heirathen fanden ſich für die Glücklicheren, die in der Mitte ſaßen.

Ueber den Seelenzuſtand führten die Prediger, die ſich für die neue Mode hatten gewinnen laſſen, ein genaues Stadtregiſter und die Vorſteher der beſonderen Erbauungsſtunden hatten geiſtliche Calender eingeführt, nach deren Schema jeder ſeinen Seelenzuſtand in der vorhergehenden Woche herſagte. Allen war mit dieſen Bekenntniſſen geholfen: die Niedrigen ſahen darin einen ſicheren Weg, ſich den Hohen und Vornehmen zu empfehlen, dieſe erhielten Gelegenheit, ihre chriſtliche Liebe unfehlbar an den Mann zu bringen, und dem Stolz und der Eigenliebe des Seelenführers, deſſen geiſtlicher Leitung man ſich überließ, geſchah ohnehin ganz gewiß Genüge. Der einzige Stolz, den ſich die armen Sünder erlaubten, beſtand darin, daß ſie ihre Seelenführer durch Mittheilung von ganz beſondern geiſtlichen Erfahrungen und Anfechtungen in Verlegenheit zu ſetzen ſuchten. Ein erhebender Stolz! So erhebend, wie die Demüthigkeit der frommen Audienzen, die der Herzog öfters beſonders empfohlenen Schülern des Gymnaſiums gab, die er ausdrücklich kommen ließ, um ſich mit ihnen Stunden lang über den Zuſtand des Herzens zu unterhalten!

Als der fromme Chriſtian Ernſt ſtarb und Saalfeld an ſeinen Bruder Franz Joſias in Coburg zurückfiel, war

es mit der Andacht auf einmal vorbei. Sie verſchaffte jetzt nicht mehr äußerliche Vortheile*).

Man hat es öfters bedauert — auch der rationaliſtiſche Biedermann bedauert es zuweilen, — daß es der „Vorſehung" nicht gefallen habe, den Pietismus dazu zu benutzen, um die deutſche Bildung und Aufklärung auf das Gemüth zu gründen und einen Voltaire und Bolingbroke — wir fügen hinzu: einen Edelmann und die ganze folgende Schaar der Geiſter, die das Volk aus dem Sumpfe ziehen mußten — für die Deutſchen überflüſſig zu machen. Alles, ſagt man, ſey bereits ſo ſchön im Gange geweſen, ein Arnold, ein Spener hatten ſo ſchön gegen die Pedanterie und Rohheit der Zunftgelehrten, gegen die Tyrannei der Conſiſtorien und das mechaniſche Weſen der Prediger geeifert! Wie ſchön, wenn es ſo fortgegangen wäre! Als ob nicht der Anfang ſchon verfehlt oder der Keim einer neuen Verderbniß geweſen wäre! Jeder Fortſchritt, der auf religiöſem Wege verſucht oder auch wirklich gethan wird, verräth ſich bald als der Rückſchritt in eine tiefere Verfinſterung, als wie ſie jemals vorher da geweſen war. Je näher nun gar die Zeit iſt, welche die Sache der Religion entſcheiden wird, um ſo mehr ſind die Männer des religiöſen Fortſchritts die zehnmal ärgeren Geiſter, die in den Unglücklichen einfahren, aus dem ſie nur Einen böſen Geiſt vertrieben

---

*) Semler's Leben, I., 32. 33. 48. 60. 100.

haben. Aber die tiefere Verfinſterung des Geiſtes zwingt die Menſchheit zu gründlicherer Anſtrengung und der Unwille über die wachſende Heuchelei des Egoismus erweckt endlich die Männer, die den Kampf mit allen böſen Geiſtern auf ſich nehmen.

Der religiöſe Aufklärer ſetzt ſich immer eine Gränze, die er eben ſo wenig überſchreitet, wie ſeine Gegner die Schranke überſchritten, die er umgeſtürzt hat. Und die Pietiſten haben nicht einmal gegen die Orthodoxie, über deren Druck ſie klagten, wirklich die Kritik gerichtet. Obwohl ihr Princip dem kirchlichen Syſtem feindlich war, ſo haben ſie es doch nicht gewagt — wie haltlos war alſo ihre Stellung! wie wenig konnte dieſe zaghafte Art von Gemüthlichkeit die Bildung eines Volks befördern! — ſich dieſen Gegenſatz zu geſtehen und ihn kritiſch durchzuführen. Im Gegentheil, ſie ließen das Beſtehende beſtehen und ſuchten es endlich mit ihrer Salbung und Pietät „erſt recht zu zieren und heiligen.“ „Ich mußte daher, ſagt Dippel*), gegen beide zugleich angehen, Orthodoxe und Pietiſten.“

*) In der Schrift gegen Wohlgemuth (1732, p. 36

§. 11.

Dippel.

Johann Conrad Dippel — 1673 zu Frankenſtein im Heſſiſchen geboren — ſtand bei ſeinem erſten Auftreten (vor dem Jahre 1700) ungefähr da, wo Arnold in ſeiner Kirchengeſchichte den richtigen Standpunkt für die Betrachtung der kirchlichen Verhältniſſe zu finden meinte, d. h. er erklärt ſich für die Schwärmer und Fanatiker und gegen die Orthodoxen. Doch zeigte er gleich im Anfange, daß er mit den Pietiſten nie harmoniren werde. Arnold weiß an den Orthodoxen nur perſönliche Mängel, ihre Herrſchſucht, ihren Egoismus, ihre Härte zu entdecken; Dippel geht entſchiedener auf ſie los und greift ſogleich ihr Syſtem ſelber an;*) Arnold klagt und weint über die Perſönlichkeit

*) So in ſeiner Schrift vom Jahre 1698: „papismus Protestantium vapulans oder das geſtäupte Pabſtthum an den blinden Verfechtern der dürftigen Menſchenſatzungen in proteſtirender Kirche.“

der „Ketzermacher,“ Dippel lacht und ſpottet über die Dogmen ſelbſt, verhöhnt die Gnadenmittel und die Lehre von der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift, bemüht ſich alſo den Ketzermachern ihr Scepter und die Grundlagen ihrer Herrſchaft über die Gemüther zu entziehen. Den Spott hielt er ſo ſehr für ſeine Sache, daß er ſich von Anfang an — ſeit dem Jahre 1697 — auf dem Titel ſeiner Schriften Democritus christianus nannte.

Sein Schickſal war durch ſeine Richtung beſtimmt. Obwohl er in Gießen ſtudirt und die Magiſterwürde erlangt hatte, ſo war es ihm doch unmöglich, eine Anſtellung zu finden; er mußte ſich zur Lebensart jener unſtäten Geiſter entſchließen, an denen ſeine Zeit nicht arm war — einer Lebensart, die ihm bei ſeiner Spannung gegen alle beſtehenden Verhältniſſe freilich auch die einzig natürliche ſeyn konnte. Wegen ſeiner „frechen Schreibart“ — weil er ſelbſt „Könige“ mit ſeiner Kritik nicht verſchont hatte — in ſeiner Heimath in Arreſt genommen, hielt er es für das Beſte, nachdem er wieder frei gelaſſen war, ſich nach Holland zu begeben. Hier gewann er durch ſeine ärztliche Praxis — er hatte ſich nämlich, da er eine Anſtellung zu Hauſe als unmöglich erkannte, auf die Chemie gelegt — Unterhalt und einen Namen, ſo daß ihn der König von Dänemark zu ſich berief und zum Canzleirath ernannte. Sein freies Benehmen gegen die Großen drohte ihm aber üble Folgen zuzuziehen, er floh daher nach Hamburg, wurde aber auf däniſche Requiſition ausgeliefert und vom

Jahre 1719 bis 1726 auf der Inſel Bornholm gefangen gehalten. In Stockholm, wohin er ſich nach ſeiner Freilaſſung wandte, ließ ihn die Geiſtlichkeit auch nicht lange weilen: die Aufregung, die er in den Gemeinden ſtiftete, benutzte ſie als Grund, von dem Reichstag einen Beſchluß zu erwirken, der ihn des Landes verwies. Er wandte ſich nun wieder nach Deutſchland, wo er ſich zuletzt in Berleburg aufhielt und am erſten Oſtertage 1734 auf dem Schloſſe Wittgenſtein, wohin man ihn einige Tage vorher hatte abholen laſſen, am Morgen im Bette todt gefunden wurde.

Der Pietismus hatte das menſchliche Herz, deſſen Zerknirſchung und völlige Zerſchlagenheit er forderte, zum Mittelpunkt des dogmatiſchen Syſtems erheben und dem Menſchen ein volles, warmes Selbſtgefühl geben wollen; aber er konnte es nicht, da er daſſelbe Geſchöpf, das er ſo hoch zu ſtellen beabſichtete, unaufhörlich mit dem Zurufe: überhebe dich nicht! wieder zum erſtarrenden Bewußtſeyn ſeiner Nichtigkeit zurückrief.

Den Menſchen, den der Pietismus unſicher und wankend gemacht hatte, verſuchte Dippel zum Stehen zu brin-

gen und hier auf dieſer Erde zum Mittelpunkt des religiöſen Weltſyſtems zu machen.

Seine Aufklärung iſt religiös und beſteht darin, daß er das Intereſſe des Verſöhnungswerkes entgegengeſetzt dem bibliſchen Syſtem durchaus nicht in die Beſchwichtigung des göttlichen Zornes ſetzen will. Alle ſeine zahlreichen und weitſchweifigen Schriften behandeln immer nur Ein und daſſelbe Thema, daß Gott keiner Satisfaction bedurft habe, daß der Sinn des himmliſchen Vaters keiner Veränderung unterworfen, die Leidenſchaft des Zorns und des Rachegefühls dem Himmel fremd ſey und alles nur auf den Menſchen ankomme. Der Menſch brauch nur zu wollen, Kraft, Verſtand und Willen zu Gott zu richten, ſo ſey Alles abgethan. Am wenigſten ſey es gar noch nöthig, daß der Heiland immerfort, auch jetzt in der Gegenwart um den Vater beſchäftigt ſey, die Menſchen bei ihm zu vertreten. Wenn ſie wollten, würden ſie gewiß von ſeiner Gemeinſchaft nicht ausgeſchloſſen ſeyn.

Natürlich mußte auch dieſer Verſuch der Aufklärung höchſt inconſequent und phantaſtiſch ſeyn. Wenn der Menſch nur wollte, heißt bei Dippel: wenn er ſich dahinführen laſſen will, wohin ihn eine Macht führen will, zu der ſein Wille und ſein ganzes Weſen in keinem Verhältniß ſteht. „Gott allein iſt ſelig, ſagt Dippel *), Gott al-

*) Entdeckung der gewiſſenloſen Verdrehung u. ſ. w. gegen Neumeiſter und Wohlgemuth. 1732.

lein macht ſelig; keine Creatur kann in ſich ſelig ſeyn, auch ſelbſt Chriſtus nicht, als Menſch, keine Kreatur kann zur Seligkeit führen, viel weniger ſelig machen oder Seligkeit geben, als welche ſchon in die Gottheit iſt aufgenommen und durch welche die Gottheit ſelbſt nun, als durch ein bloßes Inſtrument wirket."

Dippel war noch nach beiden Seiten hin, gegen ſich ſelbſt und gegen das kirchliche Syſtem, das er beſtritt, inconſequent. Gegen ſich ſelbſt: denn er ſah nicht, daß das höchſte Weſen, wenn er ihm die perſönliche Empfindung gegen das Unrecht nahm, nur das allgemeine Weſen ſey — gegen das kirchliche Syſtem aber verfuhr er falſch und war er unendlich im Unrechte, wenn er nicht ſah und nicht ſehen wollte, daß die Verſöhnung immer die Empfindung des Zorns zur Vorausſetzung habe.

Beide Inconſequenzen hob Edelmann auf.

In ſeiner Halbheit wagte der Pietismus weder das orthodoxe Syſtem zu kritiſiren, noch den Gedanken einer neuen kirchlichen Schöpfung zu faſſen.

Wir klagen ihn deshalb nicht an. Die Zeit kirchlicher Schöpfungen war vorüber; die Unbefangenheit und

dumpfe Verſchloſſenheit des Geiſtes, die ſie vorausſetzen, war ſelbſt durch die Streitigkeiten und Gährungen innerhalb der Kirche erſchüttert und durchbrochen. Der wahre Sinn der kirchlichen Bewegungen dieſer Zeit liegt in dem Triebe nach Aufklärung, welchem das ganze achtzehnte Jahrhundert folgte, einem Triebe, den ſelbſt der Pietismus nicht verläugnen kann. Dippel, Edelmann und alle die folgenden Aufklärer ſind daher die wahren Fortſetzer des Werkes, welches der Pietismus begonnen hatte. Es fehlte ihm aber auch nicht an einem Manne, der gerade erregbar, phantaſtiſch und ſanguiniſch genug war, um den Plan einer kirchlichen Schöpfung und der Rückkehr zur urſprünglichen Einfachheit der Kirche ernſtlich ins Werk zu ſetzen. Und was that nun Zinzendorf im Grunde? Er bewies nur die Unmöglichkeit neuer kirchlicher Schöpfungen: er lieferte mit ſeiner unruhigen Reflexion, jeſuitiſchen Hinterhaltigkeit und Impertinenz, mit ſeiner kindiſchen Spielerei und Arroganz, mit der Rückſichtsloſigkeit in der Ausführung ſeiner Pläne und den kleinlichen Kniffen, ohne die er am Ende doch niemals zu ſeinem Ziele kommen konnte, den Beweis, daß in einer Zeit, deren Beſtimmung die Emancipation des Gedankens war und ſich zunächſt in der Reibung einer Reihe experimentirender Geiſter ausführte, eine kirchliche Stiftung auch nur ein Experiment ſeyn konnte und noch dazu ein Experiment, welches die Unhaltbarkeit jedes neuen Verſuchs einer ſolchen Stiftung darthun ſollte. Es gelang ihm über Erwarten, eine neue

kirchliche Gemeinſchaft zu gründen, von der man ſogar zugeben muß, daß ſie in mehreren Beziehungen die furchtloſe Vollziehung von chriſtlichen Principien iſt: weshalb aber — um dieſe Anerkennung wieder mit einer Frage zu durchkreuzen — weshalb gelang ihm dieſes Werk? Weil er in die wichtigſten Richtungen ſeiner Zeit einging und ſie ſämmtlich in ſein kirchliches Gebäude ausmünden ließ. Die Indifferenz ſeiner Zeit gegen die kirchlichen Unterſchiede, die aufgeklärte Gleichgültigkeit gegen die Dogmatik, die Auflöſung alles beſtimmten Gehaltes in eine bloße Stimmung des Gemüths, die erſten Regungen der Sentimentalität, die Spielerei der Idylle, die Bemühung zur Urſprünglichkeit der menſchlichen Natur zurückzukehren, die kindiſche Beſchäftigung mit Symbolen — alle dieſe Elemente ſeiner Zeit benutzte Zinzendorf, um ſein kirchliches Gebäude zu errichten; als aber die Zeit weiter ging und jene Elemente immer menſchlicher geſtaltete, da kam es an den Tag, daß es mit ihnen auf etwas ganz anderes als eine neue religiöſe Schöpfung abgeſehen war.

§. 12.

Zinzendorf und die Herrnhuther.

Das Intereſſe unſerer Zeit ſeit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts iſt ein religiöſes, aber nur in dem Sinne, daß die Sache der Religion für alle Zukunft entſchieden werden ſoll. Es fehlte zwar während dieſes ganzen Zeitraums — ſelbſt bis auf unſere Tage — niemals an religiöſen Erſcheinungen und Reactionen, welche die Ungläubigen von der Wunderkraft der Kirche überzeugen ſollten — wozu ſie in der That aber dienten, war immer nur das Eine, daß ſie den Eifer des ſich ſelbſt entfeſſelnden Geiſtes von neuem entflammten.

Die Verfolgungen, welche die mähriſchen Brüder ſeit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in Böhmen und Mähren zu erleiden hatten, wurden der Anlaß dazu, daß in die religiöſe Gährung, die im nördlichen Deutſchland ſo ſchon bedeutend genug war, ein neuer ſcharfer Stoff

geworfen wurde. Ein Theil der Brüder verließ, um den Glauben zu retten, das Vaterland und floh unter der Leitung des Zimmermanns Johann David nach der Oberlauſitz, wo ihnen der Graf Zinzendorf auf Empfehlung einiger Theologen die Erlaubniß gab, ſich in der Nähe ſeines Gutes Bertholdsdorf anzubauen. Aus dieſer Anſiedelung entſtand Herrnhuth.

Sobald die Brüder einigermaßen zur Beſinnung gekommen waren und ſich durch neuen Zufluß aus Mähren verſtärkt hatten, entſtanden auch Reibungen und Zerwürfniſſe mit den Geiſtlichen, die ihnen wohl wollten, und ſelbſt mit dem Grafen, der Alles that, um ihrer Eigenthümlichkeit freien Raum zu laſſen. Man war bereits geneigt, ſich ihnen zu accomodiren, je mehr man aber dieſe Neigung zu erkennen gab, um ſo hartnäckiger beſtanden die Brüder darauf, bei ihrer alten ſeparatiſtiſchen Verfaſſung zu bleiben.

Es war ihnen aber nicht nur ſchwer, ſich mit ihren neuen Patronen zu verſtändigen, ſondern auch unmöglich, anzugeben, welches die Grundzüge ihrer ſogenannten alten Verfaſſung ſeyen. Sie täuſchten ſich nämlich ſelbſt, wenn ſie meinten, daß ihre Vorfahren bis zum Ausgange des ſiebenzehnten Jahrhunderts unter genau vorgeſchriebenen Geſetzen, dem Erbtheil einer uralten Vergangenheit, gelebt hätten. Gerade im Verlauf des vorhergehenden Jahrhunderts vielmehr war der Organismus ihrer Geſellſchaft erſchlafft, in der Zeit der religiöſen Gährung, die in Deutſchland den Pietismus und alle Arten von Separatiſten, Inſpirirten und Fanatikern hervorgerufen hatte, waren auch

ſie erſt wieder von einem neuen Lebensgeiſte ergriffen worden und die Verfolgungen, die ſie nun in ihrem Vaterlande erlitten, ſind hauptſächlich daraus zu erklären, daß der Eifer für ihre Sache von neuem erwacht war und ihre Verbindung zu einem Gegenſtande der Beſorgniß gemacht hatte.

Zu dem Experiment, dieſe Verbindung eigentlich erſt zu conſtituiren, ihren Zweck — die Erhaltung einer unmittelbaren Gemeinſchaft mit Gott und die Beſeitigung alles deſſen, wodurch dieſelbe unterbrochen werden oder verloren gehen könne — ſcharf zu faſſen und die Formen zu bilden, in welchen dieſer Zweck verfolgt werden könne — zu dieſem Experiment war Niemand beſſer geſchaffen, als der ſanguiniſche, unternehmende Zinzendorf, der ſelbſt im Anfange über das, was er eigentlich wollte, unklar allen Einflüſſen offen ſtand, in die Reibungen mit allen damaligen Religions-Partheien ſich hinein zu begeben fähig war und doch genug Zähigkeit, Egoismus und phantaſtiſche Schöpferluſt hatte, um mitten in dieſen Reibungen ſich nicht zu verlieren und ein Werk zu Stande zu bringen, deſſen Form er anfangs auch nur dunkel ahnen konnte.

Die Lauſitz war von jeher das Vaterland von Schwärmern und Myſtikern geweſen. Die Familie Zinzendorfs hatte ſich mit beſonderm Eifer den Pietiſten ergeben, Spener ſelbſt war ſein Pathe und hatte noch kurz vor ſeinem Tode den göttlichen Segen mit einer Salbung auf ihn herabgefleht, deren Kraft, wie man in der Familie zu erzählen pflegte, der Himmel unmöglich habe widerſtehen

können. Glücklicher konnte alſo für Zinzendorf von ſeiner Geburt an nicht geſorgt ſeyn. Im Pädagogium zu Halle, wo er von ſeinem zehnten Jahre bis zum ſechszehnten lebte, (1710—1716) wachte Franke über ſeiner göttlichen Beſtimmung und gewann ihn dergeſtalt für die pietiſtiſche Richtung, daß der junge Menſch in Wittenberg, wo er 1716—1719 ſtudirte, die Bekehrung der dortigen rechtgläubigen Theologen als eine ſeiner heiligſten Pflichten betrachtete. Es gelang ihm wirklich, eine Unterredung zwiſchen Franke und Löſcher zu Stande zu bringen; bald aber, als er ſein eigentliches Lebenswerk begann und eine ernſthaftere Ausgleichung der Extreme unternahm, ſollte er ſelbſt die Erfahrung machen, daß der Argwohn der eigentlichen Pietiſten viel zu engherzig war, um neben dem halliſchen Waiſenhauſe ein anderes Gebäude dulden zu können.

Nach mehreren Reiſen war Zinzendorf in der ſächſiſchen Regierung ruhig beſchäftigt, als die Ankunft der mähriſchen Brüder — 1722 — ihn zu neuer Thätigkeit aufrief. Sein religiöſer Enthuſiasmus zog ihn zu dieſen Brüdern hin und die Verlegenheit, in welche ihn dieſelben mit dem unbeſtimmten Gerede von ihren Traditionen und ihrer Selbſtſtändigkeit und mit den Anſprüchen, die ſie damit verbanden, zu wiederholten malen ſetzten, zwang ihn — wozu ihn ohnehin ſeine Neigung trieb — Formen aufzuſuchen, die anfangs ihre Exiſtenz neben der rechtgläubigen Kirche und ihm endlich die Herrſchaft über eine neue Schöpfung ſicherten. Den Schritt, der ihn zuletzt von ſeiner Kirche trennte und mit dieſer entzweite, erleichterte

ihm ſowohl der Drang nach Selbſtſtändigkeit, als auch eine Art von Aufklärungs-Kitzel, der durch ſeine Berührung mit den Separatiſten und Inſpirirten nur noch lebhafter wurde. (Er berichtet unter anderm ſelbſt, daß er öfter ſeiner nächſten Umgebung mißfällig geworden ſey, weil man ihn über einen Schriftſteller vergnügt geſehen, den ſie als einen Religionsſpötter verabſcheute. Er habe aber vielmals gedacht, fügt er hinzu, er wolle lieber bei den Jurieux für einen Bayle, als bei den Bayle's für einen Jurieux gelten).*) Obwohl er rüſtig fortbaute und ſein Bau ſehr ſchnell in die Höhe ſtieg, ſo war ſein Benehmen noch im Jahre 1730 ſo abentheuernd und unſicher, daß er mit Dippel und Friedrich Rock in die genaueſte Verbindung trat und daran dachte, ſich mit den Gemeinden und Anhängern dieſer beiden Männer nicht etwa nur zu verſtändigen, ſondern unbedingt ſich ihnen anzuſchließen. Dippel billigte den Plan einer Verbindung zwiſchen Herrnhuth und Berleburg und unterſchrieb das Document, welches darüber aufgeſetzt worden; der Plan konnte aber nicht zur Ausführung kommen. Friedrich Rock lud Zinzendorf zu ſich nach Himbach ein — Rock war Hoffattler in Büdingen — der Graf kommt, es wird ein Bund geſchloſſen: „die Gemeinde zu Herrnhuth und die Gemeinde im Iſenburgiſchen ſollen Eine ſeyn,“ Rock reiſt auch 1732 nach Herrnhuth; er nahm aber an der äußeren Geſchäftigkeit der Gemeinde Anſtoß und vermißte „die innig ſtille Erge-

*) Zinz. περὶ ἑαυτοῦ. p. 5.

benheit, Leidſamkeit und Aufmerkſamkeit,“ nach welcher die Secte der Inſpirirten trachtete; andererſeits fühlte ſich Zinzendorf, der idylliſche Zinzendorf, der ſelbſt die dunkelſten Parthieen des chriſtlichen Syſtems in ein roſenfarbenes Licht zu ſetzen wußte oder ihren Anblick nur ertragen konnte, wenn ſie mit Blumen umkränzt waren und in ſanfter Beleuchtung ſtanden, durch die Gewaltſamkeit der Rockiſchen Inſpirations-Anfälle unangenehm berührt. Rock reiſt wieder in Frieden ab und die Verbindung mit ihm hörte ſpäter ganz auf. Die dogmatiſche und kritiſche Entſchiedenheit dieſer Leute konnte Zinzendorf und ſeiner Gemeinde nicht zuſagen. Die Herrnhuther waren auch kritiſch, aber nur ſo weit, als ſie es zu den praktiſchen Zwecken ihrer Vereinigung zu ſeyn brauchten, und forderten es wieder andere Zwecke, lag es z. B. gerade in ihrer Abſicht, den Orthodoxen ſich einmal zu nähern, ſo waren ſie auch im Stande, ihren kritiſchen Kitzel zu verläugnen. Auf die dogmatiſchen Grübeleien über die Sacramente gaben die Herrnhuther auch Nichts mehr, wenn aber die Inſpirirten dabei blieben, dieſelben zu verwerfen, ſo zogen es die Herrnhuther vor, ihre Feier als ein Spiel zu betrachten, allenfalls als ein Spiel zu cultiviren, in welchem die idylliſche Weichmüthigkeit auch einmal von dem Schauer einer grauſigen Empfindung ergriffen würde.

Auch nach der Trennung von Dippel und Rock ſpricht der Graf von ihnen mit hoher Achtung; daß er jenem eine göttliche Begabung — ein θεῖον — beigelegt, ſagte er ſpäter, könne ihm auch jetzt noch nicht als ein Verſehen gelten;

dieſen aber, den er einige Jahre lang geehrt, geliebt und bewundert, dem er ſich ſelbſt zu Füßen gelegt habe, müſſe er jederzeit für ein „großes Subjectum“ erklären, gegen welches er ſich damals mit Recht und ohne alle Uebertreibung nur für ſehr geringe habe halten können.*)

In die Zeit dieſer Verhandlungen und Kämpfe mit den Separatiſten und Inſpirirten des weſtlichen Deutſchlands fällt die Vollendung des herrnhuthiſchen Gemeindeweſens. Die innere Einrichtung conſolidirt ſich, die Verfaſſung wird immer mehr geordnet und ſo groß war die Energie der religiöſen Begeiſtrung, welche dieſer neuen Verbindung ihre Entſtehung gab, daß in demſelben Augenblicke, wo die Geſellſchaft noch an ihrer innern Verfaſſung arbeitete, die Ueberfülle an Kraft ſie unwiderſtehlich antrieb, ihre Thätigkeit auf alle Welttheile auszudehnen. Schon im Jahre 1733 wird die Miſſion auf St. Thomas etablirt, in demſelben Jahre die Niederlaſſung in Grönland, im folgenden kommen die Abgeſandten der Gemeinde in Nordamerika an und während ſich in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands, in Holland und in England Nebengemeinden bilden, ſind bald darauf auch Afrika und Aſien in den Wirkungskreis der Gemeinde gezogen.

Der Schlußſtein wurde in dem neuen Bau — 1735 — damit eingefügt, daß ſich Nitſchmann — neben dem Grafen einer der thätigſten Führer der Gemeinde — von Jablonski, dem Oberhofprediger in Berlin, zum Biſchof

*) Büdingiſche Sammlung I, 303. 306.

ordiniren ließ. Jablonski war nämlich von mütterlicher Seite ein Enkel des Comenius, dem letzten namhaften Biſchofe der vereinigten mähriſchen Brüder. Er war ſelbſt unter ihnen Biſchof geweſen. Im Jahr 1737 läßt ſich der Graf ebenfalls in Berlin zum Biſchof ordiniren. Er lebt nun in Allem als Geiſtlicher, predigt, traut, reicht die Sacramente, ordinirt, herrſcht aber vor Allem, bereiſt die Gemeinden in Europa und in Amerika und ſieht bei ſeinem Tode — 1760 — ein Werk, in welchem die erſte urſprüngliche Kraft des Chriſtenthums zu wohnen ſchien, ſo geſichert, wie es mit einem Bau, der offenbar unter der unmittelbaren Leitung des Herrn errichtet war, nur der Fall ſeyn konnte.

Er hatte ſich aber getäuſcht und die Epoche, in welcher ſein Werk geſchichtliche Bedeutung hatte, ſelbſt bereits überlebt. Der feuchte warme Trieb, der dieſe Pflanze ſo ſchnell in Schuß gebracht, ihre Blätter in die Breite getrieben und ihre Ranken ſo weit ausgeſchickt hatte, war ſchon erſchöpft. Zinzendorf hat die Geſchichte um eine Illuſion reicher gemacht, aber dieſe Illuſion iſt lehrreich und eine nothwendige Warnung für alle diejenigen, die es für möglich halten, daß eine Erſcheinung, die zu ihrer Zeit aus der Vereinigung aller vorhandenen Weltkräfte hervorgegangen war, nachdem der Glaube, die Grundlage ihrer Herrſchaft zuſammengeſunken, mit abſichtlicher Berechnung wieder zurückgerufen werden könne. Noch bedeutender aber iſt der Nutzen dieſer Illuſion dadurch, daß der ſchwärmeriſche Graf nicht nur die Conſequenzen gezogen, welche der Verſtand nicht zuzugeben und die orthodoxe Behandlung der kirch-

lichen Lehre zu vertuſchen pflegt, ſondern auch von den Härten des chriſtlichen Princips die weiche Hülle abgeriſſen hat, mit welcher ſie überkleidet waren, ſo lange das Princip einer ganzen Welt als Halt diente. Seine reine Faſſung erhält nämlich ein Princip immer nur dann erſt, wenn es ſich überlebt hat und aus dem Kampf und der Berührung mit allen den Elementen, in deren Kreis es ſich entwickelt hat, herausgetreten iſt — durch die freie rückſichtsloſe Kritik und Theorie und durch die ſchwärmeriſchen Verſuche, es wieder zu beleben, die in der Zeit ſeines Verfalls angeſtellt zu werden pflegen. Ein ſolcher Verſuch war das Werk Zinzendorfs.

Das Leben der Herrnhuther ſoll hier ſchon dem Ideal der Vollkommenheit nachkommen, welche eigentlich nur ein Gegenſtand der Hoffnung ſeyn kann und wegen der Unmöglichkeit, ſie hier ſchon zu erreichen, von den gläubigſten Chriſten erſt von der Zukunft erwartet wird. Vollkommene Abſonderung von denjenigen, die noch zur Welt gehören, iſt der erſte Grundſatz, den der Herrnhuther befolgen muß. An den Gemeindeorten, wo nur Brüder wohnen, darf Niemand, der nicht Mitglied der Geſellſchaft iſt, ſich niederlaſſen oder längere Zeit aufhalten. Die Gemeinden in Städten, die anderweitige Einwohner haben, müſſen von dieſen wenigſtens abgeſondert leben*).

---

*) Siehe Büſching, Magazin für die neue Hiſtorie und Geographie. Band 13 und 14.

Für die Ordnung und himmliſche Einförmigkeit des Lebens iſt durch ſtrenge Aufrechthaltung des Kaſtenweſens geſorgt. Die verſchiedenen Stände ſind durch das Alter und den Zufall — welche Rolle dieſer in der Gemeinde ſpielt, werden wir ſogleich ſehen — beſtimmt und leben für ſich abgeſondert. Es giebt ein Chorhaus, in welchem der Chor der ledigen Brüder zuſammenwohnt, ein Chorhaus der ledigen Schweſtern, desgleichen ein Chor der Wittwer und der Wittwen. Die verehelichten Glieder der Gemeinde leben allein vereinzelt in ihren beſondern Wirthſchaften in den Gemeindeorten umher; die Kinder aber, falls ſie nicht bei den Eltern leben, wohnen je nach ihrem Geſchlecht in dem Chorhauſe der ledigen Brüder oder Schweſtern auf einer oder mehreren Stuben unter Aufſicht eines Bruders oder einer Schweſter.

Die Chöre der ledigen Brüder und Schweſtern, der Wittwer und der Wittwen leben unter je zwei Vorſtehern, von denen der eine für die äußeren Angelegenheiten, der andere für die Seelenſachen ſorgt.

Das Syſtem der ſtrengen Unterordnung und Herrſchaft erhält ſeine weitere Zuſpitzung in der Aelteſten-Conferenz der Brüder-Unität, unter deren Direction alle Anſtalten der Gemeinde nebſt den Miſſionen ſtehen. Die Conferenz ſteht wiederum unter einem Präſes, der ein Biſchof der Unität iſt. Die Sitzungen dieſes geiſtlichen Staatsraths ſind täglich — damit das Auge dieſer Alles überſehenden Vorſehung ſich niemals ſchließe — die Sonn- und Feiertage ausgenommen.

Die oberſte Spitze dieſer Hierarchie bildet endlich das Loos, welches in der letzten Inſtanz Alles entſcheidet, Alles ſich unterwirft und das chriſtliche Abhängigkeits-Gefühl der Brüder und die Gefangennehmung der Vernunft vollendet. Alle vier bis fünf Jahre nämlich beruft die Direction eine Synode, vor welcher ſie, nachdem ſie in ihren Schooß ihre Vollmacht niedergelegt hat, Rechenſchaft über ihre Leitung der Gemeinde-Angelegenheiten ablegt. Die Synode wählt ihren Präſes durch Stimmenmehrheit, aber wieder nur mit Beſtätigung des Looſes. Auch ihre Beſchlüſſe werden nicht eher zu Protokoll genommen, als bis ſie durchs Loos Gültigkeit erhalten haben.

Das Loos, von deſſen Entſcheidung die Aufnahme neuer Brüder abhängt, lehrt die Neubekehrten ſogleich von vornherein, daß ſie in der Geſellſchaft, in die ſie aufgenommen ſind, auf allen eigenen Willen Verzicht leiſten müſſen. Sogar die beſondere Gemeinde, in der ſie als Brüder leben ſollen, wird ihnen durchs Loos angewieſen. Damit aber die neuen Brüder durch die Empfindung eines immer und immer wieder erneuerten Schauers über die unbegreifliche Macht des Herrn, dem ſie ſich unterwerfen, an die unbedingte Abhängigkeit ſich recht gewiß gewöhnen, wird durchs Loos noch einmal beſtimmt, wann ſie in die Gemeinde völlig und feierlich aufgenommen werden ſollen, und nachher das Loos von neuem befragt, ob und wann ſie zum Abendmahl zuzulaſſen ſeyen, d. h. wenn es die Frage verneint, ſo wird nach einer beliebigen Zwiſchenzeit wieder

der Verſuch gemacht, ob der Zettel gezogen wird, welcher das entſcheidende Ja enthält.

Der wahrhaft chriſtliche Grundſatz, der mit der Alleinherrſchaft des Looſes zur Anerkennung gekommen iſt, der Grundſatz, daß die Verläugnung des eigenen Willens gerade bei der Entſcheidung über die wichtigſten Angelegenheiten des Lebens ſtattfinden müſſe, muß natürlich auch bei der Eingehung desjenigen Verhältniſſes befolgt werden, in welchem die Eigenheit der Empfindung, der Leidenſchaft, des Triebes, der perſönlichen Neigung ſich am lebhafteſten äußert: bei der Eingehung der Ehe. Wenn der Preis derjenigen, die ſich ſelbſt verſchnitten haben, ein zu hohes Wort iſt, ſo will die Gemeinde-Verfaſſung, daß wenigſtens der Mahnung des Apoſtels, die da Frauen haben, ſeyen als hätten ſie keine, nachgelebt werde. Einen weltlichen Zweck der Ehe geben der Herrnhuther nicht zu; ſie mögen ſich daher, wenn man ihnen vorhält, nach ihren Grundſätzen ſey der Trieb oder der Wunſch zu heirathen das Zeichen eines unbekehrten Zuſtandes, drehen und wenden wie ſie wollen: ſie müſſen es zuletzt doch ausſprechen, daß der Menſch in Anſehung ſeiner Verheirathung ſeinen natürlichen Neigungen nicht zu folgen habe, daß alſo dieſe Neigungen ſelber ein Unrecht und ihnen folgen wollen eine Nichtachtung des göttlichen Willens ſey. Höchſtens wird es einem Bruder nicht verarget, wenn er nach der Ueberzeugung ſeines Herzens ſich dahin erklärt, daß er in den Eheſtand zu treten geſonnen ſey, und ſelbſt Vorſchläge in dieſer Abſicht thut. Aber die Vorſteher müſſen nicht nur die Vorſchläge, ſondern auch

ſeine Abſicht überhaupt prüfen und er muß ſich nach ihrer Meinung bedeuten laſſen. Finden ſie, daß es ſich für ihn paßt, zu heirathen, und billigen ſie ſeine beſtimmten Vorſchläge, ſo muß erſt das Loos entſcheiden, ob es wirklich Recht ſey, daß dieſes Kind Gottes in die Ehe trete und ſich mit der vorgeſchlagenen Perſon verbinde. Wenn ein Mitglied der Gemeinde nicht ſelber mit der Erklärung, daß es in die Ehe treten wolle, auftritt, ſo können die Vorſteher, wenn es ihnen an der Zeit zu ſeyn ſcheint, darüber urtheilen, ob es heirathen und mit wem es ſich verbinden ſolle. Billigt das Mitglied, über welches die Vorſteher ihren Beſchluß gefaßt haben, den Vorſchlag — das Recht, ihn zu verwerfen, ſteht ihm nämlich zu — ſo wird die Sache wiederum dem Loos anheimgegeben. — —

Ein religiöſer Verein, der in der Cultivirung des chriſtlichen Abhängigkeitsgefühls ſeine tägliche und einzige Beſchäftigung ſieht, läßt ſich auf die Angabe eines objectiven Maaßſtabes, nach dem man ihn ſelbſt zu beurtheilen habe, nicht ein. Auf das Gefühl beſchränkt kann er es nicht anders als unpaſſend finden, wenn man ihn nach Regeln beurtheilen wollte, die aus dem Weſen der menſchlichen Natur, der Vernunft und der menſchlichen Geſellſchaft entnommen ſind. Der Wahlſpruch des Herrnhuthers iſt: komm und ſieh! d. h. urtheile über die Gemeinde, wie du ſie nach dem Durchleben ihrer inneren und äußeren Zuſtände fühleſt und nach dieſem Gefühle findeſt!

Damit hängt die Gleichgültigkeit gegen die dogmatiſchen Spitzfindigkeiten und Confeſſions-Unterſchiede zuſammen —

das lutheriſche und reformirte Bekenntniß werden als beſondere Arten und Weiſen, den Glauben auszudrücken, oder bloße „Tropen“ und gleichgültige Formunterſchiede neben dem mähriſchen „Tropus“ in der Brüder-Unität in Eine Linie zuſammengeſtellt — ja die Gleichgültigkeit gegen allen Maaßſtab geht ſo weit, daß ſelbſt die Bibel für unnütz erklärt wird.

Die Stimmung des Gemüthes iſt das Eins und Alles, was die Herrnhuther verlangen, und auch ſie darf keine Art eines tieferen Gegenſatzes zur Grundlage haben oder aus dem Kampf eines ſolchen Gegenſatzes hervorgegangen ſeyn. — Die Herrnhuther verabſcheuen deshalb die Gewaltſamkeit und Anſtrengung des Bußkampfes, welchen die Pietiſten als das Zeichen eines wahren Chriſten betrachten — nicht einmal elegiſch ſoll die Stimmung des Gemüthes ſeyn, obwohl der einzige Gegenſtand, mit dem ſich der Herrnhuther beſchäftigt, die Wunden Jeſu ſind, von welchen am Ende ſelbſt nur die Seitenwunde, das „Seitenhöhlchen“ übrig bleibt: idylliſch vielmehr ſoll das Leben und die Stimmung der vereinigten Brüder und Schweſtern ſeyn. „Mit der Heiligung und Nachfolge Jeſu, ſagt Zinzendorf*), iſt es nicht viel und nur ein Kinderſpiel, ob die Sache gleich in der Welt den Concept einer großen Vollkommenheit hat.“ Der Herrnhuther erlebt auf ſeinem Heilswege nur idylliſche Freuden, die Wunden, an

*) Seine „ſieben letzten Reden, ſo er vor ſeiner am 17. Auguſt erfolgten abermaligen Abreiſe nach Amerika gehalten.“ Büdingen 1742. p. 28.

denen ſich Jeſus zu Tode geblutet, ſind für ihn kein Gegenſtand des ergreifenden Schauers, ſondern eine liebliche Augenweide; alle Sinne möchte er anſtrengen und ſtrengt er im Enthuſiasmus wirklich an, um ihre Lieblichkeit und ihren Reiz zu genießen: ſie ſind ihm in jeder Hinſicht der höchſte Gegenſtand des Genuſſes. „Es müſſe noch dazu kommen in der Gemeinde, ſagte einer der General-Aelteſten *), daß nichts mehr ſoll geſprochen werden als von Wunden, Wunden, Wunden."

Wenn wir darſtellen wollten — und die Darſtellung dieſer Verirrungen gehörte wirklich dazu, dieß Syſtem in ſeinen letzten Conſequenzen zu zeigen — wie dieſer Cultus des Seitenhöhlchen in alle Lagen des menſchlichen Lebens übergetragen wurde, welche Bedeutung ihm ſogar für die Ehe gegeben wurde, welche Form der Cultus des Herrnhuthers im „blauen Cabinet" annahm **), ſo würden uns die beſtehenden poſitiven Beſtimmungen über literariſche Mittheilungen hindernd entgegentreten.

Wir erwähnen nur noch, daß der Graf ſo conſequent war, nach der Grundanſchauung ſeines Syſtemes auch die Lehre von der Dreieinigkeit umzugeſtalten. In einigen ſei-

*) Siehe: das entdeckte Geheimniß u. ſ. w. von Alexander Volck. Frankfurt und Leipzig 1750. p. 394.

**) Siehe z. B. zuverläſſige Beſchreibung des nunmehro ganz entdeckten Herrenhutiſchen Ehe-Geheimniſſes. Von Heinr. Joach. Bothe. Frankf. und Berlin. 1751. 2 Theile.

ner Gemeindereden *) hat er dieſe Umgeſtaltung in ſeiner gewöhnlichen barocken Beredſamkeit als nothwendig zu rechtfertigen geſucht. Das Ganze kommt darauf hinaus, daß er Jeſum unſern „Special-Vater" nennt, „den Amts-gott der ganzen Welt, dem der Vater und der heilige Geiſt als Gehilfen miniſtriren."

Den heiligen Geiſt macht Zinzendorf an einem andern Orte **) zu einem Bilde, zu einem Bilde aber, von dem er angelegentlich bemerkt, daß es „weſentlich, nicht allegoriſch zu verſtehen iſt." Er nennt ihn „die Mutter" in der heiligen Dreieinigkeit.

An einer Gemeinde, deren Leben nur ein idylliſches Spiel war, könnte man vielleicht die Energie, mit der ſie ihre Ausbreitung betrieb, auffallend finden. Allein ihr weltliches Gegenbild, die Gemeinde der geßneriſchen Schäfer verbreitete ſich gleichfalls reißend ſchnell über die ganze civiliſirte Welt, ſie gewann ſogar eine noch weit größere Ausbreitung und eine Herrſchaft, wie ſie die Brüder-Unität nie beſeſſen hat. Das Räthſelhafte dieſer Erſcheinung löſt ſich aber auf, wenn wir bedenken, daß eine der Hauptrichtungen jener Zeit auf den urſprüng-

*) Siehe z. B. Freſenius, bewährte Nachrichten von herrnhutiſchen Sachen. 1747 — 1751. I., 137.

**) περὶ ἑαυτοῦ p. 65.

lichen Naturzuſtand losging, in welchem der Geiſt der Feſſeln der alten Bildung los und ledig ſeyn könne. Die Brüdergemeinde war nur eine beiläufige und zwar die religiöſe Form dieſer Empörung gegen die Cultur und hatte daher auch nicht die Ausbreitung, deren ſich die weltliche Schäfer-Gemeinde erfreute.

Ihre Bemühungen um das Seelenheil der Heiden waren nicht einmal bedeutend, noch weniger von einem Erfolge begleitet, der der Rede werth genannt werden könnte. Wir können ſie höchſtens als die ſpäte Nachzahlung einer Schuld betrachten, zu welcher ſich der Proteſtantismus, der bisher um die Heiden eben nicht ſehr beſorgt geweſen war, verpflichtet glauben konnte; ſie blieben aber ein höchſt nutzloſer Verſuch in einer Zeit, die gegen die Religion allmählig gleichgültig geworden war und die andern Welttheile, auch die heidniſchen Reiche derſelben bald mit ganz anderen und wirkſameren Mitteln für die moderne Cultur gewinnen ſollte.

Jedes Wort über den Einfluß, welchen das herrnhuthiſche Weſen auf die Bildung und Richtung des menſchlichen Geiſtes hat, über die Naturen, die ſich ihm zur Noth allein ergeben können, über die Schichten der menſchlichen Geſellſchaft, in welchen es allein die Seinigen finden kann, wäre vom Ueberfluß. Wir geben nur noch einige Bemerkungen über die Haltungsloſigkeit, die dem Charakter des Grafen eigen war, und dem Mann, der jetzt noch eine religiöſe Geſellſchaft ſtiften will, eigen ſeyn muß. Der innerlich wahrhafte Charakter wird jetzt nicht mehr auf den Ge-

danken kommen, eine neue religiöſe Gemeinde zu ſtiften, und wer ſich für dieſen Gedanken enthuſiasmirt, wird zuletzt auf Charlatanerie und die kleinlichſten Intriguen angewieſen ſeyn, um ſich durch die geregelten und proſaiſchen Verhältniſſe der neueren Zeit hindurch zu winden.

An Renomiſtereien hat es Zinzendorf nicht fehlen laſſen. Wir erinnern z. B. an die Art und Weiſe, wie er in dem Schreiben an die theologiſche Facultät zu Leipzig den Fall mit ſeiner Braut Theodore von Caſtell, die er an den Grafen von Ebersdorf abtrat, weil ſie für dieſen paſſe und er dagegen Alles Jeſu opfern müſſe, einen „gar ſeligen und wahrhaften Gewiſſensfall" nennt. Es iſt ſogar leicht möglich, daß Zinzendorf dieſen Fall mit ſeiner Braut ſpäter etwas ausgeſchmückt habe, um in ihm einen Beleg für die Grundſätze zu beſitzen, denen er in ſeiner Ehe-Geſetzgebung folgte.

Wie rabuliſtiſch iſt es, wenn er ſeine Gegner vor die Gerichte fordert oder ſie auf die Ergebniſſe obrigkeitlicher Unterſuchungen verweiſt. Einmal erbot er ſich gar an die Potentaten, einundzwanzig Punkte zu beweiſen, worauf ihm Baumgarten bemerklich machte, er hätte beſſer gethan, wenn er an einen Buchhändler wegen des Verlags einer weitläufigen Schrift geſchrieben hätte.

Eine Komödie ſeiner Eitelkeit war es, wenn es nicht zugleich auf das große Vermögen des Mannes, den er für die Gemeinde gewann, abgeſehen war, als er nach Stralſund läuft und eine Hauslehrerſtelle im Hauſe eines Kaufmanns übernahm, nachdem er ſchon ſeit acht Jahren

als Prediger ſeiner Gemeinde vorgeſtanden hatte. Welch' eine Ausflucht iſt es, wenn er ſagt, „er habe Niemand kriegen können", als man von ihm einen Lehrer für jenes Haus vorgeſchlagen haben wollte!

Mit ſeinem Stande treibt er eine Coquetterie, die einem Verehrer des Lammes am wenigſten geziemt. Auf Reiſen z. B. wechſelt er öfters ſeine falſchen Namen und behält er überhaupt ein geziertes Incognito bei, als ſey die Situation, in der er ſich als Miſſionair befindet, mit ſeinem eigentlichen Stande nicht im Einklang. Dabei verſchmäht er es aber nicht, den Reichsgrafen zuweilen durchblicken zu laſſen. Als er z. B. während ſeines Hauslehrerlebens in Stralſund vor dem Prediger-Collegium ein Colloquium beſtehen ſollte, um die geſetzliche Erlaubniß zu predigen zu erhalten, hatte er den Stern und das Ordenskreuz auf der Weſte nicht vergeſſen, und als man ihn fragte, ob er denn wirklich, wie man Grund zu vermuthen habe, Zinzendorf ſey, ließ er ſich zu dem Theater-Coup herab, den Rock aufzuknöpfen und die Herren Pfarrer durch den Anblick des Sterns zu überraſchen.

So pflegte er es aber gewöhnlich einzurichten. Wenn er ſich das einemal damit groß wußte, daß er den Reichsgrafen verläugnete, ſuchte er ſeinen theologiſchen Gegnern das anderemal durch die Erinnerung an ſeine Stellung im heiligen römiſchen Reich zu imponiren.

Ohne heimlichen Vorbehalt ging es in ſeinen Unterhandlungen mit den Obrigkeiten, theologiſchen Facultäten und Kirchenvorſtehern nie ab, wenn er ſich mit ihnen gut

zu ſtellen wünſchte. Bald darauf, wenn er ſieht, daß man auf ſeine Illuſionen nicht lebhaft genug eingeht und ſich nicht ſo, wie er wünſcht, über die Differenzen täuſcht, wird er erſtaunlich aufdringlich, erklärt er den Krieg und betheuert er ſogar, er habe nicht im entfernteſten daran gedacht, eine Kirche, die dem „heiligen Kreuzvolke" bald unterliegen müſſe, um Schutz, Protection und Reception der mähriſchen Kirche zu bitten. Nur Eines von den vielen Beiſpielen! An Burg, Conſiſtorialrath und Inſpector zu Breslau, hatte er mit einem honigſüßen und ſchmeichelhaften Billet Unterhändler abgeſchickt, die ſich mit ihm über eine Vereinigung der lutheriſchen und mähriſchen Kirche beſprechen ſollten. Burg macht ihm aber zu viel Bedenken und Schwierigkeiten, ſogleich droht er ihm in einem zweiten Schreiben (vom März 1744) mit der Ueberlegenheit des heiligen Kreuzvolks und als ihn nun Burg daran erinnert, daß die Ueberbleibſel der ehemaligen mähriſchen Kirche nur durch die allgemeine Erweckung, die in der lutheriſchen Kirche vorgegangen ſey, wieder belebt und geſtärkt ſeyen und bei ihrem Auszuge aus Mähren Nichts von einer vermeintlich uralten Verfaſſung mitgebracht hätten, da geht der Herr Graf in einem dritten Schreiben ſo weit, die Propoſitionen, die er vorher hatte machen laſſen, geradezu und auf das plumpſte zu desavouiren*).

Als er 1742 während ſeines Aufenthalts in Amerika ſeinen Grafenſtand öffentlich niederlegte, gab er als einen

*) Freſenius a. a. O. II., 231.

der Gründe auch den an, „damit durch die üble Behandlung, die er als ein Diener Jeſu zu erdulden habe, der gräflich zinzendorfiſchen Familie fernerhin kein Tort geſchehe.“ Das heißt doch das chriſtliche Gebot der Selbſterniedrigung richtig befolgen!

Den prententiöſen frommen Grafen können wir zwar als ein natürliches Product ſeiner Zeit begreifen, wir werden es auch anerkennen, daß er der Richtung, welche der Fortſchritt zu ſeiner Zeit einſchlug, nicht fremd war und neben ihr ſein kirchliches Gebäude aufrichtete; — unſerm menſchlichen Selbſtgefühl wird er aber dennoch immer fremd bleiben, weil er die Elemente ſeiner Zeit, ſtatt ſie in freier Schöpferkraft weiter zu verarbeiten und menſchlicher zu geſtalten, in den Betſaal und in die Kloſterzellen einer timiden religiöſen Gemeinde einſperren wollte. Zu den menſchlichen Heroen, zu den Eroberern und Befreiern gehört er nicht: in deren Nähe wird uns, wie wir ſogleich die Erfahrung machen werden, ganz anders zu Muthe.

§. 13.

Edelmann.

Johann Chriſtian Edelmann iſt im Jahre 1698 zu Weißenfels geboren. Sein Vater war der Lehrer der herzoglichen Pagen, zugleich bei dem Herzoge Kammermuſicus und wurde ſpäterhin herzoglicher Secretär. In Jena, wo er 1720 — 1724 die Theologie ſtudirte, machte er ſich, wie einer ſeiner Studiengenoſſen ſpäter mit erſchrecklichen Klagen über getäuſchte Hoffnungen berichtet, durch Fleiß, durch ſein freies jugendliches Ausſehen, durch die glückliche Organiſation und Heiterkeit ſeines Geiſtes und feine Sitten bemerklich. Nachdem er — bis zum Jahre 1730 — als Informator zweier Grafen in Niederöſtreich und einige Zeitlang in deren Gefolge in Wien gelebt hatte, begab er ſich nach Sachſen zurück. Während der nächſten zwei Jahre, die er wieder als Hauslehrer in der Familie eines rohen ſächſiſchen Landgeiſtlichen zubrachte, ſtudirt er die Schriften Arnolds und Dippels und entſcheidet ſich gegen das kirchliche

Syſtem, d. h. gegen die Geiſtlichkeit, ihre Dogmatik und die geiſtlichen Mittel ihrer gnädigen Herrſchaft. Soweit war es mit ſeinem Gegenſatze gegen die kirchliche Lehre gediehen, als er die Stelle eines Hauslehrers bei den Kindern des Grafen Calenberg in Dresden annahm und von hier aus in die religiöſen Bewegungen der Zeit hineingezogen wurde. Zinzendorf wird mit ihm in Dresden bekannt, erkennt in ihm den feurigen und unternehmenden Geiſt, der ſeinen Plänen nützlich ſeyn könne, bietet ihm ſein Herz und ſein Haus an und bewegt ihn, nach Herrnhuth zu gehen. Edelmann nahm den Antrag an, konnte ſich aber natürlich nicht lange mit einem Manne Eins fühlen, deſſen bizarres Pabſtthum dem weiterſtrebenden Geiſte unerträglich ſeyn mußte. Er entzweit ſich mit dem Pabſte, erklärt ſich gegen „alles hochgräfliche Apoſtoliren" — (noch im Jahre 1738 fordert ihn der Graf in einem Briefe zu einer „öffentlichen Attaque" heraus, einer Aufforderung, welcher Edelmann erſt nach mehreren Aufreizungen im Jahre 1741 mit ſeiner Schrift „Chriſtus und Belial" Folge leiſtet) — und begibt ſich in eine neue Verbindung, zu welcher ſeine erſte Schrift, die „unſchuldigen Wahrheiten*)" Anlaß gegeben hatten.

Durch die erſten Hefte dieſer „Wahrheiten" war er nämlich bei den Separatiſten im Reiche, beſonders in Frankfurt am Mayn bekannt geworden. Andreas Groß, der mit dem Berlenburger Bibelüberſetzer, Johann Friedrich Haug

---

*) Das erſte Heft erſchien 1735, das letzte (No. 15.) 1743.

in genauer Freundſchaft ſtand, beruft ihn zu demſelben nach Berlenburg, um an der Ueberſetzung der Bibel Antheil zu nehmen. Er folgte dieſem Rufe mit allen Freuden, da er damals für die Bibel noch alle Hochachtung hatte; als ihm aber der „Berlenburger Bibeldrechsler," wie er ihn nachher nennt, ohne ſein Wiſſen während des Drucks ſeine Ueberſetzung des zweiten Briefs an Timotheus, der Briefe an den Titus und Philemon geändert hatte, da er ſich alſo „in der Freiheit ſeiner Gedanken unvermuthet aufs neue eingeſchränkt ſah," entſchloß er ſich (im Jahre 1737) „dieſen kleinen Päbſtlein ihre heiligen Grillenfängereien allein zu laſſen." Er blieb noch fünf Jahre in Berlenburg, wandte ſich anfangs zu den Inſpirirten, trennte ſich aber auch von ihnen, nachdem er den „tückiſchen Rock," ihren Häuptling, der in ſeinen Inſpirationen auf das gehäſſigſte ſeine Privat-Abſichten und Meinungen durchzuſetzen ſuchte, durchſchaut hatte. Das Reſultat ſeiner Kämpfe mit ſich ſelbſt und mit den Secten theilte er in den beiden Schriften, die im Jahre 1741 erſchienen, öffentlich mit. In ſeiner „Göttlichkeit der Vernunft" führte er aus, daß die Vernunft allein das allgemeine Weſen ſey — er hatte ſich indeſſen mit Spinoza bekannt gemacht — und in ſeinem „Moſes mit aufgedecktem Angeſicht" erſchütterte er das Anſehn der Bibel. Der Graf Caſimir, welcher Berlenburg zu einer wahren Colonie von Sectirern gemacht hatte, ſtarb indeſſen, ſein Nachfolger ließ die größtentheils unvermögenden Fremdlinge auf Anrathen mißgünſtiger Räthe über Gebühr abſchätzen und Edelmann, da er den Freunden, von deren

Unterſtützung er lebte, nicht zu ſehr zur Laſt fallen wollte, ſah ſich gezwungen, ſeinen bisherigen Zufluchtsort zu verlaſſen. Er begab ſich nach Hachenburg auf dem Weſterwalde, wo er unter dem Schutze des Grafen George zwei Jahre lebte. In Neuwied, wo er ſich nachher aufhielt, wurde ihm von dem Conſiſtorium ein Glaubensbekenntniß abgefordert, er übergab es — eine kühne und rückſichtsloſe Abſchwörung des Chriſtenthums und aller Religion — ſah ſich aber, als wider die gegenſeitige Uebereinkunft das Conſiſtorium das Bekenntniß unter der Hand verbreiten ließ und verfälſchte Abſchriften circulirten, gezwungen, ſeine Sätze mit Erläuterungen — im Jahre 1746 — herauszugeben. Um dem Sturm, den die Geiſtlichkeit gegen ihn beſchwören würde, zu entgehen, verließ Edelmann Neuwied und hielt ſich abwechſelnd an verſchiedenen Orten Norddeutſchlands — am längſten in Altona — auf. Unter anderm war er ein Paar Tage bei der Liebenburg im Hochſtift Hildesheim bei einem Freunde, dem „ehemaligen gütigen Wirthe des muntern Dippel *)" zu Gaſte. Auf dieſer Wanderung ſchrieb Edelmann außer dem „Evangelium St. Harenbergs" — der Berichtigung eines ſchmähenden Zeitungsartikels über ſein Leben, den er dem Probſt Harenberg zuſchrieb — „die erſte Epiſtel St. Harenbergs an J. Chr. Edelmannn ihrem vornehmſten Inhalt nach von demſelben beantwortet 1747," eine Kritik der gegen ihn gerichteten und in Briefen abgefaßten Schrift des Probſt Harenberg: „die gerettete Reli-

*) Ev. St. Harenb. p. 33.

gion." **Wenn das Glaubensbekenntniß Edelmanns ſeine rückſichtsloſeſte Schrift gegen die Religion iſt, ſo kann dieſe** Kritik der erſten Epiſtel des heiligen Harenbergs die rückſichtsloſeſte und glänzendſte Vertheidigung des Pantheismus genannt werden. Unſere Alt-Hegelianer, die nicht den Muth hatten, ſich zu geſtehen, daß ihr Syſtem im Grunde der Pantheismus ſey, würden vor Schrecken vergangen ſeyn, wenn ihnen zugemuthet worden wäre, auch nur Eine der Wendungen Edelmanns mitzumachen.

Seit dem Jahre 1747 hielt ſich Edelmann bei ſeinen Freunden in Berlin auf — als Trinius 1759 ſein Freidenker-Lexikon herausgab, befand er ſich noch daſelbſt — außer der Anwort auf den hämiſchen Angriff Süßmilchs gab er aber Nichts mehr in den Druck. Für ſeine Perſon hatte man ihm Sicherheit verſprochen; ſeine Lehre aber und ſeine Bücher waren noch der Aufſicht der Policey unterworfen.

Später verließ er auch Berlin wieder und ſtarb auf dem Gute eines Baron von Coſſel im Holſteiniſchen, der ihm endlich in ſeinem Hauſe eine ſichere Freiſtatt eröffnet hatte.

Die Gegner Edelmanns waren unvorſichtig genug, ſeine Lebensweiſe, daß er „unſtät und flüchtig" umhergetrieben werde, als Beweis anzuführen, daß er vor Gott verworfen ſey. Er konnte dagegen ruhig auf ſeine allmählige Entwicklung verweiſen, auf die Verfolgungen, die er damals ſchon erlitten habe, als er mit dem beſtehenden Syſtem noch nicht völlig gebrochen hatte, endlich auf ſeine Schriften, in denen er verſchieden von ſeinen Gegnern die Perſonen nur dann in ihrer Blöße darſtellt, wenn er ihre Sache tüchtig zerrieben hat.

Im dreizehnten Heft ſeiner unſchuldigen Wahrheiten *) lieferte er den zaghaften Separatiſten, mit denen er bisher gemeinſchaftliche Sache gemacht hatte, eine glänzende Schlacht — in einer ungemein gründlichen Ausführung kritiſirt er nämlich alle Wendungen, die ſie aufboten, um ihn vom Weitergehen und einer kühneren Entwickelung abzuhalten. Im vierzehnten Hefte dagegen gab er eine Charakteriſtik des orthodoxen Syſtems **), von der man ſagen kann, daß ſie die Spitze der Oppoſition gegen daſſelbe bildet, ſo weit ſie ſich da nämlich ausbilden kann, wo der Gegner mit dem Syſtem, gegen welches er kämpft, ſich nur darüber ſtreitet, wie der Gegenſtand, den ſie beide anerkennen, aufzufaſſen ſey. Er bekämpft in dieſem Hefte die orthodoxe Lehre von der Ewigkeit der Höllenſtrafen, ſeine

*) Es erſchien wie das vierzehnte im Jahr 1738.

**) Siehe beſonders p. 20 — 120.

Bemerkungen gegen das Princip und die Quelle dieſer Lehre ſind oft fürchterlich kühn — fürchterlich wenigſtens für diejenigen, die ſich fürchten, in die Widerſprüche ihres Syſtemes einen Blick zu thun — oft treffen ſie faſt wörtlich mit den Wendungen der neueren Kritik zuſammen. Das Ganze würde vollendet ſeyn, wenn Edelmann nicht nach ſeinen bedeutenden Anſtrengungen wieder in den Kreis der Sprache und Vorſtellung, aus dem er ſeine Gegner herausheben will, ſelbſt zurückfiele.

Einen außerordentlichen Notizenſchatz, den er ſich aus den Schriften der Apologeten ſelber, aus einer Reihe myſtiſcher Schriften, aus Encyklopädieen, Reiſebeſchreibungen und den Journalen ſeiner Zeit zuſammengerafft hatte, benutzte Edelmann, um die ſtolze Ausſchließlichkeit der orthodoxen Geiſtlichkeit zu beunruhigen: er erſchreckte ſie durch flüchtig hingeworfene Zweifel gegen die traditionelle Anſicht von der Zeit der Abfaſſung der heiligen Schriften beider Teſtamente, durch Citate aus den Kirchenvätern, — Citate, die den Stolz auf das Alterthum mancher orthodoxen Formel unſicher machen ſollten, — durch Notizen aus den Reiſebeſchreibungen, welche die bisherige Vorſtellung von dem Verhältniß der orthodoxen Symbolik zu der heidniſchen verwirrten; — wenn jene Zweifel, Combinationen und Bemerkungen ihm nicht urſprünglich angehörten, wenn er ſie oft nur wild und unordentlich zuſammenwürfelte, ſo iſt doch die Anſtrengung, mit der er ſie im Verlauf ſeiner Schriften hin und her wendet, um mit ihrer Hilfe

den Weg zur Freiheit zu finden, als außerordentlich, ſelbſt als eine neue Erſcheinung zu bezeichnen, die wüſte Zuſammenſtellung wird außerdem durch überraſchende Lichtblicke, die ihm allein angehören, unterbrochen und endet nicht ſelten mit einer reinen und ſelbſtſtändigen Entwicklung, die claſſiſch genannt werden kann.

Es iſt wahr, Edelmann war „unſtät und flüchtig" — in einer Zeit aber, wie wir ſie bisher haben kennen lernen, in einer Zeit, deren werthloſe Güter den Mächten und Leidenſchaften angehörten, die wir in den vorhergehenden Abſchnitten dargeſtellt haben, kann es einem Mann nicht Schande machen, wenn es ihm unmöglich war, einen Platz zu finden; es macht ihm auch keine Schande, wenn er auf einen ſolchen Platz freiwillig Verzicht geleiſtet hatte.

Edelmann hatte nicht nur mit zahlloſen theologiſchen und philoſophiſchen Gegnern zu kämpfen: er war auch ſeines Lebens nicht ſicher und ſeine ſogenannten wiſſenſchaftlichen Gegner verſchmähten es nicht, die untere Volksmaſſe gegen ihn aufzubringen. Seine Lebensbeſchreibung, die er ſelbſt abgefaßt, die in Einem Exemplar, in ſeiner Handſchrift, ſich bis jetzt erhalten hat und in der nächſten Zeit gewiß durch den Druck bekannt gemacht werden wird, gibt über die Machinationen ſeiner Gegner genauen Aufſchluß.

Faſt ausgeſtoßen aus der Geſellſchaft blieb Edelmann männlich, feſt, innerlich und in ſeinen äußern Benehmen ſicher. Die Heiterkeit und Munterkeit des Geiſtes verließ ihn nicht einen Augenblick und zu der Härte und Ver-

ſchloſſenheit ſeiner Zeitgenoſſen bildet es einen wohlthuenden Gegenſatz, ihn nicht nur von der „Munterkeit des Gemüths“ und von der „heitern Vernunft“ ſprechen zu hören, ſondern auch dieſe Heiterkeit und Munterkeit in den Wendungen ſeiner Schriften wirklich anzutreffen.

Die Angriffe ſeiner Gegner machten ihn nur immer heiterer. „Wie derjenige, ſagt er einmal *), billig ein beſonderes Quartier im Narrenhoſpital verdienen würde, der einen geſund gewordenen Lahmen einen Verächter der Krücken heißen und ihn als einen unbändigen und ausgelaſſenen Menſchen bei der Welt blamiren oder wohl gar ſich bei der Obrigkeit über ihn beſchweren wollte, daß er nicht mehr wie die übrigen Krüppel aufziehen wollte,“ ſo wiſſe er faſt nicht mehr, wie er von ſeinen Gegnern denken ſolle, die ihn deshalb anklagten, weil er nicht ſo verſchloſſen und befangen wie ſie ſeyn wollte.

Edelmann ſchrieb immer ſchonungslos, ſeine Rückſichtsloſigkeit mußte ſeinen Gegnern oft fürchterlich vorkommen, aber ihre Zudringlichkeit war auch groß genug.

---

*) Göttl. d. Vern. p. 10.

An Wendungen, die ſeine Ueberlegenheit über die chriſtlichen Apologeten beweiſen, iſt Edelmann unerſchöpflich reich. Als Beweis führen wir nur einige aus ſeiner Verantwortung gegen die Stillen im Lande an, mit denen er damals noch in Verbindung ſtand und die an ſeinem Styl — alſo auch an dem Inhalt der beiden letzten Hefte — des eilften und zwölften — ſeiner unſchuldigen Wahrheiten Anſtoß genommen hatten *) — wir führen dieſe Wendungen um ſo mehr an, da ſie unſterblich genannt werden dürfen, alſo auch jetzt noch gegen die Biedermänner gelten, die den Pelz, ohne ihn naß zu machen, waſchen wollen.

Die Stillen im Lande hatten ſich an ſeinen harten, ſchonungsloſen Worten geärgert und ihm bemerklich gemacht, die bitterſte Wahrheit könnte doch in Worten vorgetragen werden, die das religiöſe Gefühl der Leute ſchonten. „Hat man aber, fragt Edelmann, an den bloßen

*) Unſch. Wahrh. Heft 13. Vorrede, „von den bisherigen Falis dieſer Schriften" p. 30. folgdd.

Worten, mit denen dieſe Gräuel ausgedrückt werden, einen Ekel, warum nicht an der Sache ſelber? Warum ſoll man dieſe noch vertuſchen und nicht vielmehr mit Worten bezeichnen, die den gerechten Abſcheu vor ihr erwecken? Man ſoll das Kind nicht aus dem Bade werfen? Aber wenn es ein häßlicher Wechſelbalg, ein Kobold iſt? Soll man ſich unnützerweiſe damit plagen, es zu verſchönern? Soll man ſich fürchten, den Geiſt der Lüge ja nicht aus der Wiege zu werfen? Unſere Feinde haben das Herz, der Wahrheit mit den allerempfindlichſten Worten zu ſchaden, warum ſollen wir uns fürchten, da wir für die Wahrheit kämpfen? Sie müſſen vielmehr einſehen lernen, daß wir unſerer Sache gewiß ſind und all ihr Weſen, wodurch ſie Andern ſo formidable und erſchrecklich vorzukommen vermeinen, nur de bagatelle tractiren. Soll ſich nun die Wahrheit vor den Lügen erſt verkriechen und Confiscation und Fiscal ſcheuen? So darf keine mehr geſchrieben werden; denn der Teufel wird keine paſſiren laſſen, die ſeinem Reiche Abbruch thut. — Man will eben das, was ich ſage, mit andern Worten geſagt haben? Das iſt, deutſch zu reden, nicht wahr. Denn will man eben das mit andern Worten ſagen, warum läßt man nicht lieber die erſten ſtehen? Will man ihnen aber ein Mäntelchen umgeben, ſo wird nicht eben das mit andern Worten geſagt und man zeigt eine heimliche Furcht, daß man das Erſte überhaupt nicht ſagen will. — Man ſagt, es ſey noch nicht Zeit, aufzuräumen; weil man nämlich ſelbſt noch nicht innerlich auf-

geräumt ſeyn will und auch mit unter das Auskehrigt zu gerathen beſorget. — Gott werde ſchon ſelber, ſagt man weiter, Platz machen; jeder ſolle nur vor ſeiner Thüre kehren und ſich um andere nicht ſo ſehr kümmern; Gott werde ſchon den Gräueln ein Ende machen; gerade eben ſo, als ob ein König überall ſelbſt die Schweine und Hunde aus dem Wege peitſchet, wenn die Unterthanen die Ehre ſeines Beſuches genießen ſollen. — Früher, bemerkten die ſtillen Freunde Edelmanns, habe er gemäßigter geſchrieben: ein Keil, antwortet er, der erſt angeſetzt wird, braucht keinen ſolchen harten Schlag, als einer, der ſchon tief ſitzt, er macht auch kein ſolch Loch, als einer, der ſchon bis über die Hälfte eingedrungen, da knackt und praſſelt freilich Alles, was nicht weichen will und dennoch muß. — „Ja mein Lieber, mit Praſſeln und Spalten werdet ihr Nichts ganz machen:" ich will aber auch kein Secten-Flicker ſeyn, viel weniger will ich einen albernen Baumeiſter abgeben, der auf die alten Trümmer ein neues Gebäude aufführe. Jetzt habe ich, wie Jeremias, keinen andern Beruf, als daß ich ausreißen, zerbrechen, zerſtören und verderben ſoll alles, was nur Orthodoxie und falſcher Gottesdienſt, phariſäiſche Theologie und falſche Myſtik iſt und heißt. — „Man ſchadet aber mit dieſen harten Ausdrücken andern, wichtigeren Wahrheiten;" allein keine Wahrheit kann die andere in ihrer Wirkung hindern, wo ſie anders eine Wahrheit iſt. Im Gegentheil! Entkräftet man eine Wahrheit durch gelinde und den Gräuel der Sache nicht ſo nachdrücklich ausdrückende Redens-Arten, ſo hindert man dadurch nicht

nur dieſe ſondern die andern Wahrheiten in ihrer gehörigen Kraft und Wirkung. — Und welche Wahrheit iſt wohl jetzo die nöthigſte und nützlichſte? Die Erkenntniß der falſchen, d. h. jedweder, der orthodoxen und der myſtiſchen Theologie! — Die Wahrheit muß einmal durchdringen, rumpantur ut ilia Codro und wenn Alles darüber zerberſten ſoll. — „Deine Worte ſind aber zuweilen willkührlich;“ ſie ſind nicht weiter willkührlich, als ſo weit es in meiner Macht ſtehet, unter denjenigen, die zur Natur der Sache gehören, die nachdrücklichſten auszuleſen. Und ſtanden ſie denn immer bloß in meiner Willkühr? Wie wollt ihr denn wiſſen, wie mir damals zu Muthe geweſen, da ich eben das geſchrieben, ob's eben juſt in meiner Macht geſtanden, dieſen oder einen andern Ausdruck zu erwählen? Wann aber Simſon ſeinen Feinden ſchaden will, ſo geht er nicht erſt hin und fragt ſeine furchtſamen Brüder um Rath, ob er auch darf oder wie ers anſtellen ſolle, daß es nicht zu criminell herauskomme, ſondern er thut aus freier Willkühr, was er meinet, das ſeinen Feinden am meiſten ſchaden könne. — Ihr tadelt mich der „eigenen“ Expreſſionen halber: wiſſet aber, daß diejenigen, die ihr mir am meiſten getadelt, darum nicht mein eigen ſeynd, weil ſie der Sache zukommen, von der ich ſie gebraucht. — Ihr heißt meine Expressiones ferner unfruchtbar; das gebe ich zu in Anſehung eurer. — O, betrügt euch nicht mit thörichten Ausflüchten, ihr armen Leute, als wolltet ihr ſagen, ihr hättet genug wider euch ſelbſt zu ſtreiten und dürftet nicht erſt draußen mit Andern Krieg anfangen! Strittet ihr in Wahr-

heit wider euch ſelbſt, ſo würdet ihr eure Gemächlichkeit und Menſchenfurcht beſtreiten. — Man muß es — das iſt unſere erſte Pflicht — mit der Lüge verderben; man darf ſie nicht mit Beſcheidenheit tractiren. — Ich verdrehe keinen Grundtext oder entkräfte denſelben durch neu erſonnene ſogenannte philoſophiſche, aber in der That recht läppiſche Paraphraſes und Umſchreibungen, wie die werthheimer Bibel thut. — Ehrlich währt am längſten! Verdrießt's auch der Welt, daß man ſie nicht ſchont, ſo bleibt doch allemal ein heimlicher Stachel im Herzen übrig, der ſie mit der Zeit ſchon empfindlich genug rühren wird. — Es iſt mir leid, daß ich nichs nicht ärger gemacht, noch machen können, will verſuchen, ob es ein andermal beſſer angehen will." —

Seine Entwickelung, die die Zahl ſeiner Gegner vermehrte, trieb ihn in der That immer weiter, bis er mit ſeinem Glaubensbekenntniſſe auftreten konnte, von welchem er ſelbſt ſagt, daß es ſeine „lieben annoch feſt gläubigen Brüder mehr ein Bekenntniß ſeines Unglaubens als ein Glaubensbekenntniß nennen werden *)."

*) Gl. Bek. p. 322.

„Ich endige hier eine Schrift, ſagt er in der „Schluß-Rede an alle Wahrheit-liebende Herzen teutſcher Nation,“ die vielleicht mancher unter euch, im geheimen ſchon längſt gewünſcht, zur Zeit aber wohl noch nicht gehofft hatte. Vielleicht iſt es die letzte. Darum erlaubt mir, zu meiner Vertheidigung noch ein Paar Worte mit euch zu ſprechen. Mein Gewiſſen überzeugt mich, daß weder Muthwillen noch Frevel, noch irgend eine unerlaubte Abſicht mir jemals die Feder in die Hand gegeben. Ich bin ohne mein Denken und wider meinen Willen dazu genöthigt worden. Man hat ein ſchriftliches Glaubensbekenntniß von mir begehret. Man hat meines Herzens Gedanken in Sachen die Religion betreffend von mir wiſſen wollen. Als ein ehrlicher Mann war ich verbunden, die Wahrheit zu ſagen und keinen Heuchler abzugeben. Mir war das Sprüchwort nicht unbekannt, daß man denen, die die Wahrheit geigen, den Fiedel-Bogen um den Kopf zu ſchlagen pflegt: allein, weil man die Wahrheit von mir wiſſen wollte, mußte ichs darauf ankommen laſſen und meiner gerechten Sache trauen *).“

Der Probſt Harenberg gab ihm, wie bemerkt, Gelegenheit, noch zu guter Letzt, ehe er, nicht erſchöpft, ſondern nur durch die Mißgunſt der Verhältniſſe und die allgemeine Verſchloſſenheit gezwungen aus der Oeffentlichkeit zu-

*) Ebend. p. 323.

rücktrat, ſein Meiſterwerk der Polemik zu ſchreiben: „die erſte Epiſtel St. Harenbergs.“

In dieſer Schrift hat das Princip Spinoza's ſeinen lebendigſten und abgerundetſten Ausdruck gefunden. Die Leichtigkeit, mit welcher ſich Edelmann in dieſem Streit mit Harenberg hin und her bewegt, wie er ſich ruhig ſeinen Angriffen ſtellt und ſie mit einer überraſchend leichten, mit einer witzigen und geiſtreichen Wendung zurückſchlägt, dann aber auch wiedereinmal durch einen kühnen Schlag ſeinen Gegner in Verwirrung ſetzt — dieſe Leichtigkeit beweiſt, daß hier das ſpinociſtiſche Princip ſeine ſtrategiſche Kunſt vollendet hat.

Wir ſehen uns gezwungen, ſtatt Edelmann ſelbſt ſprechen zu laſſen, die hauptſächlichſten ſeiner Wendungen nur im Allgemeinen anzugeben.

Harenberg hatte ihm bemerklich gemacht, daß er ja ſelber Gott einen Verſtand und Willen und ein Vermögen ſich zu offenbaren zuſchreibe. Allerdings, erwiedert ihm Edelmann, thue ich das, aber ich thue es nur da, wo Gott wirklich Verſtand und Willen geäußert hat. Edelmann ſetzt hierauf auseinander, wo dieſe Aeußerung zu finden ſey.

Eine andere Frage ſey es aber, ob Gott, weil er in ſeinen Offenbarungen Verſtand und Willen geäußert habe, beides auch in ſeinem Ganzen zuzuſchreiben ſey *).

Den beſtimmten Aeußerungen, ſetzt hierauf Edelmann

*) Ep. St. Har. p. 11. 12.

auseinander, ſey daher als ſolchen keine Abſolutheit beizu-meſſen *). Gott offenbare ſich durch alle ſeine Werke: man müſſe daher zugeſtehen, daß ſich Gott durch die Verfaſſer der Bücher des alten und neuen Teſtaments wirklich und wahrhaftig offenbaret habe, aber man müſſe den Schriften anderer Völker und Zeiten die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie nicht ohne Offenbarung des göttlichen Weſens entſtanden ſeyen.

Das ſey aber ein ſehr großer Unterſchied, ob eine Offenbarung, die Gott in ſeinen Werken auf eine oder die andere Weiſe blicken laſſe, wahr und wirklich und ob ſie richtig ſey, ob in einer Offenbarung das ganze Weſen hervortrete, oder ob ſie nur eine beſtimmte Aeußerung enthalte **).

Edelmann hatte nicht die Abſicht, die alte Dogmatik durch eine neue zu erſetzen, ebenſowenig war er geſonnen, gegen die Anhänger des alten Syſtems Gewalt zu gebrauchen und ſie zur Freiheit zwingen zu wollen, — und er hatte über dieſe ſeine Abſicht ein ſehr klares Bewußtſeyn. Er war ſeines Grundſatzes ſo ſicher, daß er einmal den Probſt Harenberg mit beſonderer Komik behandelt, indem er den Vorwurf deſſelben beleuchtet, daß er „die Lehrform ſeiner Brüder umwerfen wolle, um eine neue aufzuſtellen.“ „Sie gerathen auf einmal, ruft er Harenberg zu,

*) Ebend. p. 13.

**) Ebend. p. 69 — 71

in eine Furcht, daß Ihnen die Haut ſchaudert, und allem Anſehen nach haben Sie dieſe prieſterliche Stellung deswegen angenommen, daß ich mich mit Ihnen auch fürchten ſoll, allein Sie werden mir nicht übelnehmen, wenn Sie mich in einer ganz andern Stellung antreffen; denn ich kann mich des Lachens nicht enthalten, wenn ich an die Urſache denke, die dieſe Furcht in Ihnen erweckt haben ſoll.“ Er ſetzt hierauf mit großer Sicherheit und vieler Laune den Grundſatz auseinander, daß er als ein Freund der Freiheit jedem es frei ſtelle, nach welcher Form er ſich formen laſſen wolle, daß er aber auch „die Freiheit der Gedanken an ihm und ſeinen Brüdern viel zu lieb habe,“ um auf den Einfall zu kommen, ſie in eine neue Lehrform einzuzwängen *).

Mit gleicher Leichtigkeit vertheidigt ſich Edelmann gegen den Vorwurf, daß er „mit oft verhandelter Waare auftrete.“ Er fragt Harenberg *), was er denn wohl thue, ob er etwa im Fach der Entdeckungen ſtark ſey, oder mit ſeinen Genoſſen die Abwechslung liebe und im Stande ſey, ſeiner und ſeiner Genoſſen Erfindſamkeit durch neue Wendungen außer Zweifel zu ſetzen.

Er fragt den armen Harenberg weiter, ob er und ſeine Genoſſen wohl anders als wider ihren Willen geſtattet haben, daß Waaren ſeiner Gattung neben der ihrigen aus-

---

*) Ebend. p. 162.

*) Ebend. p. 162.

gelegt werden dürfen; er macht ihm bemerklich, daß alſo ſeine Waaren eben nicht ſo oft haben verhandelt werden dürfen, als er die Leute glauben machen wolle; er führt ihm zu Gemüthe, weshalb er, der Probſt Harenberg, mit ſeinen Genoſſen Gegner des freien Handels ſey, und bietet ihm dann endlich den grauſamen Vergleich an, er ſolle ihm dieſelbe Freiheit laſſen, die er ihm gönne, ſie wollten dann ruhig abwarten, für welche Waare die Liebhaber ſich entſcheiden würden, „und durch den verſchiedenen Geſchmack der Käufer ſich in ihrem Handel nicht irre machen laſſen.“

Von einer Einführung der Philoſophie in die Theologie wollte Edelmann nichts wiſſen. Die demonſtrative Modephiloſophie und die „wiſſenſchaftliche Theologie“ ſeiner Zeit bekämpfte er mit gleicher Strenge wie das rein orthodoxe Syſtem; ſeine Polemik wird faſt raſend, wenn er gegen Wolf und deſſen theologiſchen Anhänger Reinbeck auftritt. Die Leidenſchaftlichkeit ſeiner Polemik gegen Wolf iſt daraus zu erklären, daß er damals, als er ſich gegen die Philoſophie der „beſten Welt“ erklärte, gerade in der unklarſten Epoche ſeiner Entwicklung ſtand und namentlich der myſtiſchen Anſicht von der Materie und der Welt ergeben war *).

Dennoch war er ſelbſt damals in mehreren ſeiner Bemerkungen gegen Wolf nicht unglücklich: gegen die philoſo-

*) Im dritten Anblick ſeines Moſes mit aufgedecktem Angeſicht. 1740.

phiſche Beſtimmung von der beſten Welt, welcher auch die Dichter der damaligen Zeit huldigten — „verſchiedener Welten-Riß lag vor ihm ausgebreitet, ſingt Haller, und alle Möglichkeit war ihm zur Wahl bereitet, allein die Weisheit ging auf die Vollkommenheit, der Welten treff-lichſte erhielt die Wirklichkeit“ — erklärt er ſich nicht nur mit der Verachtung, die der Myſtiker gegen die Materie empfindet, ſondern auch ſchon mit der Superiorität, mit welcher der Spinociſt den Gedanken einer Wahl beſtreitet.

Die Philoſophie, bemerkt er im Allgemeinen gegen Wolf, ſey nicht die Magd, mit der es der frühere halliſche Profeſſor und Herr Reinbeck zu thun haben. „Es zeuge nicht für Wolf, daß die Leute, die ihn anfangs verfolgten und als einen wahren Philoſophen zu betrachten ſchienen, als ſie ihn des Landes verwieſen, auf einmal eine ganz andere Stimme führten und ſogar ihre Predigten nach ſeiner Lehrart einrichteten.“ „Nimmermehr würde er zu Marburg wieder angekommen ſeyn, nachdem er einmal als Atheiſt aus Halle verwieſen worden, wenn er nicht ſein Syſtem nach ihren Satzungen einzurichten und ihre Artikel mit in den nothwendigen Zuſammenhang ſeiner beſten Welt zu bringen ſich bemüht hätte.“ „Dieſer Dienſt ſey zwar an ſich important genug, ſchicke ſich aber vor den Adel einer wahren und ächten Philoſophie ganz und gar nicht *).“

Ein Schmeichler war Edelmann nicht, ſo wenig als

*) a. a. O. p. 110. 117. 118. 128. 140.

zum Hofdienſt ſeiner Zeit geboren. Wie er „die Freiheit der Philoſophie" und den „Brotdienſt," zu welchem Wolf ſich verdungen habe, unterſchieden wiſſen will, ſo proteſtirt er dagegen, daß die Schmeichler der Großen der Erde als Philoſophen gelten ſollen. Als ein Beiſpiel der unwürdigen Wegwerfung ſeiner ſelbſt und des Verraths an der Wahrheit erwähnt er das „ekelhafte Gedicht" Voltaire's, welches dieſer auf den Regierungsantritt Friedrich II. verfertigt hatte und Edelmann während des Abſchluſſes ſeines „Moſes" in dem hamburger Correſpondenten mitgetheilt fand. Voltaire rühmt in dieſem Gedichte den Augenblick, in welchem endlich die bisher von den Heuchlern unterdrückte Wahrheit wieder ans Licht käme: „eine elende Wahrheit muß es ſeyn, antwortet Edelmann *), die ſich vor einer ſolchen ohnmächtigen Mißgeburt, als die Heuchelei iſt, nicht eher recht ans Licht zu kommen getrauet, als bis ſie einen weltlichen Fürſten zu ihrem Schutzherrn hat. Die Wahrheit iſt ſelber Schirm und Schild und weiß ſich ſchon Platz zu machen unter ihren Feinden." Es ſey läppiſch, als wäre etwas Funkelnagelneues und bisher Unverhofftes eingetreten, pathetiſch auszurufen: es herrſcht ein Philoſoph! denn „ein wahrer Philoſoph herrſcht allezeit mitten unter ſeinen Feinden, wann er gleich keine Krone trägt **)."

Was Edelmann war und ſeine edle Ungebundenheit zu bedeuten habe, werden uns auch ſeine Gegner lehren.

*) Ebend. 3, 149. 150.

**) Ebend. p. 161.

Wir erwähnen zuerſt den Probſt Süßmilch, der gemein genug war, auf der Kanzel und in einer Schrift den Himmel, das Volk und die Obrigkeit zu beſchwören, den Feind aller Religion, der bei ſeinen Freunden in Berlin eine Zufluchtsſtätte geſucht hatte, von neuem ins Elend zu jagen. Süßmilch war ſo gemein, daß er die Aeußerungen Edelmanns über den Schmeichler Voltäre, ſeinen Proteſt gegen den Franzoſen, der Friedrich II. als Image de Dieu in ſeinem Gedichte geprieſen hatte, ſeine verächtliche Behandlung der Fürſten, die er nicht als Herren, ſondern nur als Diener des allein königlichen Weltweſens bezeichnet wiſſen wollte, alſo Aeußerungen in einer Schrift, die ſchon vor ſieben Jahren erſchienen war, benutzte, um das Gewitter auf den Feind der Kirche und der bürgerlichen Geſellſchaft zu beſchwören.

Eine Stelle aus der Predigt, die er bald nach der Ankunft Edelmanns in Berlin gehalten hatte, wird uns zeigen, daß die damalige geiſtliche Polemik eben ſo aufdringlich wie die heutige iſt und ſich von dieſer nur dadurch unterſcheidet, daß ſie mit ihrem Gegenſtande und ihrem Publicum etwas familiärer umging. Nachdem er vor dem Verführer, „der ſich in dieſen Tagen auch zu uns eingeſchlichen," gewarnt hat, fährt er fort: „Ihr werdet wiſſen wollen, wen ich meine, und ich finde mich verbunden, euch ſolchen zu nennen und ihn kennbar zu machen. Es iſt ſolches der berüchtigte und greuliche Menſch, Namens Edelmann. Ich gehe von meiner Gewohnheit ab, indem ich ihn nenne, aber ich geſtehe, daß meine Geduld ein Ende

habe, wenn ich an dieſes Kind des Verderbens, an dieſen abtrünnigen und falſchen Judas gedenke. Ich bin bisher ſtille geweſen, ob mir ſchon nicht unbewußt war, daß er durch ſeine hieſigen Anhänger ſeine Schand-Schriften ausſtreuen ließ. Da aber dieſer Feind aller göttlichen und vernünftigen Wahrheiten ſich auch perſönlich hier eingefunden hat, da er in dieſer Gemeinde wohnet, da er hier Sicherheit ſucht, nachdem er im ganzen römiſchen Reich faſt nicht mehr ſicher geweſen iſt und von dem Reichs-Fiscal überall ſoll aufgeſuchet worden ſeyn; da ich ſelbſt auf der Straße gehöret, wie man ihn vertheidigt, da ich auch gewiß weiß, daß man ihn in allen Geſellſchaften ſucht bekannt zu machen und ihn in die Häuſer einzuführen: ſo muß ich auch öffentlich euch alle dafür warnen und euch um Gottes willen, um der ſo theuern Wahrheit und um eurer eigenen Seele Heil willen bitten und flehen, ſo wohl ſeinen als ſeiner Anhänger ſchleichenden Umgang zu meiden und euch der Leſung ſeiner Schriften zu enthalten. Ich bezeuge euch vor Gott, nach der Wahrheit, daß ich ſeines gleichen noch nie geſehen oder gehöret. Ich kenne alle Feinde alter und neuer Zeiten, ich habe alle ihre Schriften geleſen, aber noch nie habe ich ein ſolch Ungeheuer läſterlicher Meinungen bemerket. Zwar ſagt er Nichts Neues *)" — doch genug! Wir wollen nicht Wendungen und Worte hören, deren

*) Die Unvernunft und Bosheit des berüchtigten Edelmanns durch ſeine ſchändliche Vorſtellung des obrigkeitlichen Amts aus ſeinem Moſes dargethan von Joh. Pet. Süßmilch, Königl. Preuß. Conſiſt. Rath und Probſt. Berlin 1747. p. 5 — 8.

Bekanntſchaft wir machen können, ohne daß wir es nöthig hätten, uns in die Vergangenheit zu begeben.

Es iſt aber nicht zu ändern, — der Herr Probſt läßt es uns ganz heimathlich zu Muthe werden, wenn er die „Unvernunft und Bosheit" Edelmanns weiter ſtraft. „Was gehet dich, Fremdling, ruft er ihm zu, der König von Preußen an?" *). Als ob er ihm, wenn er kein Fremdling wäre, eine größere Freiheit geſtatten würde! Als ob er nicht auch in dieſem Falle an die Policey appelliren würde! Die Policey muß ihm in jedem Falle zur Hilfe kommen: „wie kann, fährt er in ſeinem chriſtlichen Eifer ſort, wie kann ein ſolcher Läſterer in einer Republik geduldet werden? Ein Menſch, der ſo viel Dreiſtigkeit oder vielmehr Tollkühnheit ſchon gehabt hat, daß er Majeſtäten lächerlich, ja verächtlich gemacht, daß er wirklich regierende Könige kritiſiret, wie er es an Sr. Majeſtät dem Könige von Preußen gethan hat: was wird der nicht ferner vermögend ſeyn, zu bewerkſtelligen? Wie leicht könnte er unter einem Volke eine innerliche Gährung anrichten? **). Kurz, Edelmann — ſo lautet der Schluß des geiſtlichen Gutachtens — iſt in der bürgerlichen Geſellſchaft nicht zu dulden."

Edelmann beſchwichtigte den Sturm durch ſein „ſchuldigſtes Dankſagungsſchreiben an den Herrn Probſt Süßmilch vor deſſen ihm unbewußt erzeigte Dienſte ***)" Er

*) A. a. O. p. 23.
**) A. a. O. p. 67.
***) 1747. 2 Bogen.

würde ihm doppelten Dank ſchuldig ſeyn, ſagt er in dieſem würdig geſchriebenen Sendſchreiben, wenn er das, was er gegen ihn ſagen wollte, auf eine Art geſagt hätte, daß er ſeine brüderliche Liebe und Sorgfalt wenn nicht für ſeine Seele, doch aber wenigſtens für ſeinen Leib daraus hätte erkennen können, da nun aber das Gegentheil notoriſch ſey, ſo habe er ihm auch weiter Nichts zu danken, als daß er ihm Gelegenheit gegeben habe, ſeine Unſchuld darzulegen. Er geſteht ein, daß „in ſeiner bisherigen, ſonderlich früheren Schreibart bei vielen theuern Wahrheiten, die er vorgetragen, eine gewiſſe Rauhigkeit, ein unſern geſitteten Zeiten unangenehmes Feuer, eine ſehr vielen Menſchen unverdauliche Härte, mit Einem Worte etwas ihm ſelber Mißfälliges herrſche,“ er müſſe aber zugleich dem Herrn Probſt zu bedenken geben, daß er redlicher gehandelt haben würde, wenn er auch die Schriften berückſichtigt hätte, die nach dem Moſes erſchienen waren und gerade die angeklagten Punkte berichtigen.

Edelmann ſagt einmal, die Atheiſten hätten ihre Gegner noch lange nicht ſo behandelt, wie dieſelben „meritiret;“ daß er Recht hat und der rückſichtsloſeſte Styl des Kritikers — davon abgeſehen, daß er niemals aufhört, human zu ſeyn — immer noch milde iſt in Vergleich mit der Schaamloſigkeit und Gemeinheit der Leute, gegen die er gerichtet iſt, beweiſt Süßmilch und beweiſen die andern Gegner Edelmanns.

Baumgarten (in Halle) hat mehreremal gegen Edelmann disputiren laſſen; ſo im Jahre 1739 über eine Diſſertation von der Kindertaufe. In dieſer Abhandlung iſt, nach Pratje's Berichte „bewieſen worden, daß auch die Kinder des Glaubens fähig ſind, unerachtet kein Bewußtſeyn des Glaubens bei ihnen ſtatt findet, und daß nach dem Ausſpruche und Zeugniſſe der Bibel einige Kinder wirklich den Glauben gehabt haben."

„Bewieſen worden!" So leicht wurde es den geſtrengen Herren, einander genug zu thun! Keine Wendung der Gegner Edelmanns iſt ſo ſchlecht, ſo lahm, ſo lächerlich, daß ſie nicht von den Freunden der guten Sache der Offenbarung als ein entſcheidender Sieg geprieſen würde. Jede der „ſchrift- und vernunftmäßigen Betrachtungen der allerheiligſten Lehren" der Kirche, die von allen Seiten den „abſcheulichen Vergehungen" Edelmanns entgegengeſetzt wurden, ſie mag noch ſo elend ausgefallen ſeyn, findet Pratje *) von ſo großem Gewicht, daß die Läſterungen des Gotteſläugners dagegen immer zu leicht befunden werden.

Eine der Hauptſchriften wider Edelmann, „die Wahrheit und Göttlichkeit der Hl. Schrift und der chriſtlichen Religion" (2 Bände 1748) iſt von ihrem Verfaſſer, dem hamburgiſchen Senior, Friedrich Wagner, würdigem Vorgänger Götzens, dem zweiten präſidirenden Bürgermeiſter

*) In ſeinen „hiſtoriſchen Nachrichten von J. Chr. Edelmanns, eines berüchtigten Religionsſpötters Leben, Schriften und Lehrbegriff." Hamburg. 1755.

Hamburgs gewidmet. Die Zuſchrift an den Herrn Bürgermeiſter iſt eine würdige Einleitung zu einer theologiſchen Apologie und ein Beiſpiel, wie die Geiſtlichkeit vor der policeilichen Gewalt kroch, um ſie für ihren Zweck, die Unterdrückung jeder Regung des Freiheitsgefühls, in einer günſtigen Stimmung zu erhalten. „Was ich ſo lange gewünſcht und gehofft, beginnt die Zuſchrift an Seine Magnificenz, auch wirklich geſucht und vorgehabt, aber durch mannichfaltige Umſtände wider meinen Wunſch und Willen vorhin verhindert worden, das kommt nun endlich zu meinem nicht geringen Vergnügen noch zur Wirklichkeit.“ Er habe es immer ſchon im Sinne gehabt, Sr. Magnificenz ſeine wahre Hochachtung und ſeine ſchuldige Dank-Begierde öffentlich an den Tag zu legen; einmal, (bei der Herausgabe des dritten Theils ſeiner Sammlung auserleſener Kanzelreden) habe er die nahe Hoffnung gehabt, ſeiner Verbindlichkeit nachzukommen, aber zu ſeinem nicht geringen Mißvergnügen habe er ſich durch eine Krankheit verhindert geſehen, ſeine Pflicht zu erfüllen; auch nachgehends ſey ſeine Hoffnung wiederum getäuſcht worden; jetzt aber könne er ſein längſt gehegtes Vorhaben ins Werk ſetzen: er weiß aber auch und iſt ſchaamlos genug zu ſagen, warum er jetzt gerade das Glück hat, ſeinen Wunſch endlich erfüllt zu ſehen oder vielmehr ſelbſt zu erfüllen. Er dankt nämlich ſeiner Magnificenz für den beſondern Antheil, den Sie an dem Beſchluß eines hochweiſen Raths hatte, wonach die Schriften Edelmanns für das hamburgiſche Gebiet verboten wurden; er ermahnt Dieſelbe, Sie möge es aus ſeiner Widerlegungsſchrift

ja entnehmen, daß der Lehrbegriff dieſes Freigeiſtes nicht nur die Grundwahrheiten aller Religion umſtürze, ſondern auch „daneben zugleich" alle Grundſäulen der Ruhe des gemeinen Weſens erſchüttere, auch alle Bande der menſchlichen Geſellſchaft zerreiße; die Magnificenz werde daher gewiß Alles, ſo viel an Ihr iſt, dazu thun, daß die gräulichen Schriften des Religions-Spötters unterdrückt würden, die um ſo gefährlicher ſeyen, da ſie „in deutſcher Sprache" abgefaßt ſind. „Der Herr ſegne, heißt es am Schluß, alle Dero weiſe Bemühungen zum Beſten unſers hamburgiſchen Zions!"

Und was iſt der Inhalt der ganzen Wagnerſchen Schrift? Die Ausführung eines Einfalls, den der Verfaſſer ſelbſt einen „unvermutheten" nennt *), daß aus dem einzigen Spruch: „es wird das Scepter nicht von Juda weichen," da er eben ſo unläugbar dem Erzvater Jakob von Gott eingegeben, wie in Chriſto erfüllt ſey, die Wahrheit und Göttlichkeit der h. Schrift und der chriſtlichen Religion ſicher und unbeſtreitbar hervorgehe.

Wenn ſolche Einfälle die gute Sache der Offenbarung retten ſollten, durften es freilich die weltlichen Magnificenzen und Herrſchaften an ihrem höchſtweiſen Beiſtand nicht fehlen laſſen!

Edelmann mochte es ſeinen Gegnern noch ſo oft und noch ſo ſtark ſagen, daß ihr Syſtem ohne den Schutz des weltlichen Arms den Angriffen der „aufgeklärten Vernunft"

*) I. 25. 26.

nicht wiederſtehen könne, ſie glaubten es nicht. Wenn ſie noch ſo ſehr vor der weltlichen Macht krochen und die Obrigkeit und ihren Schutz anflehten, ſo meinten ſie doch nur zu fordern, was die weltliche Macht um Gotteswillen zu thun ſchuldig ſey. Ihre Selbſttäuſchung wurde noch durch die Selbſtgenügſamkeit und Rohheit ihrer Vorſtellungen unterhalten. Kann es z. B. etwas Roheres geben als die Art und Weiſe, wie Herr Johann Meyer, Nachmittagsprediger in Bernſtadt in ſeiner Schrift: „die närriſche Welt in ihrer Narrheit oder entdeckte Quellen der Atheiſterei und Freidenkerei" *) die Narrheit der Atheiſten beweiſt? Weshalb ſind die Atheiſten Schwachköpfe?

„1) Sie begeben ſich der Vortheile, die ſie als vernünftige Menſchen haben könnten, und machen ſich dem unvernünftigen Vieh gleich.

2) Sie binden mit Gott als einem Stärkeren an.

3) Sie laufen mit dem Kopfe wider ganz ſtarke Mauern z. E. die Religion, das Wort Gottes, die göttlichen Geheimniſſe.

4) Sie laboriren an einer Krankheit des Hauptes.

5) Sie läugnen etwas, das allen Vernünftigen gar zu deutlich ins Auge fällt.

6) Sie reißen dasjenige nieder, was mit Mühe erbauet worden.

7) Sie ſchaden ſich ſelbſt.

---

*) 1752. 2 Alphab. 6 Bogen in 4to.

8) Sie zerſtören alle gute Ordnungen und führen eine ungezäumte Freiheit ein.

9) Sie thun Nichts mehr, als was der dummſte Menſch thun kann.“

u. ſ. w. u. ſ. w.

Eine Polemik von dieſer Art konnte nicht ohne Strafe bleiben, ſie ſtrafte ſich ſelbſt; ſie war ihre eigene Strafe.

Wenn ein Standpunkt in den Männern, die auf alle Vortheile ihrer Zeit Verzicht leiſteten und äußerlich gedrückt ſeyn wollten, um nur ihrem Geiſte einige Freiheit zu verſchaffen, nur Weſen ſah, die ſich dem „unvernünftigen Vieh“ gleich machten, ſo verrieth er, daß er nicht mehr fähig war, die Entwickelung ſeiner Zeit zu beherrſchen. Die Männer, die auf dieſem Standpunkt ſich befanden, kannten ihre Umgebung nicht mehr und wußten noch weniger, wo es mit den Bewegungen, die ſie um alle Beſinnung und Mäßigung brachten, hinaus wollte.

Gegen Edelmann hatte die Orthodoxie der früheren Zeit zum letztenmale ſich in ihrer ganzen Starrheit zuſammengenommen; die Anſtrengung war für ſie zu groß: ſie fiel noch im Augenblick des Kampfes erſchöpft zuſammen.

Indem ſie ſich noch vollkommen ſicher glaubte und immer noch das alte Syſtem eines Hutterus und Quenſtädt zu ſeyn meinte, war eine vollſtändige Veränderung mit ihr vorgegangen. Derſelbe Pratje, der alle Wendungen, die in den hundert Gegenſchriften von ſeinen Colle-

gen gegen Edelmann vorgebracht waren, nicht nur lobt, ſondern mit vollkommener Ueberzeugung richtig nennt, glaubt am Schluß ſeines Werks noch immer der alte Pratje zu ſeyn, wenn er des Reimarus „vornehmſte Wahrheiten der natürlichen Religion" ſeinen Leſern „nicht genug anpreiſen zu können" meint *). Reimarus iſt alſo der letzte Bundesgenoſſe des Bremiſchen „General-Superintendens." Pratje ruft des Himmels Segen auf des Reimarus Werk herab: er wußte nicht, welchen Feind er damit ſelbſt zu den bevorſtehenden Kämpfen weihte.

Spinoza hatte ſein Princip mit der Weltanſchauung überhaupt, gegen die er auftrat, aber noch nicht gegen die einzelnen Vorſtellungen, die ihn umgaben und feindlich genug umgaben, in Kampf verſetzt. Die Subſtanz, die er bekannte, flieht zwar nicht den Kampf, aber ſie will mit Einemmale ſiegen; ſie iſt zu ſicher, daß Alles Beſtimmte in ihrem Abgrund abſorbirt werden müſſe, um ihr Geſchäft im Einzelnen zu treiben. Ueber ihr Engros-Geſchäft meidet und verachtet ſie den Detailhandel. Sie iſt ihrem Weſen nach kritiſch, aber zur Ausarbeitung zu ſtarr; ihre Leidenſchaft iſt gegen alles Beſtimmte gerichtet und doch iſt ſie — vermeintlich und in ihrer ſtolzen Sicherheit — zu edel, um ſich mit dem Beſtimmten wirklich zu befaſſen und

*) p. 353 — 356.

von ihm zu zeigen, daß es an ſeiner Schranke ſeinen eigenen Feind beſitze.

Das Wahre an der Sache iſt aber in der That nur das Eine, daß ſie außer ſich kommen und in Leidenſchaft gerathen würde, wenn ſie die Kritik ins Einzelne führen wollte. Sie würde auch deshalb leidenſchaftlich, wild und raſend werden, weil ſie ſich nur in unkritiſchen Hypotheſen bewegen würde, in Hypotheſen, die ihrem Gegenſatze keinen weſentlichen Schaden thun könnten. Sie, die vermeintlich klare, reine, durchſichtige Subſtanz würde endlich, wenn ſie den Verſuch machen wollte, ſich verſtändig auszuſprechen, beweiſen, daß ſie zum Theil die Vorausſetzungen ihres Gegenſatzes theile.

Was Spinoza noch nicht oder nur gelegentlich gethan hatte, führte Edelmann aus, der von Geburt an, durch ſeine Erziehung, durch ſeine ganze Bildung und anfängliche Beſtimmung dem Gebiete angehörte, welches er mit dem ſpinociſtiſchen Princip in Kampf verſetzte und er führte es in der ganzen unklaren Form aus, die von ſeinem Princip zu erwarten war. Natürlich konnte es bei ſeiner urſprünglichen Kraft ſo wie bei der Gewalt ſeines Princips nicht an zahlloſen Lichtblicken fehlen, die ſogar erſt eine ſpätere Zeit würdigen konnte.

Wenn wir daran denken, wie Edelmann bald nachdem die anderthalb hundert Gegenſchriften ſeiner Gegner erſchienen waren, ſeit dem Jahre 1760 ſo völlig vergeſſen wurde, daß er unſerer Zeit kaum noch dem Namen nach bekannt war, ſo könnte es ſcheinen, daß ſein Auftreten faſt erfolglos genannt

werden könnte. Allein er ward nur vergeſſen, weil ſein Gegenſatz — durch ſeine Bemühungen — der folgenden Zeit faſt ganz aus dem Gedächtniß verſchwand und die Weltanſchuuung auch innerhalb der theologiſchen Syſteme ſich vollſtändig veränderte. Er wurde vergeſſen, weil die folgende Zeit nicht ſeine Stärke, ſondern ſeine Schwäche, ſeine Unklarheit ſich aneignete; er gerieth in Vergeſſenheit, weil an die Stelle ſeiner rhapſodiſchen und ſpringenden Kritik eine andere treten ſollte, die wenigſtens ex professo ihr Werk betrieb.

Seine Schwäche ſollte erſt in der Aufklärung zur Herrſchaft gelangen, ehe ſie ihre gründliche Beurtheilung fand, und Wolf war es, der in ſeinem Syſtem die Herrſchaft dieſer Schwäche begründete.

§. 14.

Wolf.

Großer und heroiſcher Thaten, die einen anderen Zweck hätten als das Intereſſe des Egoismus oder die Luſt an chimäriſchen Unternehmungen zu befriedigen, ſind die Menſchen dieſes Zeitalters nicht fähig. Selbſt die Abentheurer, die des ſogenannnten alltäglichen Maaßſtabes für die menſchlichen Handlungen ſpotten, in der Diplomatik giganteske Pläne entwerfen und die Geſtalt Europa's umzuwandeln drohen, beweiſen durch die Ideenloſigkeit ihrer Entwürfe die Härte und Verſchloſſenheit dieſer Zeit. Die Verſtoßenen und Geächteten, die den Kerker der Orthodoxie allerdings durchbrachen, zeugen mit ihrem elenden Loos für die herrſchende Engherzigkeit und ſind mit ſich ſelbſt noch nicht ſo weit fertig, daß ihr Kampf mit der rohen Dummheit die Form künſtleriſcher Freiheit hätte annehmen können. In der Poeſie endlich ſetzten die Koryphäen der Zeit, die Pietſch, Beſſer, Heräus und Brockes ihre Aufgabe darein, daß ſie

das Leben der Höfe, ihrer Nachbarn und der Natur ſclaviſch beſchrieben und höchſtens für die gewöhnlichen Ausdrücke umſchreibende und ungewöhnliche Redensarten ſetzten. Oft begnügten ſie ſich mit den Ausdrücken des gewöhnlichen Lebens und glaubten ſie ſchon zu dichten, wenn ſie nur Worte, Wendungen und Vorſtellungen, die ſolcher Mühe nicht werth waren, in das Band des Alexandriners geſchnürt hatten. Handlung, Charakter, menſchliche Situationen waren in der Poeſie noch nicht zu finden.

Wolf trat aus ſeiner Zeit nicht heraus; deſto beſſer war er dazu geeignet, auf ſie einzuwirken. Einen Geiſt, der von einem höhern Standpunkte aus ſie zu ergreifen vermocht hätte, konnte ſie nicht ertragen und nicht erzeugen. Wie die Pietſch, Beſſer und Brockes in ihren Verſen keine neue Welt ſchufen, die als ein Zeugniß von der Freiheit des Geiſtes die Räthſel dieſer Welt gelöſt hätte, ſondern die Dinge, die an den Höfen, in der nachbarlichen Wirthſchaft und in der Natur zu finden ſind, eigentlich nur benannten, ſo hat Wolf die Vorſtellungen des Lebens, ohne ſie zu deuten, nur in Gedankenformen umgeſetzt d. h. mit allgemeineren Worten nur benannt.

Iſt aber dieſes Verdienſt, da die wolfiſchen Arbeiten ſich nicht auf die gewöhnlichen Gegenſtände der Hof-, Natur- und Gelegenheits-Dichtung bezogen, ſondern auf die höchſten und als göttlich verehrten Dinge des Lebens richteten, alſo auch die Dinge, die man bisher mit ſtumpfer Verehrung zu betrachten gewohnt war, den Deutſchen zum erſtenmale leicht behandelbar machten, ſchon ſehr groß, ſo

iſt es noch größer, da Wolf durch den Gebrauch der deutſchen Sprache die freiere Beſchäftigung mit dieſen Dingen den Deutſchen zu einer Sache, die ihnen gleichſam angeboren ſey, und die Philoſophie zu einer deutſchen Angelegenheit machte — und außerordentlich wird dieß Verdienſt dadurch, daß Wolf die ganze Welt der menſchlichen Vorſtellung in ſeine Philoſophie aufnahm, alſo auch für die neuere Zeit jenen Kampf einleitete, welcher das Schickſal des ganzen Syſtems der menſchlichen Vorſtellungen entſcheiden ſollte.

In dieſer Beziehung ſind auch Wolfens bekannte Schickſale — die Verfolgung durch die Pietiſten, ſeine Ungnade am Hofe und ſeine Vertreibung aus Halle — epochemachend, die Anerkennung ſeiner Bedeutung, das Zeichen des Umſchwungs, der jetzt in der deutſchen Welt ſich vorbereitet, und ein Signal für die Kämpfe, die der Umwandlung der Philoſophie aus einer gelehrten Kaſtenbeſchäftigung in eine deutſche Volks-Angelegenheit folgen mußten.

Die Cabinets-Ordre vom 8. November 1723, welche die hämiſchen Intriguen der halliſchen Pietiſten einem Könige abgeliſtet hatten, der ſich auf nichts weniger als auf die Würdigung höherer geiſtiger Beſtrebungen verſtand und eine Colliſion mit dem Kirchenglauben gelöſt zu haben meinte, wenn er ihren Urheber „binnen acht und vierzig Stunden bei Strafe des Stranges aus ſeinen Landen“ verwies, machte ein ungeheures Aufſehen und begründete den europäiſchen Ruf Wolfens als des Vorkämpfers für die Freiheit und Unabhängigkeit der philoſophiſchen Forſchung. Seine

öffentliche Anerkennung war ſchon vor ſeiner Verweiſung aus den preußiſchen Staaten geſichert, Peter der Große hatte ihn nach Petersburg zu ziehen geſucht, in Wien bemühte man ſich, ihn für die projectirte Akademie zu intereſſiren, der Landgraf von Heſſen-Caſſel hatte bereits vorher Schritte thun laſſen, ihn für Marburg zu gewinnen. Jetzt war das Schickſal ſeiner Philoſphie entſchieden, ſein Syſtem unwiderruflich zur allgemeinen deutſchen Sache erhoben und acht Tage, nachdem die berliner Cabinetsordre unterſchrieben war — den 15. November — wurde das landgräfliche Schreiben unterzeichnet, welches ihn nach Marburg berief.

Wolf benahm ſich bei der Kataſtrophe männlich und ſeiner Sache würdig, während ſich die Pietiſten mit einer Schmach bedeckten, die ewig auf ihnen bleiben wird. Der hämiſche trockne Lange hatte ſchon vorher heimlich das Feuer geſchürt; als Wolf 1721 bei der Niederlegung des Prorectorats in einer Rede über die praktiſche Philoſophie der Chineſen unter andern den Satz aufſtellte, es könne ein Volk auch ohne den Glauben an einen Gott rechtſchaffen, ordentlich und glücklich leben, wurde gegen ihn auf den halliſchen Kanzeln gepredigt; um zu ihrem Zwecke zu gelangen, mußte ſich die theologiſche Facultät zuletzt hinter ein Paar pietiſtiſche Generale ſtecken und dem König in Berlin vorſtellen laſſen, daß ſeine theuer erkauften Recruten ihm nicht mehr ſicher ſeyen, wenn Wolfs „fataliſtiſche Lehre" ihnen zu Ohren kommen würde; als endlich der Syndicus der Univerſität dem ungehört Verurtheilten den Cabinets-

befehl zuſtellte und ihn befragte, was er nun zu thun geſonnen ſey, ließen ihm die edlen und biedern Theologen zugleich eröffnen, daß ſie für ihn eine Fürbitte einlegen wollten*). Wolf erwiderte aber dem Syndicus, daß er nicht willens ſey, ſich zu des Königs Dienſten zu drängen, hatte in Zeit von zwölf Stunden das preußiſche Gebiet verlaſſen, da er wohl wußte, daß die Theologen nur durch einen völligen Widerruf von ſeiner Seite zu befriedigen waren, und Franke ſah nun „mit großer Bewegung und zum Lobe Gottes die Stelle an, wo er auf ſeinen Knieen Gott um Erlöſung von dieſer großen Macht der Finſterniß angerufen, die in ein wirkliches Bekenntniß der Finſterniß ausgeſchlagen ſey." „Er werde es lebenslang, ſchrieb er noch im Jahre 1726 in einem Gutachten nach Berlin, als eine Erfahrung bewahren, daß Gott Gebete erhöre, wenn vor der Menſchen Auge keine Hilfe zu hoffen ſey"**). Es ſcheint ſogar an dem zu ſeyn, daß er wirklich ein Paar Tage nach der Vertreibung Wolfs auf der Kanzel das Wehe, welches in dem evangeliſchen Text über die zur Winterszeit fliehenden Schwangern und Säugenden geſprochen ward, auf Wolfs hochſchwangere Frau bezogen hat.

Durch den Vorgang in Preußen zu offenen Angriffen gegen Wolfs Syſtem und ſeine Anhänger ermuthigt ſuchen

*) Gottſcheds hiſtoriſche Lobſchrift des Herrn Chriſtian Wolf. Halle 1755. p. 66.

**) Büſching, Beiträge zu der Lebensgeſchichte denkwürdiger Perſonen. I. p. 10.

nun die Theologen und Geiſtlichen die Univerſitäten, die ſich von dem neuen Gift hatten anſtecken laſſen, zu purificiren.

Walch in Jena raſt gegen die wolfiſche Philoſophie und ſinnt auf Mittel, ſie zu vertreiben; noch im Jahre 1737 klagt Gottſched in einem Briefe an Reinbeck, daß unter die Studenten in Leipzig die Furcht gekommen ſey, es werde keiner, der wolfiſche Philoſophie gehört habe, in Sachſen ein Kirchen-Amt erhalten, daß daher nur Juriſten und Auswärtige ſich für die Vorleſungen über dieſe Philoſophie intereſſirten, in Tübingen werden die Profeſſoren, die von Wolf lernen wollen, verfolgt, und der dritte Theil der lateiniſchen Schrift des Profeſſor Canz „über die Anwendung der wolfiſchen Philoſophie in der Theologie" wird confiscirt; in Preußen ſelbſt endlich wiſſen die Pietiſten von Friedrich Wilhelm I. die Abſetzung des Profeſſor Fiſcher in Königsberg zu bewirken.

Die Angriffe der Theologen auf ein philoſophiſches Syſtem würden ihnen Ehre machen, wenn ſie aus einem wiſſenſchaftlichen Intereſſe, nicht aber aus der Furcht vor der Auflöſung ihrer Kaſte hervorzugehen pflegten und wenn die Art und Weiſe ihrer Polemik und die Haltung ihrer Gutachten weniger gemein wäre, als ſie in der Regel wirklich iſt. Ein philoſophiſches Syſtem mag noch ſo eng an die Religion ſich anſchließen, ſein Stifter mag noch ſo aufrichtig ſeine Uebereinſtimmung mit der Religion betheuern und ſogar ſeinen Ruhm darein ſetzen, der Religion erſt „mehrere Gewißheit" gegeben zu haben — Wolf ſchreibt unter Anderm im Jahr 1739 an ſeinen Anhänger Reinbeck, die

Engländer handelten von der geoffenbarten Religion ſo lächerlich, daß er Nichts mehr von ihnen leſen möge — die wahren Theologen laſſen ſich doch nicht beſtechen und wiſſen die Illuſion der Uebereinſtimmung der Philoſophie und Religion, je wahrere Theologen ſie ſind, d. h. je niedriger ſie ſtehen, um ſo entſchiedener zu zerſtören. Da aber ihre Geſinnung bei dieſem Werke ſchlechthin egoiſtiſch und ihre Abſicht nur auf die Sicherſtellung ihrer Satzungen gerichtet iſt, ſo machen ihre Anklagen nur dem Syſtem, dem ſie ſchaden wollen, Ehre.

Noch mehr als ſeine eigenen Werke bezeugen die Anklagen der Theologen, daß Wolf wirklich ein Philoſoph war. Als eines dieſer Zeugniſſe führen wir den Bericht an, den die theologiſche und philoſophiſche Facultät zu Jena an die Univerſität und durch dieſe an den hochfürſtlichen eiſenachſchen Hof auf allerhöchſtes Verlangen unterm 6. December 1725 abſtatteten. Dieſer Bericht wird uns wie alle ähnliche jener Zeit Wolfen von ſeiner vortheilhafteſten Seite, die Gemeinheit der Facultäten und Univerſitäten aber in ihrer vollen Schaamloſigkeit zeigen.

Der Bericht klagt Wolfen an, daß er 1) „das wichtige Argument" für das Daſeyn Gottes, welches von der Zufälligkeit der Dinge hergenommen werde, als betrüglich und ſophiſtiſch durchzieht, 2) auch bei den andern mehr ausſetzet und den Atheiſten einräumt, als mit der Wahrheit — d. h. dem theologiſchen Intereſſe — beſtehen könne. 3) die Freiheit des göttlichen Willens ſetze er darein, daß Gott die beſte Welt erwählt habe, ungeachtet er ſolche nach

ſeiner Meinung habe erwählen müſſen. 4) Das Vorherwiſſen zukünftiger zufälliger Begebenheiten binde er an den nothwendigen Zuſammenhang, hebe es alſo in der That auf. 5) nach ſeiner Anſicht hänge das Weſen der Dinge keinesweges von Gottes Willen ab, ſondern ſey allein im Verſtande Gottes gegründet. 6) den weiſen Zuſammenhang der Dinge erkläre er dergeſtalt, daß er mit dem ſtoiſchen Fatum ganz übereinkomme. 7) die gegenwärtige im Argen liegende Welt gebe er für die vollkommenſte und beſte aus und das daran befindliche Böſe nicht allein 8) für nothwendig und unvermeidlich, ſondern auch für ein Mittel größerer Vollkommenheit, dadurch die Welt ein vollkommener Spiegel der göttlichen Weisheit werde; ja er behaupte, es ſey dem göttlichen Willen gemäß, im übrigen aber nur eine Folge von den Einſchränkungen und dem Weſen der Dinge, dem es „vor ſich anhangen ſolle".

Die beiden Facultäten erinnern ferner daran, daß nach Wolfs Anſicht ein rechtſchaffenes, weiſes und gerechtes Volk von Atheiſten möglich ſey, wie er an dem Beiſpiel der Chineſen zur Zeit ihrer Blüthe bewieſen zu haben meine. Sie klagen ſodann darüber, daß er die moraliſche Freiheit des Willens aufhebe, alſo auch von der göttlichen Gerechtigkeit und Gütigkeit einen ſchlechten Begriff mache. Wenn er endlich das Vertrauen auf Gott bloß auf den „weislichen Zuſammenhang der Dinge" gründe und als eine zufriedene Freude an dem ſchönen Zuſammenhang des einen Dinges mit dem andern erkläre — wobei dann aber alle Klagen über die böſe Welt oder andere Menſchen, ja ſogar über

den eigenen Zuſtand wegfallen müßten — ſo ſey das ein fataler Troſt von einem leidigen Himmel auf Erden.

„So mag auch ihm und ſeinen Anhängern, ſchließt der Bericht, die Freiheit zu philoſophiren um ſo weniger zu ſtatten kommen, da zumal eine vernünftige und erträgliche — d. h. den Theologen erträgliche — Freiheit im Philoſophiren ihre gewiſſe, nicht zu überſchreitende Schranke hat, dabei ſich nicht geziemt, etwas wider Gott, die wahre Religion und gute Sitten, endlich auch wider die allgemeine Erfahrung — d. h. die Erfahrung der Theologen — vorzugeben und auszubreiten.“

Die Gemeinheit offenbart ſich endlich in ihrer ganzen Nacktheit, indem der Bericht ſich über die gefährliche Nähe, ja Gegenwart des Wolfes in dem Schaafſtall beklagt. Es ſey notoriſch, heißt es zum Schluß, und habe ſich auch „zum Theil bei der gnädigſt befohlenen Unterſuchung“ ergeben, daß auf herzoglicher Univerſität verſchiedene Docenten der wolfiſchen Philoſophie anhangen und ſolche, abſonderlich die Metaphyſik ohne und wider alle Erlaubniß, auch nachdem ſie vernommen, wie mißfällig Ihro hochfürſtliche Durchlaucht ſolches vernommen, mit nicht geringem Zulauf dociren und ausbreiten, obwohl doch die Herren Profeſſores ſelbſt zur Feſtſtellung bewährter ſonderlich auf die Religion mit einſchlagender Principien auf das nachdrücklichſte mit Eid und Pflicht angewieſen und verbunden ſind, welches wenigſtens ganz vergeblich ſeyn und zu der Profeſſoren Spott gereichen würde, wenn den Magiſtern allerhand ohne Un=

terſchied zu lehren und wohl gar die Profeſſores zu refutiren, nachgelaſſen werden ſollte.

Die wolfiſche Philoſophie müſſe daher als ſchädlich verabſcheut werden und des Herzogs hochfürſtliche Durchlaucht möge mit Rückſicht auf ein Hohes Beiſpiel demnach verfügen*).

Die Theologie iſt aber noch niemals im Stande geweſen, ein philoſophiſches Syſtem, welches ſie mit einer Revolution bedrohte, zu ſtürzen und ihre vollſtändige Umwandlung durch daſſelbe zu verhindern. Die wolfiſche Philoſophie drang unaufhaltſam durch, weil ſie an der Zeit d. h. das orthodoxe Syſtem ſelbſt dahin gekommen war, daß es ſich in ſeiner ſinnlichen Rohheit nicht mehr behaupten konnte und ſeine erſte — ſeit der Reformation erſte eingeſtandenermaaßen philoſophiſche Ueberſetzung in ein Syſtem von freien Reflexionen erfahren ſollte.

In der Vorrede zu ſeinen „vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt und Seele des Menſchen"**), ſagt Wolf, es habe in dieſen Materien bisher „an deutlichen Begriffen, gründlichen Beweiſen und Verknüpfung der Wahrheiten mit einander gefehlet." Er habe daher vor allen Dingen dahin getrachtet, daß er von keinem Dinge reden möchte, davon er nicht einen deutlichen Begriff vorgebracht hätte." D. h. die Angabe des Begriffs wird

*) Ludovici, Hiſtorie der wolfiſchen Philoſophie, I., 249—259.
**) Erſte Aufl. 1719.

geliefert, ehe das Ding entwickelt wird, der Begriff iſt demnach eine reine Vorausſetzung, das Gegentheil der wiſſenſchaftlichen und freien Entwicklung, eine Definition, die Nichts als eine Tautologie und ſtatt des Begriffs die bloße Wiederholung der gewöhnlichen und populären Vorſtellung iſt, die von vornherein als richtige Vorſtellung des Dinges feſtſteht. Die Angabe des deutlichen Begriffs gibt ſich nur den Schein eine Entwickelung zu ſeyn. Aber ſelbſt dieſer Schein iſt wichtig, da er doch immerhin wenn auch nur formell die Vorſtellung in Gedanken verarbeitet und die Deutſchen für die Gedanken-Arbeit bildete.

Ueberdieß, fährt Wolf fort, habe er ſich befliſſen, Nichts ohne Beweis d. h. Nichts anzunehmen, „was nicht vorher ſchon ſeine Richtigkeit erhalten." Die Beweisführung iſt alſo auch nur ein Schein, eine Arbeit, welche die Sache nicht weſentlich berührt und in ihrem innerſten Kerne nicht angreift, nicht Entwicklung eines Neuen, nicht Wachsthum der Wahrheit und Bildung eines Höheren und Weiteren, ſondern nur formelle Wiederholung deſſen, was ſchon vorher nicht etwa ausgemacht, ſondern in der angegebenen Weiſe definirt, alſo auch nur vorausgeſetzt war. Der Beweis iſt nur Tautologie, die Wiederholung ſogar einer Tautologie, da die Definition, auf die ſich der Beweis gründet, an ſich ſelber ſchon Tautologie war.

„Am allermeiſten aber habe er darauf geſehen, daß alle Wahrheiten mit einander zuſammenhingen und das ganze Werk einer Kette gleich wäre, da immer ein Glied mit dem andern und ſolchergeſtalt ein jedes mit allen zu-

ſammenhängt" — ein Zuſammenhang, den „die überall befindlichen Citationes" genugſam ausweiſen würden. Die Einheit des Ganzen beruht alſo auf der Einheit der tautologiſchen Vorausſetzung und auf der beſtändigen Wiederholung derſelben oder ſie iſt nur die Einheit und Wiederholung derſelben. So gering oder auch lächerlich oder ermüdend uns gegenwärtig dieſe Art von Einheit ſcheinen könnte, ſo war es doch ſehr viel, ja für die Bildung unſers Volks ungeheuer viel, daß das ganze Univerſum in den Schein Eines Gedankens erhoben wurde. Klingt es ferner auch noch ſo naiv, wenn Wolf verſichert und mit Recht verſichern konnte, „er habe ſich beſtändig angeſtellt, als wenn er von allen Dingen des Univerſum noch Nichts gewußt hätte, ſondern ſie erſt durch Nachdenken herausbringen ſollte", ſo iſt es doch außerordentlich, daß die ganze Welt aller „möglichen" Dinge, wenn auch nur ſcheinbar — da ihr philoſophiſcher Urheber ſich nur ſo anſtellt, als ſchaffe er ſie — durchs Denken geſchaffen wird. Die willkührliche, theologiſche Schöpfung iſt damit von Grund aus, wenn auch zunächſt nur im Princip als ein Unding und als ein Widerſpruch gegen die Freiheit und Kraft des Gedankens beſeitigt. Wolf hat für die Deutſchen den Sturz der Theologie möglich, die Willkühr wankend gemacht und den Gedanken an das Weſen der Dinge erweckt. „Da die Möglichkeit, ſagt er, das Weſen der Dinge ausmacht, dieſes aber nothwendig iſt, ſo verſtehet es ſich von ſelbſt, daß weder durch Willen noch durch Macht etwas möglich werden kann. Es muß an und für ſich ſelber möglich ſeyn."

Wenn aber auch der Wille und die Allmacht Gottes als zureichender Grund verworfen ſind und das Weſen der Dinge als ihre Nothwendigkeit erkannt iſt, ſo konnte dieſer Anfang der eigentlichen Philoſophie — d. h. einer Philoſophie, die nicht mehr Privatſache einzelner genialer Denker oder der Schulen, ſondern Angelegenheit eines Volks werden ſollte — doch nicht ſogleich eines Gottes entbehren, der „dasjenige, was möglich iſt, durch Willen und Kraft" in Wirklichkeit umſetzen muß. Die innere Möglichkeit, das Weſen der Dinge hat Wolf in ſeiner Weiſe noch nicht faſſen oder feſthalten können.

Statt das Weſen zu erkennen, blieb er bei dem „Satz des Widerſpruchs" ſtehen, daß „Etwas nicht zugleich ſeyn und auch nicht ſeyn kann", daß alſo „dasjenige möglich iſt, was Nichts Widerſprechendes in ſich enthält". Da mit dieſem Satze eigentlich Nichts weiter geſagt iſt als: das Ding iſt, was es iſt, und dieſer Satz auf den andern hinaus kommt, daß jedes das iſt, was wir bereits von ihm wiſſen, daß es iſt, oder vielmehr das iſt, was die gewöhnliche Vorſtellung von ihm vorausſetzt, ſo wird das Ding auch in dem Zuſammenhange gelaſſen, in welchem es derſelben Vorſtellung zu ſtehen ſcheint: — es bleibt dabei, daß es ſeinen Grund außerhalb ſeiner ſelbſt hat. „Alles, was iſt — ſo lautet nun Wolfens zweiter Satz — hat ſeinen zureichenden Grund, warum es iſt." Dieſer Grund zwar „iſt das Weſen und die Möglichkeit des Dings", da aber das Weſen, weil jedes Ding (kraft des Satzes des Widerſpruchs) als das aufgenommen wird, was es iſt, d. h. wie

es für die Vorſtellung iſolirt iſt, unentwickelt bleibt, da ferner die Verbindung des einen Dinges mit dem andern, weil jedes in ſeiner Iſolirung gelaſſen wird, nur eine imagimäre und oberflächliche iſt und endlich nur in der Einheit einer letzten Vorausſetzung begründet ſeyn kann, ſo iſt zuletzt Gott der allgemeine zureichende Grund.

Der Stolz der Theologie auf ihre übernatürliche Begründung könnte durch Nichts mehr beſchämt werden als durch die Erfahrung, daß der philoſophiſche Feind, den ſie zuerſt aus allen Kräften bekämpft und endlich überwunden zu haben meint, bald darauf ihr aus der Lebensgefahr helfen und die einzigen Stützen ihres Gebäudes liefern muß — wenn die Theologen nicht Menſchen wären und gleich ihren Brüdern die Mahnungen der Geſchichte überhörten.

Die Schwäche jeder Philoſophie iſt die theologiſche Phraſe, in welche ſie ihre Stärke einkleidet, und dieſe Schwäche, dieſe Phraſe überläßt ſie der Theologie — die mit dieſem Nachlaß ſich bereichert und, wie man ſich ausdrückt, mit der Zeit fortſchreitet — wenn ſie einer neuen Umwandlung entgegengeht und ſich immer wieder verändert, bis ſie ihre reine menſchliche Geſtalt erreicht, in welcher ſie von der theologiſchen Krankheit geheilt iſt, alſo auch ihrer Widerſacherin mit ihren Almoſen keine feurigen Kohlen mehr auf das Haupt ſammeln kann.

Wolf triumphirte über ſeine Feinde. Sogar Friedrich Wilhelm I. ſieht ſich gezwungen, dem Strome nachzugeben

und bemüht ſich — obwohl vergeblich, da Wolf dem Frieden noch nicht traute — ſeit 1733 den Vertriebenen für Halle wieder zu gewinnen. Lange verſucht es von neuem, das chriſtliche Gewiſſen des Monarchen durch einen voluminöſen Tractat zu rühren und überreicht denſelben ſogar perſönlich. Allein dießmal hatte er ſich in Berechnung der Zeitumſtände verſehen, der König ſetzt eine Commiſſion von vier Predigern nieder und dieſe erklären ſich — unter ihnen befand ſich Reinbeck — für Wolf. Im Jahr 1739 mußten ſich ſogar die Theologen durch eine königliche Cabinets-Ordre das Studium der Philoſophie und „einer vernünftigen Logik als z. B. Wolfens" anbefehlen laſſen. Erſt nach dem Regierungs-Antritt Friedrich II. ließ ſich Wolf durch erneuerte Anträge zur Rückkehr nach Halle bewegen.

Wenn die folgenden Jahre bis zu ſeinem Tode — 1754 — im Ganzen für ihn in Ruhe verfloſſen, wenn ſeine Vorleſungen zuletzt weniger beſucht waren, wenn ihn ſeine Gegner nur noch mit dem Vorwurf zu kränken wußten, daß er ſich überlebt habe, ſo iſt damit nur bewieſen, daß ſeine Sache geſiegt hatte. Er ſtand nicht mehr allein, ſondern ſein Syſtem hatte die Univerſitäts-Katheder, auch das theologiſche, erobert. Selbſt den Frauen wurde es vorgetragen — der Profeſſor Formey ſchrieb „die ſchöne Wolfianerin"*) — und als Fiſcher bei ſeinem Aufenthalt in Berlin einmal die Predigt Reinbecks beſuchte, hörte er den Probſt zu ſeinem Erſtaunen den Satz des Widerſpruchs

---

*) La belle Wolfienne.

und den Satz vom zureichenden Grunde, zu deſſen Märtyrer ihn die Pietiſten in Königsberg gemacht hatten, auf der Kanzel erklären.

Der Freiherr von Ickſtädt brachte Wolfs Syſtem nach Bayern, ſein Zögling, der Kurfürſt Maximilian Joſeph erhob den proteſtantiſchen Philoſophen während ſeines Reichsvicariats nach dem Tode Kaiſers Karl VII. in den Freiherrnſtand und der Herr von Oſterwald, deſſen Bemühungen die Akademie zu München — im Jahre 1759 — ihre Gründung verdankte, hatte wie Ickſtädt unter Wolf ſtudirt.

Es dauerte nicht lange, ſo war der ſchwächſte Punkt des wolfiſchen Syſtems in ſeiner ärgſten Schwäche zum Stützpunkt der Theologie geworden. Siegmund Jakob Baumgarten benutzte doch noch die wolfiſche Methode, um die Wahrheiten der Kirchenlehre zu conſtruiren. Reimarus beſaß einen ſelbſtſtändig erworbenen Schatz geiſtreicher Naturbeobachtungen und naturhiſtoriſcher Kenntniſſe, er hatte außerdem den engliſchen Deismus nicht nur gründlich ſtudirt, ſondern das Syſtem deſſelben auch in einer männlichen eigenthümlichen Weiſe für ſeinen Hausbedarf umgearbeitet — bald aber ging auch faſt das Gedächtniß der alten Kirchenlehre unter und traten einige Männer auf, die das wolfiſche Princip nicht etwa weiter und tiefer entwickelten, ſondern dem bürgerlichen Verſtande zugänglich machten, die es nicht mit den Ergebniſſen neuer, tieferer Studien verban-

den, ſondern es benutzten, um die ängſtlichen Bedürfniſſe des Bürgers zu befriedigen. Dieſe Männer, die wir jetzt vorläufig nennen und auf einen Augenblick ins Auge faſſen werden, haben die Form des religiöſen Bewußtſeyns geſchaffen, die in unſerer Zeit der Feind der Männlichkeit und Tapferkeit und der Widerſacher der Freiheit iſt. Als ſie auftraten, um die aufgeklärte und geläuterte Religioſität zu lehren, nach welcher ihre Zeit verlangte, waren ſie die Männer des Fortſchritts; ihre jetzigen Nachfolger bilden die furchtbare Maſſe, auf welche ſich jede Reaction gegen den Fortſchritt ſtützen und verlaſſen kann.

§. 15.

Spalding und Jeruſalem.

Die Methode der wolfiſchen Philoſophie, jedes Ding iſolirt zu faſſen, d. h. als ein Räthſel zu betrachten und den Zuſammenhang des Dings mit andern nicht als einen innerlich in ihrem Weſen begründeten zu begreifen, dieſes Kunſtſtück, welches endlich zu einem oberſten, außerhalb der Dinge liegenden Grunde führt, iſt die religiöſe Seite der wolfiſchen Philoſophie und die Theologen waren in dieſer Hinſicht Virtuoſen genug, um es ſich vollſtändig anzueignen.

Ihnen und der Religion gehörte es aber urſprünglich an, es war ihr rechtmäßiges Eigenthum und die Philoſophie war dießmal wie in den andern ähnlichen Fällen nur dazu beſtimmt, den Theologen und der Religion, die ſich auf dieſe ſchöpferiſche Gedankenarbeit nicht verſtehen, ihr ihnen zu eigen angehöriges Princip zu ſchärfen, auf eine gedankenmäßige Formel zu bringen und es ihnen dann

zu ihrem eigenthümlichen erbaulichen und polemiſchen Gebrauch zu überlaſſen.

Wolf kann der Erſte genannt werden, der unter den Deutſchen wirklich zu ſprechen, nämlich in einem Zuſammenhange zu ſprechen wußte, der nicht durch fremdartige etwa einem Propheten oder einem Kirchenvater entlehnte Citate aus ſeiner verſtändigen Bewegung verrückt wurde. Seine Nachfolger, welche die von ihm begründete Aufklärung zum Gemeingut der Deutſchen machten, hatten von ihm allerdings auch verſtändig und nüchtern ſprechen gelernt, aber ihre Sprache war nur deshalb zuſammenhängend, weil ſie wäſſrig war. Sie gaben auch Entwicklungen, aber nicht mehr als die wiſſenſchaftliche Darſtellung von „allem Möglichen“ ſondern nur als Betrachtungen über die wenigen Intereſſen, an denen ihre Seele hing und die ihnen in der That auch nur nach der auflöſenden Arbeit Wolfens geblieben waren. Sie löſten die Räthſel, für welche ihre Zeitgenoſſen endlich das Wort haben wollten, — aber ſie löſten ſie nur damit, daß ſie die letzte populäre Conſequenz der Wolfiſchen Philoſophie zogen und ſomit Alles für ein Räthſel erklärten.

Spalding hat es ſich zur Aufgabe gemacht, gegen die „Sophiſtereien des Unglaubens“ zu kämpfen und die wahre „Beſtimmung des Menſchen“ *) zu lehren. Er zeigt zu dem Ende die Eitelkeit der ſinnlichen Genüſſe, das Unzu-

*) Die erſte Auflage der „Beſtimmung des Menſchen“ erſchien 1748.

längliche der Freuden des Geiſtes, den Reiz der Tugend und „die Erwägung der allgemeinen Schönheit und Ordnung“ in der Welt führt ihn endlich zur Anſchauung eines „Urbildes der Vollkommenheit“ — d. h. zur Religion. Wie ſicher iſt aber nach ſeinem eigenen Eingeſtändniß dieſer Weg! Welche Gewähr hat jener Schluß auf die allgemeine Ordnung des Univerſum! „Zwar in der Welt, ſagt er, iſt mir Alles ein Räthſel. Ich ſehe die Oberflächen der Dinge und ihre inneren Beſchaffenheiten bleiben mir unerforſchlich. Alles verwirrt mich, Alles macht mich ungewiß; doch was brauche ich mehr zu wiſſen, da ich meine Schuldigkeit und die Oberherrſchaft einer unendlichen Liebe mit einer unzweifelhaften Ueberzeugung erkenne?“

Als ob dieſe unzweifelhaft ſeyn könnte, wenn am Ausgangspunkte des Schluſſes „Alles ungewiß“ iſt! Herrliche Klarheit und Gewißheit des Allgemeinen, wenn Alles Einzelne unklar iſt! Vollkommene Schönheit, deren Einzelnheiten ſämmtlich das Auge verwirren! Meiſterhafte Ordnung des Ganzen, wenn alle Theile bunt durch einander liegen!

Dieſe Gewißheit des Allgemeinen, der allgemeinen Ordnung und der Oberherrſchaft einer unendlichen Liebe ſtraft ſich ſelbſt Lügen, iſt nur der illuſoriſche Ausdruck, ja ſogar das offene Geſtändniß der völligen Unklarheit über die wirkliche Welt.

In derſelben Weiſe iſt die Gewißheit der Unſterblichkeit und des jenſeitigen Gerichts nur ein ſcheinbar veränderter Ausdruck für die verkehrte Anſicht von den Verhältniſſen dieſes Lebens.

„Mein Begriff von einer herrſchenden Ordnung verwirrt ſich — belehrt uns Spalding über dieſes Capitel — Nein! es iſt nicht möglich, daß die Welt alſo regiert werde, wie ſie einmal regiert wird!“ Weil es alſo „einmal“ ſo iſt, weil einmal Alles verwirrt iſt, weil das blöde Auge, weil die Dummheit hier in dieſer Welt nur Verwirrung ſehen, ſo muß es ein andermal anders ſeyn. „Es muß eine Zeit ſeyn, da ein Jeder das erhält, was ihm zukommt.“ D. h. weil die beſchränkte Weltanſicht und der Egoismus in der wirklichen Welt ſich nicht befriedigt finden und die große Entdeckung gemacht haben, daß Alles hier bunt durch einander geht, ſo muß es eine chimäriſche Welt geben, wo Alles am Schnürchen läuft. Beide Welten, zwiſchen denen dieſe Weisheit auf- und niederzufahren meint, ſind gleich chimäriſch, beide ſind nur eine und dieſelbe chimäriſche Welt, denn die Harmonie der jenſeitigen iſt nichts anderes als eine Variation des Satzes, daß die hieſige, die wirkliche Welt ein Chaos ſey.

Die einzig mögliche Entwickelung dieſer Tautologie iſt die Declamation und Phraſenmacherei, ihre einzig mögliche Fortbildung die Steigerung der Declamation, die ſomit nothwendig ihre Albernheit immer mehr enthüllen und ihre Sache — wie es jetzt eingetroffen iſt — endlich der Feigheit, Muthloſigkeit und dem Fanatismus der Maſſe anvertrauen muß.

Als Beiſpiel der Steigerung der Declamation dürfen wir Jeruſalems „Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion“ anführen. Wenn Spalding die wirk-

liche Welt noch einfach als eine verwirrte vorausſetzt, ſo bemüht ſich Jeruſalem, ſie mit Fleiß erſt gehörig in Verwirrung zu ſetzen, ehe er ſeine theologiſchen Schlüſſe zieht. Sein Ausgangspunkt beſteht in der ächt theologiſchen Vorausſetzung, daß Alles in dieſer Welt anders ſeyn könnte. „Unſere Erde könnte unzählige Grade von der Sonne weiter entfernt ſtehen — als ob ſie dann noch unſere Erde wäre! — ſie könnte ihr eben ſo viel näher ſeyn, wer wies ihr alſo dieſe beſtimmte Entfernung von der Sonne an?“ Daſſelbe Kunſtſtück der Vorausſetzung, daß Alles ſeiner Natur nach — denn für den Theologen hat es keine eigene Natur — ganz anders ſeyn könnte, als es wirklich iſt, wird auch mit der Sonne, mit dem Monde, mit den Elementen u. ſ. w. vorgenommen und dann heißt es weiter: „iſt kein Gott, kein vernünftiges freies Weſen, das dieſes Alles geordnet hat, ſo ſehe ich Nichts, ſo iſt mir Alles das dunkelſte Räthſel.“ Nachdem nämlich der ſalbungsvolle Redner ſich die Welt ſelbſt zum Wirrwarr gemacht hat, iſt Gott der letzte Ausdruck für die religiöſe Sanction dieſes Wirrwarrs, der theologiſche Trumpf für den Satz, daß die Welt kein eigenes Geſetz habe, der Punkt, an welchem die Geſetzloſigkeit der Welt hängt, das Auge, das im Univerſum nur Zufall ſieht, er iſt das blinzelnde Auge des Theologen ſelber.

Alles iſt dieſer Anſicht ein Wunder oder vielmehr Alles macht ſie ſich zum Wunder. „Warum könnten nicht auch Geſchöpfe mit überflüſſigen Füßen auf dem Rücken oder mit Augen an dem Hintertheil des Kopfes — (warum

nicht gar wo anders?) — leben?" Was kümmern nämlich den Theologen die Geſetze, was geht ihn die Natur der Dinge an? Er will und darf auch nicht die Natur erkennen, damit ein Gott, der willkührlich über dieſelbe beſtimmt, nicht überflüſſig werde, er muß unwiſſend ſeyn, damit es eine wunderbare Allwiſſenheit gebe, ſeine Unwiſſenheit verbürgt ihm dieſe Allwiſſenheit — ſie iſt dieſe Allwiſſenheit wiederum ſelber.

So verbürgt der Glaube an Unſterblichkeit dem Menſchen, daß es überflüſſige Mühe ſeyn würde, wenn er ſich über das Thier erheben und als freies zweckvolles Weſen ermannen wollte. Wenn kein Gott, keine Unſterblichkeit iſt, ſagt Jeruſalem, „o, wäre ich dann lieber ein Thier geworden!" Als ob der Menſch, der dieſen Wunſch ausſpricht und mit dieſem Motiv ausſpricht, nicht bereits das Thier wäre, das ſich keines innern Zweckes bewußt iſt! „Ohne ein zukünftiges Gericht, fährt Jeruſalem fort, ſoll ich in allen meinen Handlungen gerecht, in allen meinen Geſinnungen rechtſchaffen, edel, großmüthig ſein?" d. h. kein Thier ſeyn? —

Wir dürfen und werden es gewiß nicht verkennen, daß dieſe Art der religiöſen Meiſterſchaft auf die Reflexions-Bildung der Mittelclaſſe der Deutſchen von wichtigem Einfluß war und zur Auflöſung der Orthodoxie das Ihrige beitrug, aber eben ſo klar iſt es, daß ſie in der Länge nur erſchlaffend wirken konnte und ſelbſt nur die Erſchlaffung der zuſammenbrechenden Orthodoxie war. Siegte ſie über die kirchliche Lehre, ſo war ihr Sieg der Sieg der Gemein-

heit und eigentlich nur der Sieg des Pflegma der Orthodoxie ſelber über ihre eigenen feurigen Geiſter, die in ihrem hohen Alter jetzt endlich erloſchen. Ein bedeutenderer Sieg d. h. ein Sieg, der den Kämpfer ſtärkte und mit der Erkenntniß der Vergangenheit die wahre Selbſterkenntniß des Geiſtes möglich machte, wurde durch die allmählig erwachenden exegetiſchen und hiſtoriſchen Studien vorbereitet. Wir erlauben uns — denn in dem Sumpfe, in welchem ſich die alte Dogmatik verlor, anzuhalten, wäre doch zu wenig reizend — in voraus anzudeuten, wie elektriſch die erſten Regungen einer freien Exegeſe wirkten und wie ſehr der erſte Begründer der hiſtoriſchen Kritik von der Bedeutung des Schrittes, den er für nothwendig hielt, ſelber beunruhigt wurde.

Als Bahrdt während ſeiner Jugend in einer exegetiſchen Vorleſung des Profeſſor Fiſcher in Leipzig hören mußte, daß jenes „dictum classicum primi ordinis pro adstruenda Ss. Trinitate“ in dem erſten Briefe des Johannes Nichts für die Dreieinigkeitslehre beweiſe und noch dazu nicht ächt ſey, da war es, erzählt er ſelbſt,*) „als ob ein Donnerſchlag ihn erſchütterte. Er erblaßte und das Herz fing ihm an zu ſchlagen, als wenn er ſeinen Freund in Feuersgefahr erblickt hätte.“

Auch Semler erzählt uns ſelber den Kampf, den er beſtehen mußte, ehe er ſich getraute, ſich von dem Alten abzuwenden und ſeinen neuen Weg zu betreten.**) Die

*) Geſchichte ſeines Lebens I, 262.
**) In ſeinem Leben. I, 181. 182.

fromme Parthei, die er ſchon von Salfeld her kannte, war nicht ſeine Sache. Die neue „ſcientifiſche" Richtung ſchätzte er an Baumgarten „unbeſchreiblich hoch," „aber er vermißte die vorige große hiſtoriſche Reihe der vorausgegangenen Theorieen und Syſteme, die in der öffentlichen Welt doch auch das rechtmäßige und brauchbare Eigenthum ihrer Jahrhunderte geweſen waren und keineswegs mit dem neuen Princip ſogleich harmonirten." Er ſchloß daraus, daß die chriſtliche Religion von dieſen wechſelnden Syſtemen unterſchieden ſeyn und als die „glückliche Ordnung und Fertigkeit," die allen Chriſten gemein iſt und von jenen angeblichen Wichtigkeiten der Syſteme unabhängig bleibt, gefaßt werden müſſe. Er ſah, daß er zu dieſem Ende einen neuen Weg einſchlagen müſſe. Er erkühnte ſich, um die Schwierigkeiten einer Neuerung ſich als weniger unüberwindlich vorzuſtellen, „zuweilen Speners, Frankens und alſo ſelbſt Baumgartens Beiſpiele näher zu betrachten." So ſchwankend war er noch, als er durch des letzteren Bemühung in Altdorf den Ruf nach Halle erhielt und ſich anfangs — 1752 — noch bedachte, ob er ihn annehmen und ſich in die theologiſchen Bewegungen einlaſſen ſollte. Nachdem er dem Ruf gefolgt war und einige Jahre mit ſchüchterner Pietät unter den Augen ſeines Lehrers gearbeitet hatte, giebt ihm dieſer endlich, kurz vor ſeinem Tode, — 1756 — zu erkennen, er möge es nur immerhin auf ſeine Gefahr wagen, dem Strom eine andere Richtung zu geben.

Bei dieſer Ausſicht auf neue freiere Bewegungen keh-ren wir zu dem Anfange dieſer Periode zurück, um auf dem Gebiete der Kunſt, beſonders der Poeſie, denſelben Kampf der verſchiedenen Formen der Gemeinheit und Be-ſchränktheit zu beobachten und mit der Ausſicht auf libe-ralere, menſchlichere Beſtrebungen zu ſchließen.

§. 16.

Die Hofpoeten.

In einer Zeit, wo der Staat nur der Hof war und die Trompete, die Pauke und die Kanone, die der Maſſe die Feier eines Hoffeſtes bekannt machten, das Vorrecht der Oeffentlichkeit allein beſaßen, waren die Hofpoeten das, was man jetzt politiſche Dichter nennt, — der Ausdruck der öffentlichen Meinung! Wenn ſie den Großen des Hofes in ihren mühſam verfertigten Verſen ein ewiges Andenken verſprechen, denken ſie nämlich ſo wenig an das Volk, daß ſie ihm kaum zurufen, wie ſehr es Urſache habe, dem Himmel für das Geſchenk ſo edler, ſo weltberühmter, ſo unſterblicher Großen zu danken: — mit Recht! denn es gab damals kein Volk und die Maſſe, die zuweilen als Zuſchauer bei Hoffeſten zugelaſſen wurde, verhielt ſich dabei gleichfalls als gedankenloſe Staffage.

Dem Bedientenſtolze dieſer Poeten hat Niemand ausdrucksvollere Worte geliehen als der churſächſiſche Hofrath

Herr von König, ſelbſt einer von dieſen Bedienten in ſeiner Lebensbeſchreibung des Herrn von Beſſer*). „Beſſer, ſagt ſein Lobredner, bediente ſich ſeiner Dichtkunſt und ſeiner geſchickten Feder als eines Mittels, theils ſeiner Beförderer bereits erworbene Gunſt beizubehalten, theils ihre Verdienſte gegen den Neid zu vertheidigen oder ihre Fehler zu beſchönigen und aus Dankerkenntlichkeit ihren Namen zu verewigen, welches gewiß von ſo weniger Wichtigkeit nicht iſt, als mancher denken möchte, der diejenige Kunſt nicht kennt, womit eine ſinnreiche Schrift die Herzen zu überzeugen weiß.“

Beſſer war 1690, nachdem er ſich unter Anderm als churbrandenburgiſcher Abgeſandter am Hofe Carl II. in London durch Nichts als durch ſeine Bravour in der Behauptung der Etikette gegen den venetianiſchen Geſandten bemerkbar gemacht hatte, am Hofe des Churfürſten Friedrich III. Ceremonienmeiſter geworden. Außer ſeinem Gehalte erhielt er Tauſende über Tauſende von dem Könige und den Großen für ſeine Lobgedichte und proſaiſchen „Lob- und Staatsſchriften“ zum Geſchenk. (Für ſeine proſaiſche und minutiöſe Beſchreibung der Krönung in Königsberg z. B. erhielt er auf der Stelle 2000 Thaler). Er war aber auch der Erſte, welchen Friedrich Wilhelm I. ſogleich im folgenden Monate nach ſeinem Regierungsantritt nebſt allen ſeinen Bedienungen vom Hof-Etat ausſtrich. Im Bewußtſeyn ſeiner hohen Wichtigkeit ſetzte er dagegen

*) Vor ſeiner Ausgabe der Schriften deſſelben. 1732.

eine Vorſtellung auf und übergab ſie dem Könige, dieſer hatte aber kaum die erſten Zeilen der Proteſtation geleſen, als er ſie ins Feuer warf. Am Hofe Friedrich Auguſt's von Sachſen fand der abgeſetzte Ceremonien-Meiſter eine Stätte, wo man ſeine Dienſte richtiger zu würdigen wußte.

Und was für Dienſte! Wenn man wiſſen will, wie die Hohen damals bedient ſeyn wollten und wie die Diener ihren Wink verſtanden, ſo wird ein Blick auf die „Lobſchrift an Ihro königliche Majeſtät von Polen über die vielen und herrlichen Feſtivitäten, die bei dem Beilager ſeiner Hoheit des königlichen Prinzen vorgegangen," genügen. (Sie wurde dem Könige 1728 geſchrieben übergeben)*).

Im Eingange dieſer Schrift ſagt der Herr von Beſſer, „er wolle die Frage beantworten, welche während den Feſtivitäten von vielen unter den Zuſchauern aufgeworfen worden. Denn nachdem einige die überſchwengliche Schönheit ſolcher Feſtivitäten und andere deren Mannichfaltigkeit und Menge bewundert, in der loyalen Ueberzeugung, daß bei dieſem einzigen Beilager faſt alle Luſtbarkeiten des ganzen menſchlichen Lebens vorhanden geweſen, ſo ſind noch Andere von allen dieſen Umſtänden bewogen auf die Frage gerathen, wie es denn zugegangen, daß Ihro Majeſtät bei einer ſo ſchweren und mühſamen Regierung, als wie die Regierung des polniſchen Reiches iſt, ſo viele Zeit und Luſt gewinnen mögen, alle dieſe wunderswürdige Dinge zu erſinnen und auszuführen."

---

*) Beſſer's Schriften II, 435 flgdd.

Der Lobredner, der für Alles Rath weiß, gibt drei Urſachen an: „Ihro Majeſtät ſchon vorlängſt in dergleichen Anordnungen erlangte Fertigkeit, Ihro herzliche Liebe zu Ihrem einzigen Prinzen und die ungemeine Hochachtung der Erzherzoglichen Braut und ihres Hauſes.“ Im Uebrigen aber, d. h. vor Allem Andern müſſe man wiſſen, daß Magnificenz einem Fürſten nothwendig ſey, da er der Statthalter Gottes iſt, Gott aber ſeine Magnificenz, „in allen ſeinen äußerlichen Werken“ zu erkennen gebe. Gott beweiſe ſich als groß und mächtig „in ſeinem mächtigen Weltgebäude, in ſeiner ſtrahlenden Sonne, ſeinem ſchrecklichen Donner und Blitz, nebſt der ſteten Abwechslung ſeiner unbegreiflichen Witterungen;“ ſo müſſe der Fürſt auch in „allen ſeinen äußerlichen Werken“ ſtrahlen und glänzen.

Das nannte man damals „Staats- und Lob-Schriften;“ heute würde man es den Ausdruck „gereifter Anſichten über die geſellſchaftlichen Verhältniſſe und wohlmeinende Betrachtungen eines Unterthans“ nennen, wenn es möglich wäre, wie ſich Einige noch ſchmeicheln, dergleichen Anſichten wieder allgemein zu machen.

Den Dichter und den „Lob- und Staatsſchriftſteller“ zugleich wird uns folgendes Gedicht kennen lehren, welches Herr von Beſſer noch als Königlich Preußiſcher Ceremonien-Meiſter verfertigt hat. Es hat folgende Ueberſchrift: „Als ſeine königliche Hoheit der Kronprinz den 14. April 1701 zu reiten anfingen und von dem Königlichen Premier-Miniſter und Ober-Kämmerer Sr. Excellenz dem Herrn Reichsgrafen von Wartensleben als Ober-Stall-

Meiſter auf das Pferd geſetzt wurden, ward ſolches in beigehender Medaille *) vorgeſtellet und deren Bedeutung in folgender Anrede des Herrn Ober-Kämmerers an ſeine königliche Hoheit den Kronprinzen von dem Autor erkläret:"

„Da heute, großer Prinz, mein Amt erfordert hat,
nachdem du reiten ſollſt, dich auf das Pferd zu ſetzen,
wünſch ich, daß neben mir zu gleicher Zeit der Staat
ob dieſen kleinen Dienſt ſich könne glücklich ſchätzen. u. ſ. w.
Ich wünſche, daß wie du des Staates (!) Ebenbild
jetzt ein gezäumtes Pferd lernſt nach der Regel führen,
alſo der Unterthan, was deine Reitkunſt gilt,
dereinſt an deiner Kunſt des Herrſchens möge ſpüren!
dann wird er glücklich ſeyn!" u. ſ. w.

Gleichzeitig mit Beſſer wirkte Heräus — von Geburt ein Schwede — in Wien, d. h. er beſang Karl VI, ſeinen Hof, ſeine Familie und die öſtreichiſchen Großen als die Muſter aller Größe, wie jeder andere Hofpoet von ſeiner Seite wiederum an dem Hofe, der ihn ernährte und vielleicht mit einem Wappenrock bekleidete, die Ideale menſchlicher Erhabenheit fand.

Außer ſeinen Gedichten verfertigte Heräus Münzinſchriften **), in deren geſchmackloſem Latein der Reihe nach jedes Hofereigniß, jede Verheirathung, jeder Trauerfall, jedes noch ſo bedeutungsloſe Bündniß als allgemeine Weltangelegenheit, als entſcheidendes weltgeſchichtliches Ereigniß,

*) (Ein Knabe in römiſcher Tracht auf dem Pferde.)

**) Gedichte und lateiniſche Inſchriften des kaiſerlichen Raths Carl Guſtav Heräus. Nürnberg 1721.

als ewige Löſung geſchichtlicher Colliſionen oder wenn es ein Todesfall iſt, als ein allgemeines Leiden der Welt verkündigt wird. Seine Arbeit war es ferner, die Pläne zu Feuerwerken und prachtvollen Illuminationen der Palläſte zu entwerfen, damit „in allen äußerlichen Werken" die Herren und die Großen als glänzende Abbilder der göttlichen Majeſtät dem Volke kund würden; er ſorgte endlich auch für die Verherrlichuug der Todten durch ſeine Ausſchmückung und Decoration der Katafalke.

Der Königsberger Profeſſor Joh. Val. Pietſch lehrt uns in ſeinen „Helden- und Lob-Gedichten *)" — (deren Ueberſchriften ſchon allein bezeichnend ſind, z. B.: „warum durch den Schluß des Verhängniſſes der Salbungstag Friedrich I. Königs in Preußen im Monat Januar einfallen müſſen" — vom Jahre 1726 — „pflichtmäßige Gedanken über die von Sr. Majeſtät Friedrich Auguſt, Königs von Polen und Churfürſten zu Sachſen zur allgemeinen Freude des deutſchen Reichs wiedererlangte Geſundheit, Anno 1728," „freudige Gedanken bei der hohen Anweſenheit Ihro königlichen Majeſtät in Preußen, Anno 1731 den 23. Julii") — worin hauptſächlich die Offenbarungen der Majeſtät für die Maſſe des Volks beſtanden und welches die Zeichen waren, woraus ein Dichter wie Pietſch — z. B. in dem zuletzt angeführten Gedichte — die Begeiſterung zog, in der er ausrufen konnte:

„Der König iſt vergnügt, das Land erfreuet ſich."

---

*) Des Herrn J. V. Pietſchen gebundene Schriften, 1740.

Es ſind die Mörſer und Kanonen, deren Lärm den Einzug eines Potentaten oder die Geburt eines Prinzen oder eine hohe Vermählung dem Volke verkündigten. Die Kanonen waren nicht nur die ultima ratio regum, ſondern auch die erſten und faſt einzigen Herolde, welche der Maſſe die Offenbarungen ihrer Herren überbrachten. Faſt in jedem ſeiner Gedichte fragt Pietſch:

„Was ſauſt der Mörſer Schlag durch die gepreßte Luft?
hört: wie ihr Feuerſchlund mit Donnerſtimme ruft!“

„Karthaunen, Bomben und Granaten“ ſind Pietſchens Stichworte, das „Donner-Knallen des hohlen Erzes, der Stücke Feuerſchlund, der Mörſer-Mund, ihr ſcharfer, wiederholter Knall“ ſind ſeine Evangeliſten, und die Kanone iſt das Sprachrohr, durch welches ihm ſeine Offenbarungen zukommen. Ein Urtheil über ſolche Sachen wäre übel angebracht; wir berichten nur und haben hier nur zu berichten, daß Männer und Dichter wie Pietſch aus ihrer Zeit weiter Nichts heraus hören konnten, als was ſie wirklich gehört haben. Sie haben wenigſtens richtig gehört. „Des hohlen Erzes Donnerknallen!“

Auch in unſerer Zeit gibt es noch officielle Gedichte, aber ſie bleiben Gedichte der Perſon, die ſie verfertigt hat, ſie werden nicht Volksgut und ihre Verfaſſer denken ſelbſt nicht daran, daß ſie claſſiſch werden könnten. Was aber ein Pietſch ſang, war der richtige Ausdruck des Bewußtſeyns der Maſſe, klang tauſendfältig in ihr wieder und war der claſſiſche Ausdruck ſeiner Zeit. Es wurde als

meiſterhaft und noch mehr, als richtig in ganz Deutſchland bewundert.

Man ſtaunte die Dichter an, mochten ſie die Potentaten oder ihre allmächtigen Miniſter beſingen. Die Flemmings und Brühls galten der Maſſe — und außer einigen Nebenbuhlern am Hofe gehörte Alles zur Maſſe — wirklich als die großen Männer der Zeit, deren Genie und Heroismus ſo groß ſey wie ihre Gunſt beim Hofe.

Wenn z. B. König, der Nachfolger Beſſers am dresdner Hofe, das Porträt des allmächtigen Günſtlings, welches er ſeiner Widmung der Beſſerſchen Schriften an Brühl vorgeſetzt, poetiſch deutet:

„Dieß iſt das Bild des Herrn von Brühl,
Belebt mit Geiſt und edlen Zügen,
Das Niedrige war nie ſein Ziel,
Sonſt wär' er nicht ſo früh geſtiegen" u. ſ. w.

ſo bewunderte man den Poeten, dem ſein Genie die große Vergünſtigung gegeben hatte, daß er ſich den irdiſchen Göttern nahen durfte, und man glaubte ihm, daß ſeine Muſe wirklich mit Göttern umgehe.

Die deutſchen Höfe haben in den erſten drei Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts ihre claſſiſche Zeit erlebt; daß aber dieſe Zeit ihres Glanzes nicht lange dauern konnte, daß ſie wenigſtens die Meinung nicht lange beherrſchen konnten, beweiſt die Dürftigkeit der poetiſchen Verherrlichungen, die ſie erfuhren und allein erfahren konnten. Als die Kritik ſich dieſer ſogenannten Poeſieen bemächtigte,

war auch die Sache der Höfe verloren: ſobald die Stumpfheit der Maſſe, die allein ihre natürliche Grundlage und ohne die ihr Glanz und ihre Herrlichkeit unmöglich war, durch edlere Kräfte gereizt und in Bewegung geſetzt wurde, hörten ſie auf, die einzige allgemeine öffentliche Angelegenheit zu ſeyn, und wenn ſie noch glänzen wollten und allenfalls auch gefeiert wurden, ſo war ihr Glanz und ihre Verherrlichung ihre eigene Privatſache.

Dieſelbe Indolenz des Mittelſtandes, auf welcher die Bedeutung der Höfe beruhte, war aber auch eine der Urſachen, daß die Herrlichkeiten, die bei dem völligen Mangel an einer ſchöpferiſchen und erhebenden Idee ſich immer nur wiederholen konnten, allmählig ihre Bedeutung verloren. Die Maſſe läßt ſich leicht imponiren, aber nicht immer von Einer und derſelben Herrlichkeit. Sie zog ſich von der Angelegenheit, mit der ſie ihre Dichter über die Zeit hinaus unterhalten wollten, endlich zurück und ſie wurde dabei von der Rohheit und Gedankenloſigkeit ihrer Gelehrten, die ſich in die nicht weniger rohe und gedankenloſe Eleganz der Höfe nicht finden konnten, unterſtützt.

Dichter wie Günther — 1695 — 1723 — der ſich mit einer Art von Leidenſchaftlichkeit gegen die Steifheit und die Vorurtheile des Lebens erhob, aber zugleich ſelbſt noch von unreinen Leidenſchaften beherrſcht wurde und die Rohheit des damaligen Univerſitätslebens beibehielt, konnten dem Volke in dieſem Augenblicke nicht helfen. Günther war ſich bei ſeiner Auflehnung gegen die beengten Verhältniſſe ſo unklar und inconſequent, daß er neben ſeinen an=

dern oft leichtfertigen und lüderlichen Gedichten eine Menge von wäſſerigten geiſtlichen Cantaten verfertigte und ſich ſogar Friedrich Auguſt empfehlen ließ, deſſen Gnade er ſich nur dadurch verſcherzte, daß er ſchwer betrunken zur Audienz bei ihm kam*).

Gründlich wurde die Maſſe des Mittelſtandes von dem Intereſſe an dem Glanz der Höfe erſt durch jene Männer befreit, die ihr, ſo zu ſagen, erſt eigene Angelegenheiten gaben und deshalb als die erſten Schöpfer der deutſchen Bildung immer geprieſen werden müſſen. Wolf hatte den Mittelſtand ſchon für das Höchſte, für das Nachdenken über „alle mögliche Dinge“ intereſſirt, Gottſched ſetzte ſein Werk fort, populariſirte eine an ſich ſchon populäre Philoſophie, erweckte die Kritik in der Poeſie und gab dazu Anlaß, daß die Wichtigkeit der kritiſchen Forſchung von der Schweiz her noch dringender angeprieſen wurde, und der ſchweizeriſchen Republik kam zu gleicher Zeit eine andere — Hamburg — zur Hilfe, um das Volk von den Höfen zu emancipiren oder wenigſtens eine Art von Volk zu ſchaffen. Dieſen vereinigten Mächten, die mit neuen Ideen auftraten, hatten die Höfe keinen neuen Gedanken entgegenzuſetzen — ſie mußten alſo eine vollſtändige Niederlage erleiden und nur derjenige von ihnen konnte für einen Augenblick Bedeutung

*) Er war zu der Pritſchmeiſter-Stelle vorgeſchlagen, zu der ſich, nachdem ſie ſeit längerer Zeit unbeſetzt geblieben war, kein paſſendes Subject finden wollte und die König erſt annahm, als der Name wegfiel und Friedrich Auguſt es ſich gefallen ließ, daß das hergebrachte Amtskleid in den Rock eines römiſchen Herolds verwandelt wurde.

erhalten, der es zur rechten Zeit, als die neue Entwicklung glänzend geworden war, verſtand oder das Glück hatte, ſie an ſich zu knüpfen, um ihren Glanz auf das mattgewordene Hofleben fallen zu laſſen.

Ehe wir dieſe erſten Gegenwirkungen der Maſſe gegen ihre eigene Dumpfheit überſehen, müſſen wir eines Mannes gedanken, deſſen Wirkſamkeit wenn nicht ohne Erfolg, doch nicht von dem Erfolg war, deſſen ſich die Wirkſamkeit anderer Männer erfreute, die mehr ins Breite arbeiteten. Es iſt der Satyriker Liscov.

---

§. 17.

Liskov.

Die „elenden Scribenten," deren Univerſitäts-Charlatanerie, Kriecherei und Gemeinheit der Geſinnung Liskov zum auserleſenen Gegenſtande ſeiner Satyre machte, wurden von ihm als das bekämpft, was ſie ihrem Weſen nach waren, als die Träger und würdigſten Stützen der Barbarei ſeiner Zeit.

Die Philippi's, Sievers, Mantzel, welche Liscov rückſichtslos bekämpfte, haben für uns nur als Namen Bedeutung, die durch die Schriften eines Mannes, deſſen Indignation ſie reizten, für die deutſche Literaturgeſchichte verewigt ſind. Für unſern Zweck wird es beſſer ſeyn, wenn wir ein Paar bekanntere Namen herausgreifen, um zu zeigen, welcher Art die Gemeinheit der Weltbetrachtung ſelbſt bei Männern war, die die Dinge in der Nähe geſehen hatten und ſie nicht mehr mit der dumpfen Ergebenheit

und Bewunderung des Profeſſors einer deutſchen Univerſität betrachteten.

Wie gemein iſt es z. B., wenn Pöllnitz es „ſehr natürlich" findet, daß Friedrich Auguſt den Aufenthalt in Sachſen dem in Polen vorziehe. „Sachſen iſt ſein Erbland, ſagt der charakterloſe Höfling *), er iſt dort unumſchränkter Herrſcher, ſein Wille iſt der ſeiner Unterthanen, von denen er mehr angebetet, als geliebt iſt. Sachſen liefert ihm die Mittel zur Erhaltung ſeiner Würde und bietet ihm Alles, was zu den Vergnügungen eines großen Königs beitragen kann."

Faßmann bietet uns das andere Beiſpiel des Schalks, der recht wohl weiß, welche unſichere Sache er vertheidigt oder beſchönigt, aber die Großen dieſer Welt noch viel zu ſehr fürchtet, um ihr Benehmen nicht ganz natürlich zu finden oder als eine unvermeidliche Folge des Weltlaufs zu betrachten und zur rechten Zeit auch einmal zu bewundern. Daß Friedrich Auguſt, als er durch Carl XII. entthront und nach Sachſen verdrängt 1705 wieder nach Polen zurückkehrte, den Orden des weißen Adlers ſtiftete, nennt Faßmann **) „eine bei damaligen Conjuncturen übergroße Clemenz und gütige Aufführung, die billig von aller Welt zu bewundern war." Natürlich glaubte der würdige Hiſtoriograph einen Theaterſtreich preiſen zu müſſen, zu deſſen

*) Lettres et mémoires 1, 133 flgd.
**) Leben Friderici Augusti p. 456.

Verherrlichung der Cardinal Albani eine Medaille ſchlagen ließ.

Nachdem er die ſchmähliche Niederlage des ſächſiſchen Heeres bei Frauenſtadt — 1706, 13. Febr. — berichtet, fährt Faßmann fort: „hätten die Stände jemalen zu fürchten gehabt, daß es an ein ſtark Werben gehen oder Mann vor Mann aufgeboten und das Land von Volk nur allzuſehr würde entblößet werden, ſo konnte ihnen jetzo das widerwärtige Schickſal wohl am erſten dergleichen Gedanken eingeben.“ Gleichwohl aber ſey Ihro Majeſtät Gelaſſenheit und Neigung gegen dero getreueſte Unterthanen viel zu groß geweſen, als daß Sie hätten zu ſolcher Extremität ſchreiten ſollen. (Man muß ſich hiebei erinnern, daß vor ein Paar Monaten eine ſtrenge Werbung angeſtellt war). Vielmehr hätten Ihro Majeſtät den 29. März Ihro getreuer Landſchaft verſichert, daß ſie keine gewaltſame Werbung vorzunehmen, am allerwenigſten aber die Geworbenen nach Polen zu führen, ſondern bloß Ihr Reichscontingent zu recrutiren geſonnen ſey *).

Auf die Beſchreibung des Feſtes, welches zur Feier der Ankunft des ſächſiſchen Churprinzen mit ſeiner neuen Gemahlin, der öſterreichiſchen Erzherzogin angeſtellt wurde und ohne alle Unterbrechung den Hof einen vollen Monat hindurch beſchäftigte, verwendet Faßmann ſiebenzig Seiten **). „Es wäre faſt unbillig, ſagt er, wenn er nicht

*) Ebend. p. 467.
**) Ebend. p. 764 — 831.

das meiſte davon in einer ordentlichen Beſchreibung wollte einfließen laſſen, weil vornehmlich der hohe Verſtand und herrliche Gout Sr. Majeſtät des Königs, welcher Alles ſelber angegeben und angeordnet, daraus hervorleuchtet." Nachdem er die „Luſtbarkeiten, die ſo vieles Aufſehen und Bewunderung in der Welt gemachet," beſchrieben und zuletzt noch bemerkt hat, „es ſey auch die Frage, ob ſie jemals ihres gleichen auf Erden gehabt," fährt er ſogleich nach ein Paar Zeilen und ohne ſichtbare Gemüthsbewegung fort: „war man aber zu Dresden vergnügt und ging alles daſelbſt — (während des ganzen September) — herrlich und prächtig zu, ſo iſt es freilich nicht allenthalben in dem ganzen Churfürſtenthum eben ſo bewandt geweſen. Au contraire, es ereignete ſich während des heißen und trocknen Sommers eine ſchlechte Erndte und der Mangel des Getraides zog eine gewaltige Theurung nach ſich." Während die Herren und Damen am Hofe als Bauern und Bäuerinnen die damals beliebte Mode der „Wirthſchaften" — eine ſehr proſaiſche und ſteife Art von Maskerade — mitmachten, ſtarben die wirklichen Bauern in manchen Gegenden vor Hunger.

Bei weitem tiefer als Faßmann, der doch Manches in der Welt erfahren hatte und ſich nie ganz wegwarf, ſtand Philippi, einer der „elenden Scribenten," mit denen ſich Liscov beſchäftigte. Dieſer Elende gab, als er in Halle 1729 Profeſſor der Beredſamkeit wurde, „ſechs deutſche Reden" heraus, die er die Frechheit hatte, für deutſche und für Reden auszugeben und ſelbſt als Muſter anzupreiſen.

In einer derſelben, einer Lobrede auf den König von Polen, ſpricht er auch von der Geneſung deſſelben von einer gefährlichen Krankheit im Jahr 1728, die durch den Wegſchnitt des einen großen Zehen gehoben wurde: „da nunmehro, ſagt er, dasjenige, was unſerm großmächtigſten und unüberwindlichſten Könige den höchſtverdienten Ruhm der Unſterblichkeit noch ſtreitig zu machen ſchien, durch den gewaltigen Arm des Königs aller Könige aus dem Wege geräumt worden; überdieß das veränderliche Schickſal, das wohl eher die größten Potentaten völlig zu Boden geworfen und ſie von dem höchſten Gipfel der Ehren herabgeſtürzt hat, ſich nur ehedem an die Zehe, als einen entbehrlichen Reſt von der geheiligten Perſon unſers Königs wagen dürfen, ſo ſehen wir nunmehro mit Freuden, daß unſer theuerſtes Oberhaupt weit über allen Wechſel der Zeit und des Glücks erhoben worden." Dieſe Kühnheit, welche das einemal einem Könige zu prophezeien wagt, er würde gar nicht ſterben, und das anderemal den letzten Reſt ſeiner heiligen Perſon, noch dazu den leicht entbehrlichen Reſt derſelben von den Aerzten wegwerfen läßt, ſchien Liscov ſo bedeutend, daß er ſie in ſeiner Schrift „Briontes der jüngere, eine Lobrede auf Herrn Prof. Philippi" verherrlichen zu müſſen glaubte.

Welche Bedeutung aber die elenden Scribenten für das Gemeinweſen überhaupt haben, führt Liscov in der Abhandlung aus, in der er ihre „Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit" beweiſt *).

*) Im Jahr 1736.

Zunächſt richtet er ſie, wenn ſie ſich durch ungerechte Verachtung gedrückt fühlen ſollten, durch die Bemerkung auf, ſie hätten ſich gar nicht zu ſchämen, daß ſie ihre Vernunft nicht gebrauchten. Am Ruder des Gemeinweſens ſäßen auch nicht allemal die Klügſten. Wir ſeyen ſo gut und glaubten es. Ihre Gewalt, die äußerliche Pracht und die ernſthaften und gravitätiſchen Gebärden, wodurch ſie ſich ein Anſehen machen, prägten uns eine beſondere Ehrerbietung ein und verführten uns, ſie vor weiſe zu halten, weil ſie groß ſind. Wenn ſie aber, in der Nähe betrachtet, auf die Vernunft ſehr wenig gäben und ſich dem Glücke überließen, ſo gereiche das den Großen dieſer Welt ſo wenig zur Schande, daß man vielmehr daraus ihr Vertrauen auf Gott abnehmen und es als den einzigen Beweis ihres Chriſtenthums anſehen könne. „Können nun die Regenten in Krieg und Frieden ihr Amt ohne Vernunft mit Ruhm führen, ſo können es die Gottesgelehrten noch füglicher thun, weil ſie berufen ſind, die Welt durch thörichte Predigten ſelig zu machen.“ Was hat man denn alſo gegen die elenden Scribenten? Ihr Gewiſſen ſagt ihnen, daß ſie auf dem rechten Wege ſind und ihren Seelſorgern folgen. „Dieſe ſehen die Vernunft als ein wildes, unbändiges, reißendes und gefährliches Thier an, dem man Zaum und Gebiß ins Maul legen muß und mit welchem nicht auszukommen iſt, wofern es nicht an einer ſtarken Kette angeſchloſſen wird. Es iſt wahr, ſie ſind über die Länge dieſer Kette ſehr uneinig: allein darin ſtimmen ſie doch alle überein, daß die Vernunft angeſchloſſen ſeyn müſſe,“ und in je-

dem Falle ſorgen die elenden Scribenten dafür, daß der Gebrauch der Vernunft, bei welchem die Geiſtlichen immer übel fahren würden, nicht allgemein werde.

Sie tragen auch dafür Sorge, daß die guten Scribenten auf eine unſchädliche Weiſe beſchäftigt werden. Sie können zwar der Welt nicht ſelbſt mit guten Schriften aufwarten: „aber die Alten haben ſchon angemerket, daß obgleich der Eſel eben nicht die beſte Stimme habe und zur Muſik ganz ungeſchickt ſey, man doch aus ſeinen Knochen die ſchönſten Flöten machen könne.“ So gäben die Schriften der elenden Scribenten zu vielen gründlichen Widerlegungen und ſinnreichen Wendungen Anlaß. „Wenn nun die guten Scribenten keine Elenden hätten, an welchen ſie ihre Bosheit ausüben könnten, ſo würde kein ehrlicher Mann vor ihnen ſicher ſeyn; ſie würden, weil ſie doch immer etwas zu meiſtern haben müſſen, Alles anfallen, was in der Welt groß und ehrwürdig iſt und durch ihre Satyren den Staat und die Kirche beunruhigen.“ Wir können uns alſo rühmen, fährt Liscov im Namen der Elenden fort, daß wir unſere eigene Wohlfahrt für das gemeine Beſte aufopfern, und ohne Prahlerei ſagen, daß wir einem Staate unentbehrlich ſind.“ Schließlich legt es Liscov allen chriſtlichen Obrigkeiten an das Herz, das, was er hier ſchreibe, in reifliche Erwägung zu ziehen: „inſonderheit flehe ich Ihro kaiſerliche Majeſtät und alle Churfürſten, Fürſten und Stände des heiligen römiſchen Reichs demüthigſt an, hocherleuchtet zu ermeſſen, wie würdig ſolche Leute ihres Schutzes ſind, die dem Staat und der Kirche ſo lange zu

einer Vormauer wider die muthige Schaar der Naſeweiſen gedient haben.“

Eine andere Schrift Liscovs gegen den Roſtocker Pedanten Mantzel, der wie andere Pedanten ſeiner Zeit das Naturrecht als eine Beſchreibung des paradieſiſchen Lebens im Stande der urſprünglichen Unſchuld conſtruirte, kann heute noch das Meiſterwerk einer Kritik aller Abentheuerlichkeiten, aus denen die kirchliche Lehre von dem Urzuſtande des Menſchen und der Erbſünde beſteht, genannt werden. Gleich treffend und einſchneidend iſt auch die Kritik, die er bei dieſer Gelegenheit gegen die „wiſſenſchaftliche Theologie“ ausübt, die das Alte vollſtändig gerettet zu haben meint, wenn ſie ihm ein Kleid von den Flicken der jedesmaligen Modephiloſophie anhängt. Reinbecks Betrachtungen über die Augsburgiſche Confeſſion z. B. übergießt er, ſo weit ſie in der vorliegenden Verhandlung mit Mantzel zu berückſichtigen waren, mit einer ſcharfen vollſtändig auflöſenden Lauge. „Sollten ſich, ſpricht er ſich über dieſen Punkt im Allgemeinen aus, ſollten ſich, wie es in dieſen demonſtrativiſchen Zeiten leicht ſeyn kann, ſonſt Einige finden, die es mir verargen, daß ich die ſchöne Harmonie nicht einſehe, welche ſie ſich zwiſchen Vernunft und Offenbarung eingeführt zu haben einbilden, ſo bitte ich dieſe Herren zu bedenken, daß dieſe hohe Einſicht nicht Jedermanns Ding ſey, ſo wenig als der Glaube. Ich rühme mich keiner Philoſophie, durch welche ich auch die Tiefen der Gottheit ergründen könnte, und will lieber mit den reinſten Gottesgelehrten nicht ſehen und doch glauben, als dieſen philoſophiſchen

Chriſten zu gefallen ſagen, daß ich ſehe, was ich doch nicht ſehe.“ Für die Maſſe waren alle dieſe Wendungen viel zu hochſtrebend und zur Maſſe gehören bekanntlich unter Andern die Gelehrten, die mit dem Amte auch die Erlaubniß, ſtill zu ſtehen, und das Recht, alle Gebrechen des Beſtehenden als eben ſo viele Herrlichkeiten zu vertheidigen, erhalten haben. Es iſt ſehr viel, wenn ſie überhaupt noch ſo thun, als ob es außer ihrer Weisheit eine Kritik gebe; aber die einzige Wendung, mit der ſie ihre herablaſſende Beachtung derſelben zu erkennen geben, iſt ihr Bedauern, daß Dinge, die ſich ſonſt wohl noch hören ließen, in ſo zurückſtoßender Sprache vorgetragen würden. Liscov klagt über „ungereimte und lächerliche“ Urtheile, die ſeine Schreibart erfahren hatte; Nichts aber ſagt er*), ſey ihm empfindlicher geweſen als das „Aber,“ mit welchem diejenigen, die ſeine Schriften lobten, ihr erzwungenes Lob begleiteten. Dieſes Aber „ſollte die Weisheit und Billigkeit des Heuchlers andeuten;“ es war aber, bemerkt Liscov, nicht nur gegen den Ton der Polemik, ſondern gegen dieſe ſelbſt gerichtet und weit „verdammlicher“ als alle ſeine Satyren.

Einſchnitte in die Maſſe und wären ſie noch tiefer geweſen, halfen jetzt nicht und waren bei der herrſchenden Gefühlloſigkeit nur Wenigen empfindlich und fühlbar. Ohnehin iſt die Satire und Ironie wohl ein Beweis, daß der Zuſtand, den ſie trifft, ſich in der Auflöſung befindet; ſo lange ſie aber noch die Form einer ſubjectiven, wenn auch noch

*) In der Vorrede zu ſeiner „Sammlung ſatyriſcher und ernſthafter Schriften“ vom Jahr 1739.

ſo tüchtigen Stimmung beibehält und ſich nicht in eine freie Handlung und Schöpfung umſetzt, iſt ſie für das Ganze wirkungslos und ihre wahre Anerkennung findet ſie erſt ſpäter im geſchichtlichen Andenken, dem ſie dann allerdings in äſthetiſcher Hinſicht von größerem Werth ſeyn kann als die ihr gleichzeitigen Richtungen, die weniger tief aber mehr in die Breite gingen und die Maſſe lebhafter ergriffen.

Die Männer, die in dieſer Weiſe in die Breite und zwar ungeheuer in die Breite wirkten, waren Gottſched und die Andern, die ihm glichen, wenn ſie auch hoch über ihm zu ſtehen meinten und endlich ſeine erbittertſten Feinde wurden.

§. 18.

Gottſched und die Oper.

Gottſched iſt einer von den Männern, welchen die Deutſchen die Befreiung von den Höfen und den Großen derſelben zu verdanken haben. Man kann es eine Revolution nennen, wenn eine Nation, die bis dahin höchſtens als Decoration für die Hoffeſte diente, auf einmal ſich allgemein für Fragen intereſſirt, die mit ihren zahlloſen Höfen gar nichts zu thun und für dieſe hinwiederum nicht das geringſte Intereſſe hatten. Beide Theile der Nation, der Hof und das Volk, traten in dieſem kritiſchen Augenblick auseinander oder vielmehr es bildete ſich jetzt erſt ein Volk, eigentlich nur die Möglichkeit eines Volks. Die Literaturen Englands, Spaniens, Frankreichs ſind durch die Höhe der Geſchichte und durch diejenigen, welche von oben her dieſelbe geſchaffen hatten und leiteten, angeregt und zur Entfaltung gereizt worden. In Deutſchland dagegen hat ſich die Literatur — und ſeit Gottſcheds Zeiten beginnt erſt die Literatur, die wir die unſrige nennen können und die für uns mehr als einen bloß hi-

ſtoriſchen Werth hat — allein von unten her, aus der ungeſchichtlichen Maſſe, aus einer Maſſe gebildet, die noch nicht den Namen eines Volkes verdiente, aber eben in der Literatur ſich den erſten Ausdruck eines Volksbewußtſeyns ſchuf und die Möglichkeit einer Geſchichte erſt erwerben mußte.

Im Vergleich mit der literariſchen Bewegung in Frankreich, die ſich nach dem Tode des großen Ludwig gleichfalls von den Intereſſen des Hofes ſchied, ihres Gegenſatzes ſich aber auch bewußt war, hat man an der Entwickelung unſerer Literatur das gerade ſchön finden wollen, daß nicht Religion und Philoſophie, die leicht fanatiſiren, ſondern die überall mildernde und verſöhnende Dichtkunſt das vorherrſchende Intereſſe bildete. Das heißt aber nur, — da doch die Dichtkunſt ſelbſt da, wo ſie freie und vollendete Werke der Schönheit hervorbringt, Vorausſetzungen folgt, die der Religion und dem Beſtehenden entgegengeſetzt ſind: — die Deutſchen hatten noch nicht die Kraft, das, wonach ſie ſtrebten, ſich ſelbſt zu geſtehen, die Freiheit unumwunden zum Princip zu erheben und die Maſſe d. h. ſich ſelbſt durch das Bewußtſeyn des Ziels, dem ſie nachſtrebten, zu fanatiſiren und zu inflammiren. Sie waren noch nicht dazu beſtimmt, in den Kreis der Völker einzutreten, die Geſchichte machen und die neuere Geſchichte wirklich gemacht haben. Das Schöne, wenn es das vorwiegende Intereſſe einer Nation bildet, ſchwächt, entnervt und hat endlich eine allgemeine Erſchlaffung zur Folge, da es die Ideen — und wären ſie noch ſo revolutionair —

in einer ſinnlichen Hülle darſtellt, die von dem Innern niemals abgetrennt werden darf. Früher war die Religion das Reizmittel, welches den Völkern ihr Selbſtbewußtſeyn ſchärfte, gleichſam der Ausdruck für den Inſtinkt ihres Selbſtgefühls und ihrer Antipathie gegen einander, die Religion war von jeher das mächtigſte Mittel, wenn es galt, die Maſſe in Bewegung zu ſetzen; das religiöſe Intereſſe iſt auch jetzt noch allmächtig, aber heute nur in dem Sinne, daß die Maſſe von dem Bewußtſeyn ergriffen werden muß, daß die Befreiung von ihrer bloßen Maſſenhaftigkeit und ihre Erhebung zu einer menſchlichen Geſellſchaft an ihre Befreiung von den religiöſen Intereſſen geknüpft iſt. In dem Augenblick, wo das Reſultat der bisherigen literariſchen Periode, die Gemeinheit und Zerfloſſenheit den Punkt erreicht haben, den ſie unmöglich noch überſteigen können, ſind auch die Ideen, die zu geſchichtlichen Thaten inflammiren können, in einer Reinheit unter den Deutſchen hervorgetreten, die ſie vorher noch nie, unter keinem Volke erreicht haben, — es iſt zur Frage gekommen, (die morgen, heute vielleicht ſchon entſchieden wird), ob die Deutſchen aufhören ſollen, eine bloße Maſſe zu ſeyn, oder ob jene Biedermänner Recht behalten, welche die Entſchiedenheit des Geiſtes für Unrecht und für einen Frevel gegen die deutſche Unſchuld erklären.

Gottſched hatte ſich von den Höfen noch nicht vollſtändig abgewandt. So dichtete er z. B. eine Heldenode

auf Peter den Großen, — im Jahr 1725 auf die Nachricht von dem Tode desſelben — die auf drei Bogen in Folio gedruckt ward. Den verſtorbenen Friedrich Auguſt verherrlichte er auch — im Jahr 1733 — in einer Heldenode, die gleichfalls „auf drei Bogen in Folio" ins Publicum kam und wie jene mehrere Auflagen erlebte. Er ließ ſich zu ſeiner großen Genugthuung aus Dresden ſchreiben, daß die letztere Ode das Glück gehabt, von dem Nachfolger des Hochſeligen geleſen zu werden, und daß demſelben bei einer Strophe „die Thränen aus den Augen gefloſſen." Dies bewog ihn — wie er in der Vorrede zum zweiten Theil ſeiner „erſten Gründe der geſammten Weltweisheit" ſelbſt berichtet, — ſogleich eine „eben dergleichen Heldenode" auf die Huldigung des neuen Churfürſten aufzuſetzen, darin „unter andern Eigenſchaften des Herrn auch Dero Liebe zur Muſik und zur Jagd mit poetiſchen Farben abgeſchildert wurden." Er veranſtaltete auch die erſte Sammlung der Gedichte ſeines Lehrers Pietſch und beſang ſogar ein Paarmal den Herrn Hofrath von König in Dresden als den „ſächſiſchen Horaz und deutſcher Muſen Luſt."

Dieſe Richtung auf den Hof war aber nur eine der Inconſequenzen, wie ſie in Uebergangsperioden vorzukommen pflegen. Hat doch ſelbſt Brockes den „auch abweſend und ſogar im Bilde majeſtätiſchen Auguſt bei Gelegenheit des von dem Herrn Hofrath von König verfertigten Heldenlobs" beſungen. Und war doch Gottſched auf der andern Seite unter Anderm fähig, in ſeinen erſten Grün-

den der geſammten Weltweisheit*) den Satz aufzuſtellen, daß es „kein Verbrechen der beleidigten Majeſtät genannt werden dürfe, wenn ein ganzes Volk diejenige Macht und Gewalt, die es einem Regenten gegeben hat, bei verſpürtem Mißbrauch derſelben zurücknehme, da vielmehr die Regenten in dieſem Falle die Majeſtät beleidigt hätten, die ſich das Volk zum Theil vorbehalten habe.“ War Gottſched, weil er das Verfahren der Engländer gegen die Stuarts billigte, für die Ruhe Sachſens eben nicht ſehr gefährlich, ſo können wir es ihm auch nicht zu hoch anrechnen, wenn er die Großen zu beſingen noch für ſeine Pflicht hielt und dem Hofrath König — dem letzten der Hofpoeten — einmal ſchmeichelte, als er von ihm erfahren wollte, wem von den Herren oder Damen beim Hofe er einen neuen Band ſeiner Schriften widmen könne. Das Ziel ſeiner täglichen Arbeit war doch das Volk, die Aufklärung desſelben und ſeine Beiſtimmung zu den äſthetiſchen Grundſätzen, die ihm wichtiger waren, als alle Hoffeſte und Herrlichkeiten ſeiner Zeit zuſammengenommen. Es gelang ihm ſogar, eine der vornehmſten Ergötzungen des Hofes in der öffentlichen Meinung zu ſtürzen — die Oper — und die Bühne ſoweit zu ſäubern, daß ſie die Stätte für das wahre, ächte Schauſpiel werden konnte.

---

*) II, § 413. 414.

Die erſten Anfänge der Oper*) — die Monodie, nämlich Geſang einer Stimme mit harmoniſcher Inſtrumentalbegleitung, die Kirchenconcerte, in welchen mehrere Stimmen Cantilenen aufführten und von der Orgel begleitet wurden, die Bemühungen, die dramatiſche Muſik der Alten wieder zu erwecken, die erſten Verſuche im Recitativ — alles dieß war kaum hundert Jahre alt, als die neue Kunſtgattung durch die Höfe ein ſo großes Uebergewicht erhalten hatte, daß ſie zum Beſten des Schauſpiels geſtürzt werden mußte.

In Italien war die Erfindung gemacht, nach der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts endlich die Grundform des dramatiſchen Styls gefunden und dießmal waren die deutſchen Höfe ſo ſchnell mit der Zeit gegangen, daß ſie noch im Lauf deſſelben Jahrhunderts die italieniſche Oper mit großem Koſtenaufwande bei ſich einführten. Dafür konnten nun auch die Herren und die Großen in den Chören der Opern hören, wie groß und edel und hochherzig ſie ſeyen. Eine deutſche Oper hatte ſich noch nicht gebildet, deutſche Meiſter, wenn ſie an Höfen arbeiteten, mußten italieniſche Opern componiren und an den kleinen Höfen und in Städten begnügte man ſich mit den Ueberſetzungen italieniſcher und franzöſiſcher Muſikſtücke. Nur in Hamburg, — wo im Jahr 1678 das

*) Siehe Kieſewetter, Geſchichte unſerer heutigen Muſik, Leipzig. 1834.

Opernhaus von Schott gegründet war — erlangte Richard Kayſer als Componiſt von 116 deutſchen Opern einen großen Ruf.

Feind, ein Zeitgenoſſe Kayſers und ſelbſt Verfertiger mehrerer Opernterte, lehrt uns,*) was die Maſſe des Publicums in der Oper beſonders anzog. Er ſelbſt bewundert das pariſer Theater als das beſte, weil die Maſchinerie deſſelben außerordentlich genau ſey. Das Seil- und Drahtwerk ſey dermaßen kunſtreich und accurat eingerichtet, daß man zuweilen wohl ſechszehn „kämpfende Geiſter in der Luft" ſehe; alle Veränderungen der Scene würden in Einem Augenblick bewerkſtelligt, ohne daß man es nöthig hätte, einen Vorhang ſchießen zu laſſen. Unter den deutſchen Theatern ſtehe aber das hamburgiſche keinem nach; es „könne wohl die mehrſten Vorſtellungen zeigen, indem daſelbſt die Seiten-Scenen neun und dreißigmal verändert werden können." Feind geräth in eine Art von Begeiſterung, wenn er daran gedenkt, wie bei Lebzeiten des ſeligen Schott „der Seeſturm faſt überraſchend herauskam." Derſelbe Schott ließ ſich eine einzige Decoration zuweilen 15000 Thaler koſten. Das Publicum wollte rohe Pracht und dazu den Hanswurſt, ohne deſſen platte und gemeine Späße ihm die Oper wie das Schauſpiel ein Unding zu ſeyn ſchienen.

Als Gottſched 1724 nach Leipzig kam, hatte er die

*) in der Vorrede zu ſeinen „deutſchen Gedichten" 1708.

erſte Gelegenheit, ein Schauſpiel zu ſehen; die privilegirten dresdner Hofkomödianten ſpielten daſelbſt zur Meßzeit. Er benutzte die Gelegenheit, ward aber, wie er uns ſelbſt berichtet,*) ſogleich „die große Verwirrung" gewahr, in welcher dieſe Schaubühne ſich befand. „Lauter ſchwülſtige und mit Harlekinsluſtbarkeiten untermengte Haupt- und Staats-Actionen, lauter unnatürliche Romanſtreiche und Liebes-Verwirrungen, lauter pöbelhafte Fratzen und Zoten waren dasjenige, ſo man daſelbſt zu ſehen bekam." Gottſched macht ſich mit dem Principal der Komödie bekannt und beſpricht ſich mit ihm über die beſſere Einrichtung ſeiner Bühne, ſieht aber, daß die Sache zunächſt faſt unmöglich iſt, da das Publicum keine Stücke ſehen will, in denen nicht „die luſtige Perſon" ihre Rolle ſpielt.

Der Anblick von dem unnatürlichen Weſen der Bühne machte ihn begierig, ſich mit den Regeln der dramatiſchen Dichtkunſt bekannt zu machen; er ſtudirt die franzöſiſchen Kritiker und den Ariſtoteles und findet die Neuberin, deren Mann indeſſen der Principal der dresdner Hofkomödianten geworden war, geneigter, das bisherige Chaos abzuſchaffen und die deutſche Komödie auf den Fuß der franzöſiſchen zu ſetzen. Sehr zu Statten kam es ihm hierbei, daß am braunſchweigiſchen Hofe zu Anton Ulrichs Zeiten bereits der Verſuch gemacht worden war, die Meiſterwerke der Franzoſen zu überſetzen und aufzuführen. Gottſched ver-

*) in der Vorrede zu ſeinem ſterbenden Cato. 1732.

ſchafft nun der Truppe der Neuberin die Abſchriften ſolcher Ueberſetzungen, der Verſuch gelingt über alles Erwarten, die Stücke finden großen Beifall, er macht mit der Ueberſetzung der Iphigenia des Racine ſelbſt einen Verſuch und wagt es endlich, ein deutſches Original-Drama zu verfertigen: ſeinen „ſterbenden Cato.“ Vor ungefähr zwanzig Jahren hatte Addiſons Cato viel Aufſehn gemacht; anfänglich hatte man von Gottſched nur eine Ueberſetzung deſſelben verlangt, nachdem er aber die Einrichtung deſſelben nach den theatraliſchen Regeln genauer unterſucht, ſo fand er, daß derſelbe „bei weitem nicht ſo regelmäßig war, als die franzöſiſchen Tragödien zu ſeyn pflegen.“ Unter anderm, ſagt er, habe es ihm mißfallen, daß der ſterbende Cato, „dieſer ſtrenge Vertheidiger der Freiheit, der ganz andere Dinge im Kopfe hatte, noch in ſeinen letzten Augenblicken ein Paar Heirathen beſtätigen muß.“ Das Hochzeitmachen habe überhaupt in theatraliſchen Vorſtellungen dergeſtalt überhand genommen, daß er es längſt überdrüſſig geworden ſey. Die Alten hätten es überaus ſelten angebracht, er habe es daher auch verſuchen wollen, ob denn ein Trauerſpiel nicht ohne die Vollziehung einer Heirath Aufmerſamkeit erlangen könne. Feind kannte gewiß ſein Publicum, wenn er in der Vorrede zu ſeinem Masagniello furioso ſich nicht wenig darauf einbildet, daß er*) „den zarten Gemüthern“ zu Gefallen in dieſes Stück

*) Deutſche Gedichte p. 255.

„eine zwiefach verworrene Liebesintrigue eingeflochten“ habe. Gottſched wagte alſo nicht wenig, als er ſeinen zum Theil dem franzöſiſchen des des Champs nachgebildeten Cato dem Publicum darbot; allein er gewann.

Seine Beſtrebungen für die Verbeſſerung des Theaters wurden durch das Anſehn unterſtützt, welches er ſich auf verſchiedenen andern Gebieten erworben hatte. An der Univerſität zu Leipzig hatte er der leibnitziſchen und wolfiſchen Philoſophie — die er außerdem durch ſeine Handbücher verbreiten half — Eingang verſchafft. Eine noch breitere Grundlage gewann ſeine Herrſchaft, als er 1727 zum Senior und Aufſeher der leipziger deutſch- übenden Geſellſchaft erwählt wurde. Dieſe Geſellſchaft hatte die Ankündigung ihrer Abſichten und ihrer Einrichtung in ſonderbarem Widerſpruch gegen ihre Aufgabe 1722 in lateiniſcher Sprache veröffentlicht. Gottſched verbeſſert ihre Geſetze, arbeitet einen neuen Entwurf aus, der von Mencke, dem Vorſteher, gebilligt wird, und auf ſeinen Vorſchlag tritt die Geſellſchaft in die Oeffentlichkeit. Ihre Statuten und Abſichten erregen großes Aufſehen, finden allgemeinen Beifall und von allen Orten Deutſchlands her bewirbt man ſich um die Ehre, als Mitglied von ihr aufgenommen zu werden. Nach ihrem Muſter ſind die vielen deutſchen Geſellſchaften an andern Orten Deutſchlands geſtiftet.

Es giebt faſt kein edleres geiſtiges Gebiet, auf welchem nicht Gottſched durch ſeine Handbücher und Zeitſchriften die Deutſchen zu bearbeiten ſuchte und ſie wirk-

lich anregte. Wie achtungswerth iſt nicht z. B. — um nur noch Eines anzuführen — ſein Verſuch, die lateiniſche Barbarei der Schulen und Univerſitäten irre zu machen, wenn er in ſeinem „Grundriß zu einer vernünftigen Beredſamkeit, mehrentheils nach Anleitung der alten Griechen und Römer entworfen" (1728) einzelne Stücke des Demoſthenes und Cicero überſetzt, um den Deutſchen zu zeigen, daß „der große Demoſthenes noch etwas Anderes als ein ſchönes attiſches Griechiſch gekonnt habe" und daß Cicero nicht nur ein „ſchöner Lateiner" ſondern auch ein „Redner" war.

So viel Anſehn, Einfluß und Bedeutung, als ſich Gottſched wirklich erwarb, mußte ſich der Mann verſchafft haben, der es unternehmen wollte, in die Verhältniſſe des Theaters entſcheidend einzugreifen. Kurze Zeit vor ſeinem Sturze gelang es Gottſched, durch die Neuberin (1737) die Rohheiten des Hanswurſts auf dem Theater durch ein feierliches Gericht verdammt zu ſehen, und hatte er die Genugthuung, daß im Jahre 1741 die Oper in Leipzig aufhörte.

In der Periode, deren Gruppen wir in dem vorliegenden Bande unſerer Arbeit ſchildern, können wir uns Gottſched nur als Geſetzgeber oder wenn er in einem gefährlichen Kampfe ſteht, doch nur im Kampf mit Gegnern denken, die ihm nicht wirklich überlegen ſind. Sein Sturz, ſofern er nicht nur durch gemeine Kabale ſondern durch edlere Kräfte, die ſich zuerſt in den Bremer Beiträgen

(ſeit 1744) ankündigten, herbeigeführt wurde, gehört der folgenden Periode an. Hier intereſſirt uns von ſeinen Kämpfen nur noch der mit den Schweizern, ein Kampf, zu deſſen Verſtändniß die vorhergehende Betrachtung einiger gleichzeitiger Dichter das Ihrige beitragen wird.

§. 19.

Brockes, Haller, Hagedorn.

Dieſe Dichter ſind auch in den Zug hineingeriſſen, welcher den Theil der Geſellſchaft, auf deſſen Bildung die Möglichkeit einer neuen Zeit beruhen ſollte, von dem Hofleben abwandte, und ſie haben wiederum viel dazu gethan, daß die neue Strömung ein ſicheres und gewiſſes Bett gewann. Was aber konnten ſie den Höfen entgegenſetzen und dem Volke geben, wenn ſie ihm dasjenige nahmen, was es bisher als das Größeſte und Erhabenſte des Lebens bewundert hatte? Außer den Kriegen, Schlachten und dem friedlichen Kanonendonner, mit welchem die gleichgültigſten Ereigniſſe des Hofes der Welt angekündigt wurden, gab es nichts Großes und dieß Eine war gedankenlos, ging nicht aus erhebenden Gedanken hervor und konnte, wie z. B. des Herrn von Beſſer „Staatsſchriften" beweiſen, zu ſonderlichen Gedanken nicht Anlaß geben. Die Kriege wa-

ren für die Völker — wenn ihr egoiſtiſches Intereſſe nicht zu ſehr auf dem Spiele ſtand — ohne Sinn, die Monarchen beſchloſſen über Krieg und Frieden nach dem Inſtinct ihres perſönlichen Gefühls und dasjenige, was an ihnen für die Geſchichte allein bedeutend ſeyn wird, iſt die Stimmung ihres Innern, kraft deſſen ſie ſich als das einzig Große und als unbeſchränkte, alſo auch als rein unbeſtimmte Herren ihrer Handlungen und jeder Handlung überhaupt, die es geben ſollte, fühlten.

Dieſelbe Armuth an Gedanken und dieſelbe Einſchränkung auf eine bloß ſubjective Stimmung findet ſich nun auch bei den Dichtern, deren Begeiſterung ſich an dem Hofleben nicht mehr entzünden wollte. War die Stimmung der Großen im Grunde eine brutale, ſo iſt die Stimmung dieſer Dichter, da ſie ſich zu dem, was ihrer Zeit als das Große galt, im Gegenſatz fühlen, eine ſentimentale; ſie fliehen aus der menſchlichen Geſellſchaft und ſuchen ſich in einer neuen Wirklichkeit, die ſie eigentlich erſt erſchaffen oder erträumen, in der Natur oder bei den „unverdorbenen, freien Kindern der Natur" Befriedigung. In ihrem ſentimentalen Gegenſatz zu der Barbarei der wirklichen Welt liegt das Neue, was ſie in der That ſind und bedeuten, der Fortſchritt, den ſie bewirkt haben, aber auch ihre Schwäche. Die Barbarei des damaligen Lebens haben ſie nicht überwunden, in ihrer Sentimentalität ſind ſie vielmehr ſelbſt barbariſch; ſie ſtehen nicht über der Barbarei der Zeit, ſondern bilden nur ein Gegenſtück zu der Härte und Verſchloſſenheit der damaligen

Cultur, ein Gegenſtück, das nur in anderer Weiſe von jener Barbarei, ſonſt aber von derſelben Härte und Dumpfheit Zeugniß ablegt.

An Handlung iſt bei dieſen Dichtern nicht zu denken, da ſie den einzig möglichen Boden derſelben, die menſchliche Geſellſchaft verlaſſen haben. Der erſte Umſchwung, der aus dieſer Handlungsloſigkeit herausführte, wurde damit möglich gemacht, daß man auf die Fabel die Aufmerkſamkeit richtete, in dieſer iſt die Handlung aber immer nur gedrückt und ohnehin bewegt ſie ſich außerhalb der menſchlichen Geſellſchaft.

Die Kunſt fängt von vorn, von ihren erſten Anfangsgründen wieder an, von der ſymboliſchen Gattung, und als wollte ſie erſt unterſuchen, wie weit die Dinge der natürlichen und geiſtigen Welt zuſammengehören und in Beziehung gebracht werden können, macht ſie Alles, was zum Symboliſchen gehört, die Metapher, das Bild, das Gleichniß u. ſ. w. zu ihrem Haupt-Intereſſe.

Die Poeſie hatte noch nicht einmal den Rang und die Würde einer beſondern Kunſtform. Die Kritiker und unter ihnen gerade die Weiterſtrebenden glaubten von einem Gedichte das Größeſte zu ſagen, wenn ſie von ihm rühmten, daß es ein „ordentliches Gemälde" oder eine „wahre Symphonie" ſey, und die Dichter ſetzten die Schönheit und Vollendung eines Gedichts darein, daß es eben ſo lebhaft, deutlich und genau wie ein Gemälde den Gegenſtand darſtelle. Die Poeſie iſt reine Beſchreibung und Vergleichung, die zuletzt nur noch dadurch einigen Werth hat, daß ſie alle möglichen Analogieen

zuſammenhäufte und Sprache und Geſichtskreis des Volks wenigſtens mechaniſch und äußerlich erweiterte. Wie leer an allem innern Gehalt ſind aber alle dieſe Analogieen, die Brockes z. B. in ſeinem „irdiſchen Vergnügen in Gott" auffindig macht! In der Beſchreibung des Dufts von „dreierlei Violen" z. B. ſagt er unter Anderm: „Mir däucht, wenn ich vor Luſt die Augen ſchließe und mit Aufmerkſamkeit des ſüßen Dufts genieße, es ſey darin der Duft und Kraft vereint zu finden von Honig, Mandelmich, Moſt, Pfirſchkern, Zimmetblüthen und daß mit holder Süßigkeit ein wenig Säucherlich's und Bittres ſich verbinden in ſolchem Grad, der Herz und Hirn erfreut." In den Blumenbeeten ſeines Gartens ſieht er regelmäßig ein vollſtändiges Mineralien-Cabinet; ſo ſagt er einmal: „die Farben von Rubin-Balas, vom Amethyſt und Chryſopras, Granat, Sardonich, Carniol, Saphir, Topas und Giraſol, Smaragd, Opalen und Türkoſen, Agat, Beryll und andern mehr, erblickt man an der Blumen Heer." Gewöhnlich aber ſind ſeine vergnügten Spaziergänge in der Natur wahre Entdeckungsreiſen. Es iſt, als bemerke er erſt, daß es eine Natur draußen in der Natur gebe. So bringt ihm einmal ſein Knabe auf einem Spaziergange einen Goldkäfer: „mit faſt erſchrockenem Sinn" betrachtet er nun „die Schönheit, Farben und Figur, mit welcher ihn die bildende Natur begabt und ausgeziert." Ein andermal betrachtet er auf einem Ausfluge das „Spiel der Natur in verſchiedener Thiere Bewegung;" unter Anderm ſuchen die Kinder vergebens einen Froſch zu erhaſchen, „hier ſah ich abermals die wundervolle Spur der wirken-

den Natur, die ſolchen Trieb und Kraft in jedes Thier gelegt, daß ſich ein jedes faſt verſchiedentlich bewegt.“ Für dieſe Art von Poeſie iſt es genug, wenn ſie zuletzt die bloße Beſchäftigung des Aufzählens wird. Ju einem Gedichte „die uns im Frühlinge zur Andacht reizende Vergnügung des Gehörs“ heißt es z. B.: hier rühmt mit ſtarker Schaar den warmen Sonnenſtrahl der Stieglitz, Spatz und Staar, der Droſſ- und Amſeln Heer, die Specht und Klapperſtörche u. ſ. w. u. ſ. w.

Genug! die Poeſie kann nicht tiefer ſtehen und das gedrückte Weſen des Dichter-Geiſtes nicht vernehmlicher von der Gedrücktheit und Befangenheit der damaligen Zeit überhaupt Zeugniß ablegen. Sehen wir aber davon ab, daß ſolche Worte rhythmiſch verbunden ſeyn ſollen, daß die Zeitgenoſſen Brockes dieſe Verſe Poeſie nannten und als ſolche bewunderten, ſo werden wir eher im Stande ſeyn, die Wichtigkeit dieſer Naturbetrachtungen für die Entwicklung unſers Volks anzuerkennen.

Brockes hat ſeine Landsleute aus der feucht-kalten Kirche, aus ihren Schulen und Häuſern in die Natur geführt. Daß es draußen eine Natur voller Schönheiten und Lockungen gebe, wußte man in Folge der damaligen Erziehungsmethode noch nicht; daß die Natur mit ihren ſtillen Reizen und ihrem Stürmen das Abbild der Empfindungen und der Bewegungen ſey, die die menſchliche Bruſt in ſich birgt, war ein Geheimniß, das noch nicht dem allgemeinen Bewußtſeyn aufgegangen war. Man kannte entweder die Natur noch gar nicht oder die einzige

Auffaſſung, für die ſie einen geiſtigen Anklang hatte, fand ſich nur in jenem Kreiſe des Volkes, welches in den auffallenden Naturbildungen die Teufelsbrücken, Teufelsſchluchten u. ſ. w. ſah. Dieſe Anſicht, die im damaligen dogmatiſchen Syſtem keinen Widerſpruch fand, war auch in die Naturforſchung übergegangen.

Ein ächt chriſtlicher Naturforſcher*) hatte noch kurz vor dem Auftreten Brockes nachgewieſen, daß unſer Planet durch und durch krank und ſeine gegenwärtige Verderbniß, die ſich von der Sündfluth herſchreibe, eine Strafe für die Sünde ſeiner Bewohner ſey. Die Erdkugel leidet nach ſeiner religiös-pathologiſchen Erklärung an der „Schwindſucht und Waſſerſucht," und den „kalten Brand", der ſie in dem bevorſtehenden „Feuergerichte" verzehren werde, könne der Erfahrene, meint er, ihr jetzt ſchon anſehen. Kurz, die Miſchung der Elemente, die Vertheilung von Hitze und Kälte, Waſſer und feſtem Lande, Berg und Thal ſeyen Alles „Zeichen der zerſtörten Erdnatur." Man bedenke nun, wie Brockes alle ſeine fünf Sinne ſchärft, um ſie für jeden Reiz des „irdiſchen Vergnügens" empfänglich zu machen, und wie er Alles zu ſeinem Vergnügen zu benutzen weiß, ſo iſt ſeine „gefährliche" Bedeutung für die Bildung ſeiner Zeitgenoſſen keine Frage mehr.

Es iſt wahr, ſein irdiſches Vergnügen genießt er „in Gott," ſein Naturgenuß iſt zugleich religiöſe Andacht, ſeine

*) Buttner „Zeichen u. Zeugen der Sündfluth." Leipzig 1710.

Naturbeſchreibung ſoll zugleich eine Wiederlegung der Atheiſten und Freigeiſter ſeyn und der hamburgiſche Senior Ehrn-Wagner wird gewiß Nichts gegen ſeine Rechtgläubigkeit einzuwenden gehabt haben — alle dieſe Gottſeligkeit aber, ſo ernſt es mit ihr gemeint war, iſt im Grunde nur ein oberflächlicher Schein, unter deſſen Schutze die Freude an der Welt ſich in den bisherigen Staat Gottes einführte und ſelbſt die geiſtlichen Zollwächter täuſchte. Trinius z. B. zählt in ſeinem Freidenkerlexikon „das irdiſche Vergnügen in Gott" unſers Brockes unter den Schriften auf, in welchen der Beweis und die Erkenntniß Gottes auf die Betrachtung der Natur gegründet werde. Wenn aber Brockes und ſeine proſaiſchen Nachfolger, von denen wir ſogleich ein Paar erwähnen werden, der Kirche in ihrem Kampfe gegen die Freigeiſter und Atheiſten zu Hilfe kamen, ſo war ihr Succurs ſelbſt in dem Augenblicke, wo er von den Geiſtlichen willkommen genannt wurde, ſehr gefährlich. Indem ſie das Reich Gottes auf das Reich der Natur gründen wollten, brachten ſie die wunderbare Natur von jenem in Vergeſſenheit, indem ſie die Kirche mit natürlichen Stützen gegen den Verfall ſichern wollten, warfen ſie die bisherigen bibliſchen und dogmatiſchen Stützen bei Seite oder vielmehr die dringende Nothwendigkeit ihres Succurſes beweiſt, daß die alten Stützen des kirchlichen Syſtems nicht mehr hielten und der Glaube an die wunderbare Haushaltung im Reiche Gottes auf dem Rückzuge begriffen war. Eine ganze Literatur von Schriften, in welchen die Natur

zum Preiſe Gottes bewundert und beſchrieben wurde, iſt durch Brockes „irdiſches Vergnügen in Gott" hervorgerufen und legt von dem Zuſammenhang, in welchem der hamburger Rathsherr mit dem Streben ſeiner Zeit ſtand, Zeugniß ab. Die neun Bände des irdiſchen Vergnügens erſchienen nach und nach in dem Zeitraum 1721—1748. Während deſſelben Zeitraums und in den nächſtfolgenden Jahren erſchienen Joh. Alb. Fabricius, „Hydrotheologie, oder Verſuch durch aufmerkſame Betrachtung der Eigenſchaften, reichen Austheilung und Bewegung der Waſſer die Menſchen zur Liebe und Bewunderung des gütigſten, weiſeſten, mächtigſten Schöpfers zu ermuntern, 1734", deſſelben „Pyrotheologie", Leſſers „Lithotheologie, 1735", deſſelben „Inſectotheologie 1738", „Teſtaceotheologie 1744" und „Heliotheologie 1753", Ahlwardts „Brontotheologie 1746", Rathlefs „Akridotheologie oder hiſtoriſche und theologiſche Betrachtungen über die Heuſchrecken, 2 Theile, 1748, 1750", und eine Menge ähnlicher Theologieen, in welchen die ganze Theologie auf die Betrachtung eines Inſects, einer Muſchel, einer Blume oder eines Gliedes des menſchlichen Leibes und dergl. reducirt wurde. Die ſtolze, ausgebreitete Theologie, die bisher über Bibliotheken gebot und ihre Weisheit kaum in alle den Schriften der Kirchenväter, in den ſymboliſchen Büchern und in den Werken ihrer neueren Dogmatiker hatte unterbringen können, wurde jetzt zur Theologie in einer Nuß. Die Kirchenväter verſtummten und eine Lilie, Tulpe oder Roſe verkündigte an ihrer Stelle, daß es

einen Gott gebe; ſtatt auf die ſymboliſchen Bücher und auf ihre Predigt von der Verderbniß des Menſchengeſchlechts, vom Sündenfall und von der Erbſünde zu hören, lernte man lieber auf einem Spaziergange, daß „Gottes Erde“ ſchöner, als man früher gedacht, und zum „Vergnügen edler Gemüther“ geſchaffen ſey, und die Zänker auf den theologiſchen Kathedern verloren allmählig ihr Publicum, ſeitdem das erſte beſte Inſect, eine Blattlaus, eine Mücke oder ein närriſcher Kauz von Käfer als geborner Profeſſor der Theologie galt.

Wenn aber die Rechtgläubigkeit ihre eigene Sache verloren gab, als ſie die Naturforſchung zu ihrer Verbündeten machte und die Ergötzung an den Schönheiten der Natur für religiöſe Andacht ausgab, ſo war es auf der andern Seite unvermeidlich, daß die Naturforſchung in dieſem Bunde mit der Theologie an Freiheit der wirklichen Forſchung noch nicht denken konnte und der andächtige Naturgenuß wegen ſeiner Zaghaftigkeit in läppiſche Spielerei ausartete. Die Natur hatte noch keinen höheren Werth als den eines Raritäten-Cabinets.

Das war noch keine Naturanſchauung, wenn Brockes z. B., wie er uns in ſeinen „Vorwerks-Betrachtungen“ berichtet, auf ſeinem Vorwerk in Ritzebüttel unter Anderm auch die Kuhſtälle beſucht und das Hornvieh in Augenſchein nimmt; das war alſo auch noch keine Poeſie, wenn er uns dieſe wichtige Betrachtung mit den Worten meldet: „wir fanden es theils ſtehn, theils liegen, theils käun, theils

wiederkäun". Das war noch keine Ahnung von der innern Seele der Natur und keine Erfahrung von der Abbildung unſerer eigenen geiſtigen Verhältniſſe in der Natur, wenn Brockes bei ſeiner „erbaulichen Betrachtung" des Frühlings vernimmt, wie „des großen Schöpfers Lieb und Macht mit tauſend grünen Zungen, im zungenförmigen Kraut, Gras, Laub beſungen" wird, wenn er ferner im breiten Laub das Abbild der Thierzungen und in den Spitzen des Graſes die Vögelzungen wieder erkennt und endlich, damit ſich die Leſer über ſeine Entdeckung nicht zu ſehr verwundern ſollen, die Frage aufwirft, wie denn wohl, wenn Gott nur durch „Zungen von Fleiſch" beſungen werden ſollte, ihm die „Cherubinen mit ihren Lobgeſängen dienen" könnten!

Mit Einem Worte, die Natur, die Brockes beſingt, iſt die Unnatur, die erſte Empörung gegen die Theologie und die Religion iſt ſelbſt noch theologiſch und religiös und Poeſie, die Freiheit und Handlung fordert, iſt hier rein unmöglich.

In einer andern Weiſe wiederholt ſich dieſe Illuſion bei Haller. Der Republicaner will nicht die Höfe beſingen, die Cultur-Welt erſcheint ihm als verderbt, wo die Bildung herrſcht, ſieht er Unterſchiede, die die Natur nicht kennt und der Stolz erfunden hat — und was erfährt er nun in ſeinen Alpen, wo er die „Schüler der Natur" aufſucht?*) Was findet er hier? Ein ſelbſtgemachtes Weſen!

*) „Die Alpen" erſchienen 1729.

Weſen, die der Patricier ſich erſt ſelbſt gemacht hat! Die Einfachheit und Natürlichkeit, die der Patricier auf ſeinem Ausfluge an den Bergbewohnern voller Rührung betrachtet — was iſt ſie anders als ſein Werk? Und wenn er nur wieder zu Hauſe, in der Stadt iſt, wozu ſitzt er im Rathe, wenn nicht dazu, für die ſtrenge Scheidung der Stände zu ſorgen? In den Alpen ruft er entzückt aus: „hier herrſcht kein Unterſchied, den ſchlauer Stolz erfunden", und zu Hauſe wacht er eiferſüchtig darüber, daß die Bergbewohner es ſich ja nicht einfallen laſſen, ſich um menſchliche Angelegenheiten zu bekümmerrn. Eigentlich bewundert er alſo in den Alpen nur ſich ſelbſt, ſeinen Stand, ſein Weſen, wenn er Weſen bewundert, die ohne die Patricierherrſchaft unmöglich ſind. „Dem, den ſein Stand vergnügt, ruft er gerührt aus, dient Armuth ſelbſt zum Glücke" — wohl alſo dem Patricier, daß er ſich doch noch tröſten kann, wenn er ſich allein den Zugang zu den Gütern, die ihm zu Hauſe die einzig reellen ſcheinen, vorbehalten hat. „Man ißt, man ſchläft, man liebt, man danket dem Geſchicke" — ein neuer Troſt für die Herren im Lande, wenn ſie dem Volke alle Sorge für ſeine eigenen Angelegenheiten abgenommen und ſeinen Lebenslauf auf Eſſen, Trinken, Schlafen, Lieben und Dankſagungen für das Glück, das man ihm gütigſt zugewieſen, beſchränkt haben. „Seht ein verachtet Volk bei Müh und Armuth lachen" — deſto beſſer alſo für die Herren, die es verachten und in dieſem verachteten Zuſtande ſehr ſorgfältig zurückhalten!

Das beklemmte Weſen dieſer Männer, welche den Fortſchritt der Zeit nur damit bewirkten und bei der Stufe der Bildung, welche die Deutſchen damals einnahmen, auch nur damit bewirken konnten, daß ſie an die Stelle der Barbarei, die an den Höfen und in allen Verhältniſſen der bürgerlichen Geſellſchaft herrſchte, nur eine andere Barbarei ſetzten, geht aus der Stellung, die ſie ſich ſämmtlich zu den Freigeiſtern gaben, am deutlichſten hervor. Sie ſelber ſind aufgeklärt — ſelbſt der ſtreng religiöſe Haller ſagt in ſeinem Lehrgedicht „über den Urſprung des Uebels": „Gott liebet keinen Zwang, die Welt mit ihren Mängeln iſt beſſer als ein Reich von willen-loſen Engeln" — der Gebildetſte unter ihnen, Hagedorn, geht ſogar ſo weit, daß er die Weisheit als ein Mittel zur Glückſeligkeit des Lebens preiſt, den Genuß des Lebens gegen die Grübler und Pedanten vertheidigt und Wein und Liebe zum vorzüglichſten Gegenſtande ſeiner Poeſie macht — ſie ſuchen alſo alle die Freiheit und wollen frei ſeyn, wer aber die Freiheit weiter faßt als ſie, iſt ihnen ein Spötter und Frevler gegen die Satzungen, die ſie noch als göttlich verehren. Brockes ſchickt den Freigeiſt zu den Tulpen und Roſen in die Schule, Haller tröſtet den Tugendfreund über die Frechheit der Spötter mit der Bemerkung: „laß den Freigeiſt mit dem Himmel ſcherzen, falſche Lehre fließt aus böſem Herzen", und ſelbſt Hagedorn iſt im Stande, die Muſe des Weins und der Liebe zu „ſchriftmäßigen Betrachtungen über einige Eigenſchaften Gottes" zu zwingen. Alle dieſe Männer haben die Oppo-

ſition der entſchiedenen Mittelmäßigkeit gegen die Freigeiſter durchgeführt, aber eben dieſelbe Mittelmäßigkeit war zugleich auch eine Auflehnung gegen die excentriſchen Hyperbeln der Rechtgläubigkeit, die Abſchwächung der hyperboliſchen Glaubensſätze und das ſicherſte Mittel, auf eine Zeit und auf ein Volk zu wirken, wo die Mittelmäßigkeit die Alleinherrſchaft beſaß.

Dieſe Mittelmäßigkeit führte auch auf beiden Seiten das Wort, als es in dem Streit zwiſchen Gottſched und den Schweizern zu den erſten Regungen einer Theorie des Schönen kam.

§. 20.

Gottſched und die Schweizer.

Die von Andern ſchon oft genug dargeſtellte äußere Geſchichte dieſer Streitigkeiten *) werden wir nicht von neuem darzuſtellen brauchen. Sie iſt ohnehin ächt deutſch und verläuft in dem Geleiſe der literariſchen Streitigkeiten, die ſeit einem Jahrhundert unſere einzige öffentliche Volksangelegenheit waren.

In ihrer, noch vorzugsweiſe moraliſchen Zwecken gewidmeten Zeitſchrift, den Discurſen der Maler, 1721 — 1723. thaten die Schweizer zuweilen einige Schritte auf das Gebiet der äſthetiſchen Kritik. Sie erklären ſich gegen den Schwulſt eines Hoffmannswaldau und Lohenſtein und empfehlen die Einfachheit eines Caniz, Beſſer und

*) Siehe beſonders: Nachträge zu Sulzers allg. Theorie der ſchönen Künſte. Achter Band.

Aehnlicher. Gottſched nimmt ſich ihrer an, als ſie von den elendeſten der damaligen Reimer angegriffen wurden. Sie laſſen ſich aber durch dieſe Beiſtimmung nicht beſtechen und behalten ſich bei dem Gefühl einer Differenz, die ſie von dem franzöſiſch gebildeten und nach Correctheit ſtrebenden Gottſched trennte, die Freiheit zu jedem Angriffe vor. Andererſeits ſtimmt Gottſched den Schweizern immer noch bei, als dieſe zu einer klareren Einſicht in das kamen, was ſie eigentlich wollten, und Bodmer den „Briefwechſel über die Natur des poetiſchen Geſchmacks“ — 1736 — herausgab. In der That aber, einer Kritik entgegenzutreten, welcher die Beſſer, König, Heräus, Pietſch und er ſelbſt als Muſter galten, hatte Gottſched keinen Grund und was die allgemeinen kritiſchen Grundſätze betrifft z. B. den Grundſatz, daß die Poeſie Nichts als eine Art Malerei, daß die Kunſt Nachahmung der Natur und der Geſchmack in den Verhältniſſen der Dinge ſeine unveränderliche Regel habe, ſo ſagten damit die Schweizer den Norddeutſchen Nichts Neues und Gottſched konnte ſie immer noch anerkennen und ſich über die Anſtrengungen ſeiner Rivale mit der Bemerkung tröſten, daß er mit ſeiner „kritiſchen Dichtkunſt“ das Verdienſt habe, alle dieſe Unterſuchungen hervorgerufen zu haben.

Nichts aber konnte die Schweizer, die jeden Augenblick als Reformatoren des verderbten Geſchmacks in Deutſchland zu triumphiren hofften, empfindlicher reizen als der Vorwurf, daß ſie Nichts Anderes aufſtellten, als was der

äſthetiſche Dictator der Deutſchen ſchon längſt vorgetragen habe. Es erfolgten von ihrer Seite neue ungewöhnliche Anſtrengungen und in dem Jahre 1740 und 1741 erſchienen ſchnell hintereinander Breitingers Abhandlung von der Natur, den Abſichten und dem Gebrauch der Gleichniſſe, deſſelben kritiſche Dichtkunſt und Bodmers Schrift über das Wunderbare, eine Vertheidigung des von ihm überſetzten und empfohlenen Milton, von welchem Gottſched geſagt hatte, daß die Deutſchen trotz aller Empfehlungen und Drohungen ihm doch keinen Geſchmack abgewinnen würden.

Der eigentliche Streitpunkt — um es mit Einem Worte zu ſagen — war das ſymboliſche Element der Poeſie, das Gleichniß, das Bild, die Metapher. Die Schweizer ſind darum bedeutend und waren Sieger, bis die Kritik und Poeſie dem Schnörkelweſen des Symbols entwuchſen, weil ſie dem Strome der Zeit folgten und das Spiel des Symbols ganz durchmachen und erſchöpfen, auch bis zum Aberwitz und bis zu der gehörigen Plattheit, die immer den Sieg und Untergang eines beſchränkten Princips bedeutet, erſchöpfen wollten. Gottſched hatte gegen die Schweizer Recht, wenn er das Maaß beobachtet wiſſen wollte, allein er mußte leiden und konnte ſich nicht halten, weil die Symbolik einmal ganz durchgemacht werden ſollte, und er konnte auch deshalb nicht Recht behalten, weil er mit ſeiner dürftigen und proſaiſchen Correctheit nichts Beſſeres bot.

„Bilder, ſagt Haller *), lebhafte Figuren, kurze Sprüche, ſtarke Züge und unerwartete Anmerkungen muß der Dichter aufeinanderhäufen oder gewärtig ſeyn, daß man ihn weglegt.“ Das iſt die Summe der ſchweizeriſchen Aeſthetik. Gottſched wollte mit demjenigen, was die Canitz, Beſſer und er ſelbſt erworben hatten, haushälteriſch umgehen, die Schweizer wollten den Beſitz vermehren und wie nothwendig dieſes Streben für die Sprache und ganze Bildung des Volks war, lehrt jeder Blick in ihre äſthetiſche Schriften. Unter den „Machtworten“ z. B., die Breitinger in ſeiner kritiſchen Dichtkunſt noch zu vertheidigen hatte und Gottſched als Extravaganzen verwarf, verſteht der Schweizer ſolche, die dem Satz eine metaphoriſche Wendung geben. Uns ſind dieſe Wendungen geläufig, damals aber waren ſie erſt zu erfinden.

Wer eine Wendung erſann, wie z. B. diejenigen in den Muſterverſen, die Breitinger anführt: „ein Aug’, das Kunſt und Weisheit ſchärfen,“ „uns kann kein größer Glück erwachſen“ — der war für die deutſche Sprachbildung ſchöpferiſch.

Die Metapher und die Zuſammenhäufung von beſchreibenden Beiworten machten damals die Poeſie aus und der Aeſthetiker hatte Alles gethan, wenn er unterſuchte, ob

*) In der Vorrede zu der Ausgabe ſeiner Gedichte vom Jahre 1748.

der Dichter ſeiner Beſchreibung der Dinge des gewöhnlichen Lebens durch ſinnreich gewählte oder auch nur zahlreich zuſammengetragene Beiworte eine „maleriſche Kraft" gegeben*) oder ob Pietſch oder der Herr von König die Bewegungen eines Regiments auf dem Exercierplatze mit einem größeren Aufwande von „Machtworten" beſchrieben habe.

Vergleichen wir mit dem gebundenen und gedrückten, aller Harmonie und Melodie entbehrenden Weſen der Poeſie die Kühnheit und den Schwung der Melodie ſo wie den Reichthum der Harmonie, den die deutſche Muſik der damaligen Zeit ſich erwarb, ſo ſcheint es, als ob wir verſchiedene Zeitalter, die Werke verſchiedener Generationen, ja eine andere Menſchenart vor uns hätten — — dieſer Schein wird ſich aber ſogleich auflöſen.

*) Breitinger rühmt z. B. die Brockes'ſche Beſchreibung des „Waſſers im Frühlinge:" „ſchau, wie ſich dort ein blauer Schwarm beſchuppter Fiſche mit frohem Wimmeln regt und wunderſchnell ſein flüſſig's Wohnhaus trennt."

§. 21.

Bach und Händel.

So lange ein Volk noch ſo eingeengt lebt, daß es keine eigene öffentliche allgemeine Angelegenheit hat, beſitzt es immer ein Heiligthum, in dem es ſich verſtohlener Weiſe oder auch unter dem Schutz und der Begünſtigung ſeiner Herrn einmal die Bruſt ausweitet und vom Schmutz ſeiner Knechtſchaft reinigt. Die Religion hatte in der Zeit, die wir hier behandeln, für die Deutſchen nicht mehr die Bedeutung eines ſolchen Heiligthums; die tautologiſche Wiſſenſchaft eines Wolf führte in einem einförmigen Kreiſe herum, aber nicht in verborgene Tiefen; die Dichtkunſt, die ſich nur für einen Herrn von Flemming, für die kranke Zeh Friedrich Auguſts oder für die rhythmiſchen Bewegungen eines Infanterieregiments begeiſterte, konnte das Volk auch nicht erheben;

die Baukunſt lieferte nur noch geſchmackloſe Entwürfe für die Palläſte der Großen: in dieſem elenden Zuſtande war die Muſik der Genius der Freiheit. Die Muſik, die an den zahlreichen Höfen der Großen als Luxus=Artikel, in der Kirche als Magd diente, gab dem gemeinen Mann einen Schwung, um den ihn die Großen, wenn ſie von dieſem Labſal eine Ahndung gehabt hätten, nicht nur beneidet, ſondern auch policeilich beargwohnt hätten; ſie tödtete doch in jedem kleinen Städtchen die herrſchende Gemeinheit in einigen Kernſeelen, löſchte das Fieber, in welchem die Edeln, die in den gepreßten Zuſtänden zerſchunden waren, hätten verſchmachten müſſen, und erhob die Männer, über deren Erquickung und Stärkung wir uns heute noch freuen, weit über ihre enge und eingeſchnürte Lebenslage hinaus. Leſ't in Faßmanns Bedienten=Erzählungen die Beſchreibung der Feſte Friedrich Auguſt's, vergleicht ſeine Aufzählung der Policei=Edicte Friedrich Wilhelms über den Wollverkauf oder über die Fabrication der Holzſchuhe, hört Pietſchens Kanonen in die blaue Luft brüllen, leſ't Brockes läppiſche Tändeleien, Beſſers und Königs Kriechereien und hört nur z. B., wie Schubart ſeinen Vater beſchreibt*), um ſogleich zu ſehen, wo ſich damals der Kern der Nation befand und regte. Dieſer „Verehrer und Förderer der Tonkunſt, ſagt Schubart von ſeinem Vater, dem armen Cantor in einem kleinen Flecken der Grafſchaft Limburg, ſang mit Empfin=

*) In ſeinem Leben, I, 3 flgd.

dung und Geſchmack, ſein Haus war ein beſtändiger Concertſaal, darin Choräle, Motetten, Klavierſonaten und Volkslieder wiedertönten. Seine Phyſiognomie war edel, Seelenfeuer verkündend, ſeine ganze Perſon ſtellte den geſunden kühnen deutſchen Mann dar."

Das Talent, das Genie, die Kraft und das Selbſtgefühl retteten ſich in die Muſik, genoſſen und ſchuſen in der Muſik. Wenn ſich das Selbſtgefühl nicht ſelten als Uebermuth des Lebensgenuſſes und als Hohn gegen die conventionellen Regeln des damaligen Lebens äußerte, ſo wird der Geſchichtſchreiber ſich nicht darüber grämen, daß eine Zeit, die dem Geiſte Gränzen geſetzt hatte, die nur verſpottet werden konnten, von einigen unabhängigen Geiſtern ihre gerechte Würdigung erhielt. Und was iſt größer, die Gewiſſenhaftigkeit, die mit der Beobachtung der Regeln, welche die Form der Perrücke beſtimmten, ſich groß wußte, oder das künſtleriſche Gefühl für jene Kleinigkeit, die in den wahren Schöpfungen des Geiſtes, wenn ſie die letzte Stufe der Vollendung erreichen ſollen, das Ganze ausmacht? Was ſtärket und bildet den Geiſt: das Studium der Geſetze, welche die krumme Linie oder das Maaß des Winkels beſtimmen, den der Rücken bei den Verbeugungen vor den verſchiedenen Größen der Großen zu machen hat, oder die heroiſche Arbeit, mit der ſich der Künſtler bemüht, jenes Haar-breit von der Kunſtgeſtalt wegzuſchaffen, welches die Vollendung der Form hindern würde?

Die deutſchen Organiſtenſchulen hatten ſich ſchon während des ſiebenzehnten Jahrhunderts den Ruhm erworben, daß die größten, die wahren Orgelſpieler aus ihnen hervorgingen, und dieſe erweiterten fortwährend das Gebiet der Harmonie, in welchem ſie bald nach dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts als die Geſetzgeber herrſchten. Händel und Bach *) waren Zöglinge ſolcher Organiſtenſchulen, Meiſter des Orgelſpiels, kühne Entdecker im Reich der Harmonie und jener nach einem Kampfe mit der italieniſchen Melodie, der ſeine rieſenhafte Natur bis an die Gränze des Wahnſinns brachte, in ſeinen Oratorien, dieſer durch die reine Kraft und Entwicklung ſeines imperatoriſchen Geiſtes in ſeinen Fugen die Schöpfer von Kunſtwerken, die ihre eigene Form erſt ſelbſt beſtimmt haben, in ihrer Art nicht übertroffen werden konnten und für alle Zeiten einzig daſtehen.

So kühn und ſicher wie Bach hat Niemand declamirt und wird — in der Muſik — Niemand mehr declamiren. Der „entſetzlichen Vollſtimmigkeit und nachdrücklichen Stärke und Muthigkeit" der Händelſchen Chöre hatte die Vergangenheit Nichts Aehnliches an die Seite zu ſtellen und wird die Zukunft — in dieſer Art der Muſik — Nichts an die Seite ſetzen können.

*) Jener 1684 in Halle geboren, dieſer 1685 zu Eiſenach und ſeit 1723 bis an ſeinen Tod 1750 Cantor an der Thomas-Schule in Leipzig.

Wie kamen nun dieſe Männer in ihre Zeit und was wollten ſie in derſelben?

Ein Pietſch oder ein Beſſer und ein Bach: welch ein Unterſchied, der kaum noch Unterſchied genannt werden kann! Ein Brockes und ein Händel! Ein Bach und Händel, Dictatoren in einem ganzen Kunſtgebiet, und ein Bodmer und Breitinger, Schulmeiſter, die noch nicht einmal die erſten Anfangsgründe der Poeſie zu faſſen wußten! Welch ein Unterſchied!

Menſchen, Männer, die in dieſer Umgebung als Imperatoren erſcheinen, was bedeuten ſie in einer Zeit, die nur Bedienten kannte?

Wie ſie in dieſe Zeit kamen, iſt ſehr genau zu ſagen, was ſie wollten, was ſie bedeuten und nach den Abſichten der Geſchichte bedeuten ſollten, nicht weniger genau, wenn die Geſchichte unter den jetzigen Verhältniſſen von ihren Abſichten reden dürfte.

Alles, ſahen wir, Alles von den Entſchließungen der oberſten Willkühr an bis zu den Tändeleien eines Brockes und Haller war in dieſer Zeit nur das Werk der Stimmung, der gedankenloſen, nur einem Inſtincte folgenden Stimmung. Die innere rein perſönliche Stimmung, das Vibriren des Innern leitete die Oberen, trieb die Männer des Fortſchritts weiter und ängſtigte die Bedienten. Wir ſtehen hier in der Zeit der Stimmung.

Die Meiſter der Muſik haben alſo das Princip ihrer Zeit vollendet; ſie haben ihm den reinen, künſtleriſchen, vom

Egoismus und von der Sclavenfurcht unbefleckten Ausdruck gegeben. Die Muſik iſt der reinſte Ausdruck der bloßen Stimmung — die claſſiſche Vibration.

Wenn in Ludwig dem Großen das Princip dieſer Zeit die vollendetſte Erſcheinung als Selbſtgefühl des Privilegium und der Ehre erhalten hat, wenn in Deutſchland Niemand dieſem Ausdruck eines ganzen Zeitprincips gleich kam,[1] ſo haben ihn Händel und Bach unendlich übertroffen: ihre Stimmung war die gewaltigſte und reinſte, ihr Rhythmus unverwüſtlich, ihre Declamation unwiderſtehlich, ihr Selbſtgefühl unbedingt geſetzgebend, auch ihr Antlitz ihrem Geiſte gleich — imperatoriſch. Der Cantor hat den größeſten Monarchen in ſeiner eigenen Art, in ſeinem Princip überragt. Die Schwingungen des monarchiſchen Gefühls wurden von den Schwingungen der muſikaliſchen Seele vollſtändig überwältigt und überflügelt.

Die Bewegungen dieſer Zeit — ſahen wir ferner — waren im Grunde, ſo weit ſie Fortſchritte genannt werden konnten, religiös d. h. auf die Entſcheidung der Sache der Religion gerichtet. Aber ſie kannten nicht ihr wahres Ziel und da ſie dennoch auf einem Gebiete vor ſich gingen, auf welchem das Selbſtbewußtſeyn in voller Klarheit herrſchen muß und allein entſcheiden kann, auf dem der Sprache und Reflexion, ſo waren ſie nicht nur erfolglos, ſondern auch in ihrer Erſcheinung widerlich und zurückſtoßend. Die Muſik war als reiner Erguß der Stimmung das erſte und leichteſte Mittel zur Entſcheidung dieſer Sache der Religion

und als die Kunſt der Reflexionsloſigkeit und Unbewußtheit der angemeſſene Ausdruck für das Geheimniß, welches die harte, unklare Zeit in ihrem Schooße trug — die Weiſſagung einer Zeit, welche nach langen Kämpfen, Verirrungen und Verſuchen das Wort des Räthſels auch ausſprechen ſollte.

Bach und Händel, indem ſie ſämmtlichen Stoff des religiöſen Gefühls frei umgeformt und in reine Declamation verwandelt haben, ſind muſikaliſch deſſelben Meiſter geworden, nachdem die Baukunſt und Malerei ihr ſtummes Werk ſchon früher vollendet hatten. Hand und Auge waren zuerſt frei geworden: — jetzt wurde die Stimme und das Gehör frei und dieſer erſte Jubel der Menſchheit über ihre wiedergewonnene Freiheit fiel in die Zeit, die ſo dumpf und verſchloſſen ſeyn mußte, wie wir ſie haben kennen lernen, wenn er nicht vom Argwohn der Menſchen gegen ſich ſelbſt beim erſten Ausbruch erſtickt werden ſollte.

Berlin, gedruckt bei F. Rietack.